Druck von J. L. Kober in Prag.

K. Herloßsohn's

Historische Romane.

Erste Gesammtausgabe.

VIII.

Die Mörder Wallensteins.

Zweiter Band.

Prag.
Verlag von J. L. Kober.
1865.

Die Mörder Wallensteins.

Historisch-romantisches Gemälde

von

K. Herloßsohn.

Zweiter Band. — Dritte Auflage.

Prag.
Verlag von J. L. Kober.

1.

Der bestimmte Zeitraum war abgelaufen, nach welchem vorgeblich die Gräfin und Bohumila nach Prag zurückkehren sollten.

Graf Sylvio sah dem Tag mit brennender Sehnsucht entgegen. Seine Leidenschaft hatte mit einer Allgewalt sein Wesen erfaßt, daß Leib und Geist gleichmäßig erregt und erschüttert waren. Diese rasende Liebe, gereizt durch den Widerstand und die Räthsel, welche den Gegenstand derselben umhüllten, stachelte seine südliche Natur auf, drohte aber zugleich, den schwächlichen Körper zu zerbrechen. Er wandelte träumerisch, abgezehrt wie ein Schatten umher, war für keinen Freund, selbst nicht für die besorgnißvollen Fragen der Aerzte, zugänglich. Nacht für Nacht und immer vergebens durchirrte er, seinem Versprechen zuwider, die Stadttheile an der Moldau, um die Spuren des geheimnißvollen Hauses aufzusuchen. — Die angstvollsten Zweifel, ob Anna — Bohumila — auch wiederkehren würde, ob man nur ein Gaukelspiel mit ihm getrieben, ob Alles vielleicht ein Phantom, ob Anna's Mutter eine böse Zauberin, die seine Sinne berücken wolle, zermarterten ihn. Sein Hirn brannte, sein Herz glühte und in diesem war jede Fiber nur Liebe, unsinnige Liebe für Anna! —

Endlich erschien der ersehnte Tag. Im Abenddunkel ward auf geheimnißvolle Weise ein versiegeltes Blatt in seiner Wohnung abgegeben, worin die Damen ihre Ankunft und auf den folgen-

den Abend in der zehnten Stunde ihr Wiedersehen ni der ausbedungenen Weise meldeten.

Seine Freude, sein Entzücken war ebenso grenzenlos, wie sein Schmerz kurz vorher. Er jubelte und jauchzte, berauschte sich im Wein, beschenkte seine Dienstleute und geberdete sich wie ein Sinnloser, so daß sein greiser Haushofmeister, der in der Kinderzeit sein Pfleger gewesen und ihm mit großer Zärtlichkeit anhing, ernstliche Besorgniß hegte.

Diese schwand zum Theil im Verlauf des folgenden Tages, als der Graf ruhiger sich betrug, nur manchmal selig vor sich hin lächelte, und sich, als es Abend wurde, mit der größten Sorgfalt ankleiden und schmücken ließ. „Es wird ein galantes Abenteuer sein," dachte der alte Diener schmunzelnd, „der Graf ist noch jung." — Knapp vor zehn, oder nach damaliger Zeitrechnung zwei Uhr — zwei Stunden nach Sonnenuntergang etwa — ließ er sich ein Pferd satteln, warf den Mantel um und ritt, nur von einem einzigen Reitknecht begleitet, in die Altstadt. Unter dem finstern Brückenthurm hielt er, stieg ab, ließ dem Diener sein Pferd und befahl ihm, hier seiner Rückkunft zu warten. Dann bog er zu Fuß in die Kreuzherrngasse ein. —

Eine Stunde vorher in der dichten Dämmerung, die um so dunkler ward, als sich der Himmel mit nachtschwarzen Wolken überdeckt hatte, und fernes Brausen und Rollen den nahen Ausbruch eines Gewitters verkündigte, rauschte von der Gegend der Ueberfuhr am Jesuitengarten auf der kleinen Seite, eine dicht verhängte Gondel langsam über die vom rabenschwarzen Himmelwiderschein wie mit einem Sargtuch bedeckte Moldau hinab, in die jenseitige Ufergegend des František und gegen das Hirschwaschhaus (jelenî prádlo).

In dieser Gondel befanden sich drei Personen, alle dicht in Mäntel gehüllt: ein Mann und zwei Frauen, die Letzteren maskirt. Alle drei waren stumm und gewiß von seltsamen Gedanken und

Gefühlen bewegt. Wir erkennen in ihnen die Gräfin und Bohumila, dann Pater Xaver. Am ruhigsten schien der Letztere, sein berechnender Geist ließ ihn selten die Fassung verlieren. Die Gräfin war im Innern furchtbar angespannt und aufgeregt, aus ihren Augen leuchtete es durch die Maske oft wie ein Blitz, mächtig genug, den finstern Raum der Gondel zu erhellen. Und aus Bohumila's Brust stahl sich nur zuweilen, kaum hörbar, ein Seufzer, den das Rauschen der Wellen übertönte, — der wie leises Gebet, wie duldsames Weinen klang.

Am Ufer angelangt, verließen sie das Fahrzeug und verloren sich weit abwärts vom Strande zwischen verfallenen Häusern und Gartenmauern. —

Bevor die beiden Frauen in Begleitung des Jesuiten den Hradčin verließen, hatten sie noch eine Unterredung miteinander.

Die Dienerin, welche sie angekleidet, hatte sie eben verlassen.

Bohumila war, wenn auch weniger prachtvoll geschmückt, so doch reizender in der Einfachheit ihrer Gewandung, als das erste Mal. Ein schneeweißes Gewand, von Silbertressen und Spangen mehrfach umschlungen und gehalten, umwob ihre schlanken Glieder, blaue Perlenschnüre durchflochten das blonde Haar. Die Gräfin trug, wie bisher, ihre Trauergewänder. —

„Bohumila," sagte die Gräfin, „Du kennst Deine Rolle, bemeistere Dich, sei nicht schwach."

— „Und wenn Piccolomini," versetzte das Mädchen beklommen, „beharrt, wenn er meiner doch begehrt — Mutter —!" Sie vollendete nicht, Leichenblässe legte sich auf ihre Wangen.

„Wenn er beharrt, Bohumila," versetzte die Gräfin, und ein leises Zittern durchfloß bei diesem Gedanken selbst ihre Glieder.

„Ach dann Mutter," — sagte das junge Mädchen mit herzzerschneidendem Tone, und die Thränen quollen ihr die Wangen hinab.

„Dann," entgegnete die Mutter streng, „mußt Du die Sei-

nige werden. Du mußt ihn lieben — Du hast es mir geschworen — denk' an Deinen Eid! — Du mußt ihm gehören, um ihn dann doch elend zu machen."

„Werd' ich das können, Mutter?"

— „Du mußt es können, vielleicht nur auf kurze Zeit."

„Mutter, Mutter!"

„Armes Kind, Du bringst mir ein großes Opfer, mein Herz blutet dabei; aber bin ich selbst eine Märtyrerin, eine Märtyrerin von langen Jahren und von zahllosen Stunden, deren jede ein Jahr!"

Die Gewalt der Liebe überwand Alles in der Brust des geängsteten Mädchens, sie sank der Gräfin mit dem Ausrufe: „Ja, Mutter, für Dich geh' ich ja in den Tod!" an die Brust.

Jetzt feuchtete sich auch der Blick der Frau von Terzky, sie umschlang ihr weinendes Kind, küßte es auf die Stirne und sagte sanft:

„Verzage nicht, Bohumila! Noch bau' ich auf meinen Plan. Der Gott der Rache war bisher für mich. — Mißlingt es, armes Kind! Dann bringst Du mir wohl ein kurzes Opfer — aber groß ist dann der Lohn Deiner liebenden Seele, die solchen Sieg erfochten. Wir ziehen mit ihm in eine Einöde, nachdem wir ihn vom Herzen des Oheims losgerissen, seines Ranges, seiner Ehre, seines Glanzes entkleidet, nur um des Fürsten Haupt mit Schmach zu bedecken — denn was wär' der thörichte Knabe allein für meine Rache; — wir verlassen ihn mit dem schrecklichen Bewußtsein, daß er nicht geliebt worden. Mag er dann reuig und schandbefleckt zu dem Oheim zurückkehren; sein Lebenskern ist gebrochen und der des Alten vernichtet — dann dessen Gott und Teufel ist der Ehrgeiz!" —

„Bete, mein Kind," fuhr sie weiter fort, „Dein Gebet, ja solcher Herzen Gebet, erhört der Himmel noch; bete um Kraft, und dann sei standhaft, — schweige, wenn Du nicht sprechen

magst: ich will reden. Kleide Deine Miene in Mitleid, nur nicht in Schrecken und Abscheu, wenn das Aeußerste von Dir gefordert wird. Dann magst Du zittern, aber Dich ergeben. Er wird an Deine Liebe glauben und an Deine Angst vor seiner Verschmähung." —

In diesem Augenblicke meldete Basil den Pater Xaver.

Bald darnach stiegen sämmtliche drei Personen in den Wagen und fuhren schweigsam den Hradčin und die Kleinseite hinab, über den Waldsteinplatz, am Palast des Herzogs vorüber, durch die gleichnamige Straße, deren ununterbrochene Mauer zur Rechten den prachtvollen Garten einschließt, — Alles Stätten der peinlichsten Erinnerung für die Gräfin — bis in die Gegend der Jesuitenüberfuhr.

Auf ihrem weitern Wege in der Gegend und über den František haben wir sie bereits beobachtet. —

Als hätte sich gegen Graf Sylvio auch die Natur verschworen, so entlud sich bei seinem Eintritt in die Kreuzherrngasse das Gewitter in all seiner majestätischen und prächtigen Furchtbarkeit. Die Junisonne hatte den Tag über mit sengender Glut über der Atmosphäre gebrütet, jetzt entlud sich Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag, die Wolken öffneten ihre Schleußen und gossen Bäche vom sengenden Himmel herab.

Sylvio hätte können unter das Portal des Clementinums flüchten, aber er hüllte sich nur dichter in seinen Mantel, denn die Lavaglut seiner Liebe trieb ihn vorwärts, wie die Sturmesgewalt jener Blitze; er fürchtete den harrenden Boten zu versäumen, denn von dessen Seite gehörte große Ausdauer oder ein gemessener Befehl dazu, um bei solchem Unwetter an der Kirchenecke länger, als eine bedungene Frist auszudauern.

Er rang sich vorwärts durch Sturm und Nacht, die Blitze waren seine momentanen Leuchten in der grauenvollen Finsterniß. — —

Kaum hatte die Herrschaft den Hradčin verlassen, so saßen Basil und Madlena wieder bei ihrer Abendmahlzeit in der traulichen Stube.

Lange schwieg das treue Dienerpaar, endlich mußte doch der ehemalige Haushofmeister seinem gepreßten Herzen Luft machen. — „Was diese abermalige Fahrt nur wieder zu bedeuten haben mag,“ sagte er, vorsichtig ausholend, „und das Fräulein war wieder festlich geschmückt, der Pater auch dabei.“

„Ihr wißt, ich frage nach gar nichts,“ entgegnete Madlena, „obwohl mich's in einer Art bekümmern möchte, wenn auf diese Art und durch den Pater eine Heirath des Fräuleins bewerkstelligt werden sollte.“

„Wie meint Ihr das, Frau Kammerdienerin?“

— „Je nun, wir haben ja neulich davon gesprochen und es hat sich seitdem auch mancherlei begeben, was ich Euch angedeutet habe; — von wegen des fremden Cavaliers ist es, der das Fräulein liebt und sie mit seiner Neigung verfolgt. — Ich glaube, sie liebt ihn auch, wenn sie's gleich nicht gesteht. Das gute Kind wagt es weder zu lieben, noch zu hassen, ohne Befehl und Erlaubniß der gnädigen Pflegemutter.“

„Ja, das ist wahr, Frau Kammerdienerin! ein edles Mädchen, ein halber Engel.“

— „Ach, denen ergeht's oft am Bittersten in der Welt.“

„Das wollen wir bei ihr nicht hoffen, Frau Kammerdienerin.“

„Und was ich sagen wollte,“ fuhr die Alte mittheilsamer fort, „von wegen des fremden Cavaliers. Das Fräulein liebt ihn gewiß auch; ich habe so meine stillen Beobachtungen. Sie hat mir Alles erzählt, was er ihr auf dem letzten Kirchgang gesagt hat, wo er sich ihr zu Liebe, — es ist recht drollig für einen Ritter — als Kapuziner verkleidet hat. Sie glühte damals wie eine Rose und war recht aufgeregt. Erst wollte sie's verschweigen vor der gnädigen Gräfin, aber Ihr wißt ja, Herr Haushofmeister,

sie kann nichts auf dem Herzen behalten. — Und seltsam, die Gnädige war diesmal nicht böse, wie sie den Namen des Cavaliers hörte. Sie ließ sich denselben mehrmals vorsagen und wurde nachdenklich darüber, — und meinte sogar, sie wollte mit dem jungen Herrn selbst sprechen; dann besann sie sich aber anders, und meinte, das sollte der Pater Xaver thun."

„Der Pater Xaver!" wiederholte Basil; „Ihr wißt, Frau Kammerdienerin, ich mißtraue Niemandem und beargwohne Keinen, aber seit der Pater in unser Haus gekommen, haben alle diese Heimlichkeiten angefangen und die Gräfin hat keine ruhige Stunde, um endlich ihren großen Schmerz vergessen zu können. Es ist hier wie in einer Gruft, oder in einem Karthäuserkloster. Und wenn vielleicht gar der Jesuit das Fräulein verheirathen sollte —"

„Ja, da ist's eben, was mich betrübt, und was mich den armen jungen Cavalier bedauern ließe. — Dem Fräulein war heut auch gar nicht so Muthe, als sollte es zu Banket oder glücklicher Verlobung gehen. Sie zitterte, als ich ihr hinten das Kleid zusammenstellte und weiß sah sie aus, wie ihr Gewand, freilich immer noch schön. — Wie ein Opferlamm kam sie mir vor! — Wenn die einen Andern nehmen müßte, als den, welchen sie liebt, es wäre ein Jammer. Aber sie wird's thun, sie wird gehorchen mit blutendem Herzen und schweigen. Ihr werdet's sehen, Herr Basil, Herr Haushofmeister, wollte ich sagen."

— „Ja, was die Jesuiten betrifft, der selige Herzog konnte sie auch nicht leiden; sie waren ihm stets zuwider und jederzeit seine Feinde bei Hofe. Sie sind auch allein an seinem Tode schuld, meine ich. Er ward ihnen zu mächtig und nahm's nicht streng in Glaubenssachen, wie sie umgekehrt gerade wollen. — Sonderbar, daß die gnädige Frau gerade einem Solchen ihr ganzes Vertrauen geschenkt hat. — Aber man ist ein Diener, man hat d'rüber kein Urtheil und soll sich darum gar nicht bekümmern."

„So meine ich auch," wiederholte nach einigem Besinnen

Madlena und fuhr wohlgefällig erzählend fort: „Der junge Herr ist gar ein vornehmer Cavalier aus Hispanien und reich und elternlos; ein freier Mann, der wählen kann, wie er will. Er war auch im Felde, unter Pappenheim. Ihr solltet ihn nur sehen, Herr Haushofmeister! Zuerst sah er recht blaß und leidend aus, das kam von der Blessur, die er im Kriege bekommen; jetzt hat er aber ein gar frisches, stattliches, edles Wesen, und so recht feurig. So, meine ich, muß Seine Gnaden, der Herzog ausgesehen haben, in seinen jungen Jahren.“ —

In diesem Augenblicke erschallten Tritte im Gange vom Saale her.

„Jesus, Maria, Joseph!“ rief Madlena, „es ist Jemand im Haus!“

„Es kann Niemand im Hause sein,“ versetzte Basil aufstehend, „ich habe das Thor selbst geschlossen.“

— Da pochte es aber dicht daneben laut an die Thüre des Fräuleins.

„Heilige Mutter Gottes! Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ kreischte die Alte, und glitt zur Hälfte vom Stuhle.

„Keine Angst haben, Frau Madlena, Frau Kammerdienerin!“ versetzte Basil mit unerschütterlicher Ruhe, sprang an die Wand, nahm einen Hirschfänger von dort in die Rechte, mit der Linken griff er nach dem Wachslicht, hielt es hoch und trat gegen die Thüre.

Aber diese sprang gleichzeitig auf und herein trat ziemlich unbefangen und heiter Don Rafael. —

„Gut Freund!“ sagte er, die beiden Personen überblickend: „Oh, hier sehe ich ja meine Freundin, meine gekränkte, aber wieder versöhnte Freundin! Erst will ich Dir meinen tausendfachen Dank abstatten. — Du hast mich unaussprechlich glücklich gemacht. Bleibe fortan mein Schutzengel!“

„Aber gnädiger Herr!“ rief die Alte verdutzt, und gab

Basil einen Wink, der auch sofort den erhobenen Hirschfänger sinken ließ, „was führt Euch denn hierher?“

„Vor Allem die Liebe, das wirst Du wissen. Ich möchte Deine Gebieterin sprechen.“

— „Aber Eure Gnaden,“ nahm jetzt Basil das Wort, „eine submisseste Frage: wie — auf welche Art sind dieselben hereingekommen? Ich habe pflichtgetreu das Hausthor“ —

„Wie ich hereinkam? Durch den Saal hier nebenan, ein Fenster war offen. — Dann durch den Garten. In der gräulichen Finsterniß — oben zieht eins der schwärzesten Gewitter auf, und Ihr werdet gleich davon hören — tappte ich mich weiter — bis ich hier in der Nähe leise Stimmen hörte, und so bin ich bei Euch.“ —

„Aber gnädigster Herr! Ich möchte submissest gern wissen; — die Bäume sind doch abgehauen — nicht wegen Euer Gnaden; aber denselben Weg könnten Diebe wählen, und wir und die Damen — die Damen und die Dienerschaft, wohnt hier ganz abgelegen und allein.“ —

„Sei ruhig, würdiger Alter; die Bäume sind freilich umgehauen, und wahrscheinlich mir zu Liebe — aber den Weg, welchen ich jetzt gewählt, suchen keine Diebe auf. Er ist ein wenig beschwerlich; das siehst Du daran, daß ich meinen Degen zurückgelassen und mich für den Nothfall nur mit diesem spanischen Dolch bewehrt habe. — Aber, wo finde ich Eure Gebieterin, — und das Fräulein?“ —

„Die gnädige Gräfin und das Fräulein,“ versetzte Madlena eilfertig, „sind ganz spät noch ausgefahren, mit dem Pater Xaver. Wohin? das erfahren wir nicht. — Wir sollen sie auch nicht vor Mitternacht erwarten. — Was befehlen der gnädige Herr von der Frau Gräfin?“

„Die Frau Gräfin,“ wiederholte Rafael; „ach! das gehört wieder zu meinem Mißgeschick. Ich wollte Eure Gebieterin selbst

fragen, warum sie mich haßt — so scheint es doch — da sie mich nicht kennt, und also wollte ich mich ihr zu erkennen geben. Vielleicht hätte das Fräulein eine Fürbitte für mich eingelegt. — Das hilft nun nichts: Ich muß zu günstigerer Stunde wieder kommen. Seid so gut und verschweigt der Frau Gräfin meinen Besuch, dem Fräulein sagt insgeheim davon und legt ihr meine Ehrfucht zu Füßen. — Verzeiht die Störung! Hört Ihr den Donner grollen: ich muß jetzt an den Rückweg denken. Gute Nacht!"

„Eure Gnaden werden doch nicht denselben Weg durch die Fenster?" — fragte Basil etwas verwundert.

— „Ein anderer wäre mir freilich unter diesen Umständen lieber."

„Ich werde mir erlauben, das Hausthor aufzuschließen," sagte der Haushofmeister, nahm den Schlüssel von der Wand, ein Licht vom Tische, und leuchtete dem seltsamen Gaste voran.

„Vergiß meines Grußes nicht!" sagte Rafael noch im Fortgehen zu der sich demüthig verneigenden Madlena. —

„Ein stattlicher Herr!" sagte Basil, als er mit dem Hausschlüssel zurückkehrte, „und so entschlossen, so frei: ja, der muß von edlem Stamme sein."

— „Aber haben wir auch gut gethan, Herr Haushofmeister?" fragte Madlena etwas kleinlaut.

„Da er nun schon einmal im Hause war, konnten wir ihn doch hier nicht festhalten! Es war doch besser, ihn wieder hinauszulassen."

— „Ach, was wird die gnädige Frau sagen, Herr Haushofmeister!"

„Da es kein Dieb ist und Ihr ihn kennt und das Fräulein, und da er versprochen hat, wiederzukommen!"

— „Denkt Ihr im Ernste d'ran, Herr Haushofmeister! daß wir der gnädigen Frau davon sagen? Er bat doch um's Gegen-

theil. Und das arme Fräulein! — Die Gräfin ist im Stande, die Fenster vermauern zu lassen. Oder sie schickt das Fräulein fort, oder der Pater muß es schnell mit einem Andern verheirathen."

„Freilich, freilich, Frau Kammerdienerin! Das arme Fräulein. — Wie wär's — es ist freilich gegen ein redliches Dienergewissen — wir sagten dem Fräulein allein davon!"

„Und die in ihrer Herzensgüte und in der Bestürzung gesteht es der Gnädigen doch? Dann haben wir es verheimlicht, wir sind die Schuldigen, die treulosen Diener unserer Herrschaft. — Herr Haushofmeister! nach meiner schwachen Meinung wär' es wohl das Beste, wir schwiegen gänzlich von dem verwickelten Begebniß. Da der Cavalier wieder kommen will, so mag er selbst davon sprechen oder nicht, und verräth er uns, wird er uns in Schutz nehmen. Wir haben ihn ja nicht herein gelassen."

„Pflicht wär's doch," meinte Basil nach längerem Nachdenken, „der Gräfin Alles zu sagen. Aber — uns dauert das Fräulein, — und er liebt sie, und wie Ihr sagt: sie liebt ihn auch. Das Herz thut oft etwas, das der Kopf nicht gut heißt, eben weil es das Herz ist. — So wollen wir denn in Gottes Namen gänzlich schweigen und abwarten, wie sich diese Confusion auflöst. Die Gräfin wird uns zürnen, aber doch nicht ganz verdammen. Und mit der Verheimlichung ihres Aufenthalts und ihrer Person kann es jetzund auch nicht mehr so strenge sein, sintemal sie doch mit dem Fräulein ausfährt, auch allein, und der Kirchengang wieder gestattet worden ist."

„Ja, ja, Herr Basil, Herr Haushofmeister," stimmte Madlena ein, „dabei bleiben wir stehen." —

Die Beiden besprachen sich noch längere Zeit über den Kampf ihrer Dienerpflicht mit der Liebe zu ihrer jungen Gebieterin.

2.

Das Gemach in jenem wüsten Hause war diesmal heller erleuchtet, als das erste Mal. Die Gräfin saß im Ruhesitz, an ihrer Seite stand Bohumila, zitternd, bleich, aber schön wie eine verkörperte Lilie.

Sylvio, draußen von seiner Binde entledigt, warf am Eingang den durchnäßten Mantel ab und hingerissen von des Mädchens Liebreiz, stürzte er auf sie los mit ausgebreiteten Armen.

„Ja, mein Himmel, meine Seligkeit ist wiedergekehrt!" rief er in trunkener Freude.

Die Gräfin trat inzwischen.

„Haltet ein, Don Sylvio!" sagte sie streng. „Seid Ihr noch Eures Versprechens eingedenk, daß Ihr sie nehmen wollt, und wäre sie die Aermste und Geringste ihres Geschlechtes?"

„Ich weiß," versetzte er ungeduldig, „Ihr seid arm, seid nicht von Adel, erniedrigt vielleicht durch das Geschick: gleichviel! Meines Oheims, des Kaisers Macht gleicht Alles aus, beseitigt, tilgt, erhebt. Mein soll *sie* sein, bei meiner Grafenehre!"

— „Dann wohlan," sagte die Gräfin mit kaltem Ernst und zog die Decke von der linken Wandseite, an welcher ein riesiges Schwert hing, „dann schwört bei diesem Schwerte mit aufgelegten Fingern, was ich verlangen werde!"

„Was ist das für ein Schwert?" fragte Sylvio, „das ist keine ritterliche Waffe. Nehmt hier meinen Degen."

„Nein, Don Sylvio! Dies Schwert ist wie ein Scepter, seine Berührung adelt. Mit diesem Schwerte wurden die dreizehn edlen Patrioten Böhmens gerichtet, weil sie für ihren Glauben und ihr Recht sich erhoben gegen Ferdinand. — Schwört, Herr Graf!"

„Und wie kommt dieses Blutbeil hierher," fragte Sylvio schaudernd, — „und — wie in Euren Besitz?" —

„Es ist meines Kindes Erbe und Anna — die Tochter des Henkers von Prag!“

Sylvio schlug die Hände vor seine Augen, sank in den Sitz neben ihm und schrie in gräßlichem Schmerze auf:

„Barmherziger Gott! Mutter, Mutter! warum hast Du mich geboren! Jesus, mein Heiland!“ — —

Die Gräfin sah ihn mit leuchtenden Schlangenblicken an, dann fuhr sie im entsetzlichen Tone fort; „Nun so schwört doch, Graf! Ihr wolltet sie besitzen um jeden Preis, unter jeder Bedingung. — Zur Gattin nur und nicht zur Buhlerin geb' ich mein Kind.“

„Es ist ein Wahn,“ schluchzte Sylvio, „es kann nicht sein. Ihr seid von Sinnen! — Sagt nein, nein! Um des barmherzigen Gottes willen!“

„Herr Graf,“ sagte jetzt Frau von Terzky im Ton verletzter Mutterliebe, „Ihr wolltet doch Rang und Reichthum, Stand und Zukunft missen, um Anna's willen. Hoheit und Ruhm war Euch ein Wahnbild, Ihr wolltet den Oheim lassen und Alles in der Welt, um der Geliebten zu folgen. War's nicht so? Und nun schreckt Euch ein Wort, eine Entdeckung, die doch kommen mußte. Ist Anna weniger schön, weniger hold, weniger geist- und seelenvoll, — wie Ihr sie selbst genannt — jetzt, da Ihr wißt, daß sie des Henkers Tochter? Und wär' sie in diesem Augenblicke besser, Eurer werther, wenn eine Grafenkrone auf ihrer Wiege geprangt? Euch wundert vielleicht die Wahl meiner Worte, mein vornehm Wesen und Anna's adlicher Sinn!? So wißt denn: mir war's nicht an der Wiege gesungen, daß ich dereinst die Frau des Henkers werden soll. Aber des eigenen Vaters Verbrechen hat mich elend gemacht vor den Menschen, hat mich in diesen Abgrund gestürzt, hat mich und mein Kind mit einem Brandmal bedeckt vor der Welt, uns ausgestoßen aus der Reihe der reinen Menschen, wie Verpestete. — Ja, um noch tiefere

Schmach zu sühnen und zu wenden, reicht' ich dem Büttel meine Hand. — Wohlan, Herr Graf, der Ihr eine Krone zu Anna's Füßen legen wolltet, voll schwärmerischen Rittersinns, — wenn Ihr sie wirklich liebt, wie Ihr sonst geschworen: theilt unser Los!!"

— Eine lange, entsetzliche Pause folgte. Anna war weinend niedergesunken und umklammerte die Kniee der Mutter, Sylvio hatte seine Augen noch immer verdeckt, seine Brust arbeitete unter Schluchzen und Stöhnen, als wollte sie zerspringen.

Die Gräfin fuhr fort:

„Ja, es ist entsetzlich, Don Sylvio! Aber ich habe es ertragen, schuldlos entragen: ich bin ein Weib. Und Ihr — Ihr seid ein Mann und liebt, und werdet geliebt. Ich konnte nur hassen. Es ist kein Mährchen, Graf! Zweifelt nicht: hier, hier seht, der zweite Vorhang verdeckte bisher allerlei entsetzliche Eisengeräthe: das sind die Marterwerkzeuge für's peinliche Gericht, Anna's Aussteuer, ihr einzig Gut. Ja, Ihr habt gut gerathen, Graf! Wir sind arm und niedrig, niedrig, selbst des ehrlichen Namens baar. — Ihr seid hier im Haus des Henkers!" —

Alles dieses Plötzliche und Unwahrscheinliche, die frühere und gegenwärtige Erscheinung der Frauen hätte bei einiger Besonnenheit in Sylvio's Geist doch Zweifel aufkommen lassen müssen, wäre sein Verstand durch die rasende Leidenschaft für Anna, durch die Qual der Trennung, die Angst, sie zu verlieren, nicht bereits zerrüttet gewesen; dazu gesellte sich noch die ganze geheimnißvolle Art ihrer Bekanntschaft, die ewig ausgesprochene Furcht vor Entdeckung, vor seinen Nachforschungen, um ihn glauben zu machen, daß Alles Wahrheit sei, was er erlebte, daß er einer schlauen, intriguanten Mutter in die Hände gefallen, die um jeden Preis ihrer schönen Tochter einen reichen und vornehmen Gatten ergattern mochte. Und warum konnte nicht ein Gewebe von Verbrechen und Unglücksfällen diese Frau höherer Bildung bis zur Gattin eines Henkers erniedrigt haben, die trotz

ihrer Erniedrigung auf ihr einziges, schönes Kind die Bildung und feine Sitte übertragen, welche sie einst selbst besessen?

Alles dies zog blitzschnell und wirr durch Sylvio's Gehirn, und der große Kampf in ihm, das Ringen nach einem Entschlusse, schob Zweifel und Erwägung in den Hintergrund. —

Die Gräfin gieng noch weiter, indem sie mit ruhiger, wie schmerzbewegter Stimme sagte:

„Ja, wir sind elend, Don Sylvio! so daß selbst Eure Verachtung uns nicht noch elender machen kann. Die Hunde, die da draußen bellen, und die Euch bei Eurer ersten Einkehr hier begrüßten, sind unsre einzigen Freunde. Und nur die Natur kennt uns, wie alle Menschen. Hört Ihr den Donner draußen dröhnen: er klingt für Euch, wie für uns und fragt zugleich mit mir, mit einer Mutter Stimme, die in der Henkerstochter noch immer ihr Kind liebt: Wollt Ihr, Don Sylvio?"

„Mutter! Mutter!" flehte plötzlich aufweinend Bohumila.

Aber rasch fiel die Gräfin ein, damit Sylvio nicht zu schnell die Rührung überkomme: „Der Euch geführt — war Anna's Vater!"

„Weh mir!" schrie Sylvio entsetzt auf, „der Henker hat mich berührt."

— Man wird an dieser Stelle diesen Ausruf des Abscheus gerechtfertigt finden, wenn man die damalige Zeit, den Aberglauben und das tiefeingewurzelte, entmenschte Vorurtheil erwägt, das den blutigen Vollstrecker der Gesetze mit einem ewigen Brandmal stempelte, aus der Reihe der ehrlichen Menschen stieß, und ihn zum Gegenstand des Abscheus machte.

„Und Ihr," sagte die Gräfin spöttisch, „habt in Inbrunst die Hand der Henkerstochter an Eure Lippen gedrückt. — Entschließt Euch, die Zeit verrinnt, mein Gatte harret meines Winkes, um Eure Hand in die Anna's zu legen, dort unter jenem Richtschwert. Es war auch ein Kreuz der Schuldlosen."

„Und wäre die Hölle dicht vor mir," rief Sylvio aufspringend, „und ihr Abgrund ewig mein Los: ich will! — Ja, Du Rose des Henkers, ich bin der Deinige, und träfe mich tausendfach der Fluch meines Ohms, meines Geschlechts und des Adels von ganz Europa und aller Christenheit! — Wir wollen fliehen, in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt, ich will meinen Namen ablegen, meinen Rang, meinen Reichthum missen, arm, elend, vergessen sein, nur um Dich zu besitzen, Du bleiche, blutige Rose des Henkers! — Hier meine Hand!"

Jetzt aber erfaßte bei seinem plötzlichen und riesenhaften Entschlusse auch die Gräfin der Schrecken. — Anna brach ohnmächtig vor ihren Füßen zusammen, — sie selbst schien ihrem gefährlichen Spiel, das sie bis zur schwindelnden Höhe getrieben, verfallen; — doch ein Moment Besinnung, ein Gedanke durchblitzte sie und sie sagte kalt:

„Noch nicht —; denn noch Eins ist zu erfüllen, Graf Sylvio! Anna's Gatte muß auch ihres Vaters Handwerk treiben, denn so will es —"

„Weib; Weib!" schrie Piccolomini mit furchtbarer Stimme, „Du bist eine Furie, Dich hat die Hölle gesandt und Alles das — das — das ist höllisches Gaukelspiel — und Teufelsfratzen seh' ich rings um. — Wahnsinn — Tod — Fluch Dir!"

Er bäumte sich rückwärts, ballte die Fäuste und stürzte zur Thüre, die nur angelehnt war, hinaus. Auch der äußere Eingang war offen. Barhäuptig, ohne Mantel, rannte er in die Gewitternacht, der Donner brüllte über ihm, die Blitze umleuchteten ihn, — er stürmte vorwärts, als wären die Furien, die er beschworen, dicht auf seinen Fersen. —

„Der ist getroffen bis zum Tode!" sagte die Gräfin mit einem furchtbarem Hohnlachen, nachdem Sylvio verschwunden war.

Sie hob das ohnmächtige Mädchen auf und sank mit ihr in das Ruhebett.

„Mutter, Mutter!“ weinte Bohumila, „warum muß ich es sein, die ihn so elend macht!“

„Hat nicht sein Oheim uns Alle und auch Dich, Du schuldloses Kind, elend gemacht?! Soll er ruhig die Fürstenkrone tragen, die ich in Deine Locken flechten wollte? — Ja, er dauert auch mich; denn zu schwach und klein ist er für das Aufgebot meiner Rache. Der Schuß hat den Alten treffen, der Neffe mir als Scheibe dienen sollen, die Scheibe bleibt vielleicht zerschmettert. Und nur das kann Octavio bis in's innerste Mark verwunden. Erst ist die Tochter hin, dann dieser, sein Liebling. — Die heilige Schrift sagt: Die Kinder sollen büßen für der Eltern Sünde! Sie sagt es. — D'rum fahr' hin, unzeitiges Mitleid. — Und Du, mein armes, blasses Mädchen! sieh, der größte Theil des bittern Kelches ist von Dir genommen. — Danke Gott, der mir den Gedanken gab, sonst hättest Du ihn lieben müssen — wie Du mir geschworen, — bis meine Rache am Ziele war: Der Erbe des Fürsten Piccolomini der Gatte einer Henkerstochter!“

— „Aber ich bin es doch nicht, Mutter!“ —

„Gleichviel: er hätte es geglaubt und die ganze Welt und all' der erschlichene und gestohlene Ruhm Octavio's hätte diese Schmach nicht aufgewogen. — Doch ist ein Theil des Zieles erreicht! und der Triumph bleibt mein: Ganz Prag, der Adel, das Heer, das ganze Reich soll es erfahren, daß er eine Henkerstochter geliebt, daß er mit ihr hat fliehen, ihr seine Hand hat reichen wollen. Das wird der jungen, blanken Fürstenkrone doch etwas von ihrem Glanze rauben.“ —

„Meine Mutter!“ sagte jetzt das junge Mädchen in bitterm Tone, der aber doch etwas unendlich Rührendes hatte, „sollte ich denn bestimmt sein, nur Unheil auf dieser Welt zu bereiten!?“

„Du gehst mit Deiner Mutter,“ entgegnete die Gräfin weich, „durch ihr Trübsal, und wenn ihr noch Freuden beschieden sein sollten, durch diese. Doch vielleicht bestreut Dir das Geschick, außerhalb meiner Bahn, den Weg mit Blumen und Kränzen.“

„Ja, Mutter!“ rief Bohumila und drückte das Haupt in den Schoß der Gräfin, „ich theile Alles mit Dir — bis in den Tod!“ —

Pater Xaver trat in diesem Augenblicke durch die hintere Thüre herein.

„Fort, fort, gnädige Frau,“ sagte er, „das Gewitter läßt nach, der Wagen hält nur zwanzig Schritte von hier. — Wenn's Euch gefällig, nehmt die Mäntel.“

„Und der Graf Sylvio?“ fragte Frau von Terzky.

— „Als ich seinen entsetzlichen Wehschrei hörte und die äußere Thüre zu seinem Entkommen geöffnet und ich mich seitwärts hielt, stürzte er hinaus nach dem Moldauufer zu.“ —

„Er hat sich getödtet!“ wehklagte Bohumila.

„Nein, nein. Ich sah ihn von Zeit zu Zeit beim Leuchten des Blitzes wieder. Der Instinct führte ihn zurück vom angeschwollenen Ufer, so scheint's; denn später ward er sichtbar in der Gegend des Tummelplatzes — kenntlich am goldenen Flimmer seines prächtigen Rockes, — und verschwand endlich zwischen den Häusern. Er hat gewiß den Weg nach der Brücke gefunden.“ —

„Doch,“ unterbrach sich Xaver, Sylvio's zurückgelassenen Mantel auf dem Boden gewahrend, „der muß mit, — der könnte uns, wenigstens den Ort, verrathen.“

„Der Mantel soll in unsern Wagen?“ fragte Bohumila, „der macht mir Grauen. — O, Pater, es war ein entsetzlicher Auftritt!“

„Auf der Brücke, Fräulein,“ versetzte Xaver, „werf' ich das Kleidungsstück in den Strom. Meine Diener sind bereits zur Hand, — in einer Stunde ist all' dies Geräth hinweggeschafft — und morgen räumt der Sturm hier auf, der durch die offenen Fenster und Thüren braust. Wer mag dann den Ort wieder erkennen?“

„Und die alte Frau,“ fragte die Gräfin, „von der Ihr das Haus gekauft, Pater?“

— „Ist längst in Budweis, wie man mir meldet; sie kennt mich nicht und denkt nicht an Prag.“

„Gehen wir.“ —

Sie verließen durch die Hinterthüre das Gehöft und bald darnach fuhr sie der Wagen auf einem Umweg durch die Neu- und Altstadt nach der Kleinseite.

Als sie unter den Brückenthurm gelangten, hielt Sylvio's Reitknecht mit den Pferden noch an der bestimmten Stelle, sein Herr war demnach noch nicht zurückgekehrt. — Den Mantel aber warf Xaver aus dem Kutschenfenster über die Brüstung der Brücke in die Moldau.

— In der That hatte die Gräfin, um ihren Racheplan vollständig zu erreichen, — wenn Piccolomini standhaft blieb — ihm Bohumila opfern und anvermählen wollen. Pater Xaver hatte einen Geburtsschein gefälscht, der Bohumila als Henkerstochter legitimirte. War Sylvio mit ihr und der Mutter geflohen, war er ihr angetraut: so wurde jener Taufschein nebst dem der Trauung nach Prag geschickt, erst insgeheim gezeigt, dann mehr veröffentlicht, und wenn das Gerücht bis zu den Ohren des Fürsten drang, diesem in Abschrift in die Hand gespielt, um ihn mit einem Streiche zu vernichten. Dann auch wollte sie mit Bohumila den Grafen insgeheim verlassen und der Verzweiflung preisgeben. Die plötzliche Eingebung der Gräfin, die von Sylvio das Entsetzlichste, Entehrendste verlangt, sein Herabsteigen zum Henkergewerbe, ließ ihn, nachdem er bereit war das furchtbarste Opfer zu bringen, vor dem Unausführbaren zurückschrecken, seine rasende Leidenschaft, nachdem sich ihr Ausbruch erschöpft, in einer Art wahnsinniger Verzweiflung aufgeben, und machte die weitere Verfolgung des angelegten Planes überflüssig. — —

Der Pater geleitete die Damen bis auf den Hradčin und kehrte dann wieder im Wagen in's Clementinum zurück.

Als die Gräfin im Nachtgewande, den Armleuchter in der Hand, durch den Saal schritt, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben, blieb sie vor den beiden Bildern des Herzogs und der

Herzogin stehen, beleuchtete jenes und sagte mit einem geisterhaft klingenden Tone:

„Bist Du zufrieden, Albrecht!? — Du sollst zufrieden sein mit mir, die Du so gerne Schwester nanntest.“ —

3.

Graf Buttler saß im Lehnstuhl und in seinem Schoße sein holdes blühendes Töchterlein Katharina, die er liebevoll umschlungen hielt, mit ihren dunklen Locken spielend.

„Also wir gehen diesmal nicht auf's Land, mein Vater?“ sagte Katharina betrübt, „und der Frühling ist so schön geworden. — Du versprachst es mir doch. — Der Winter war lang und — so traurig an Ereignissen.“

„Ich kann Prag nicht verlassen, meine Katharina! ich erwarte stündlich einen Befehl, der mich nach Wien ruft oder zur Armee schickt. Letzteres ist unwahrscheinlicher. Vielleicht bleibe ich aber ganz in Prag und dann, liebes Kind, führe ich Dich auf einige Wochen hinaus nach Weltrus oder Melnik, an die Moldau und Elbe.“

„Bis dahin, Vater,“ bat das Mädchen schmeichelnd, „laß mich acht Tage in das Skt. Georgskloster gehen, zu meinen Jugendfreundinnen. Es ist das Fest der heiligen Benigna, wo alle Altäre, alle Klostergänge mit grünen Maien und Blumen geschmückt werden. — Im kleinen Garten — die Fürstin Aebtissin ist ja so mild und gestattete uns jede Freude — haben wir gelacht, geschäckert, uns gehascht, herumgetummelt, bis der Abend kam und die Schwester Pförtnerin uns in's Refectorium oder zur Vesper rief. Wir waren so glückliche Kinder!“

„Damals, meine Tochter,“ sagte Buttler, verdüstert über

diesen klösterlichen Sinn Katharina's, doch mit mildem Ausdrucke, „warst Du noch ein Kind; seitdem bist Du in die Welt getreten und eine Jungfrau geworden." —

„Und was hat sich denn seitdem Besonderes mit mir ereignet!? — Daß ich Dich habe, mein Vater, und oft auch nur auf wenige Stunden, ist mein einziges Glück. Alles Andere war trostlos, ja schrecklich! O, ich mag nicht an den sterbenden Deveroux denken und —!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Buttler, der rasch von diesem Gegenstande ablenken wollte, sagte:

„Du bist so blühend, mein Kind, eine Blume so frisch, als wäre sie in der freien Natur am Bergesabhang gewachsen; auf den Wangen und den Lippen, in den Augen glüht Dir Leben, nichts als Leben, das der Welt gehört, um sie zu erfreuen und zu bezaubern: wie erkläre ich mir Deinen klösterlichen Sinn, der mit dem Austritt aus den gottgeweihten Hallen doch längst in den Hintergrund getreten sein sollte? Die jungen Mädchen vergessen am schnellsten ihrer Schulzeit; — die Knaben schleppen oft das ganze Leben hindurch daran. — Freilich, armes Mädchen, Du hattest keine eigentliche Kinderzeit, Du hast nur jene Erinnerungen an Dein Klosterleben, bist nicht aufgewachsen wie andere freie Kinder, kennst nur die Gespielinen in jenen dunklen Mauern und schwarzen Gewändern. Du hast nicht einmal Deine Mutter gekannt, und bist so arm an jeder andern liebenden Erinnerung."

Ein Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust bei Nennung dieses Namens, ein Seufzer, den er unterdrücken wollte in Gegenwart seines Kindes; denn er galt einer finstern, vorwurfsvollen Vergangenheit.

„Glaube das nicht, Vater, daß mir jede Erinnerung geschwunden. Bevor man mich zu Dir brachte, ein sechsjähriges Mädchen aus Amberg in Baiern, lebte ich dort in einem armseligen Häuschen, woran ein Garten stieß, mit einer Frau, sie

nannten sie Anna Fahrbacherin, und ich hielt sie für meine Mutter. Sie liebte und strafte mich, wie eine Mutter, und mag wohl oft ihre bittre Noth mit mir gehabt haben."

„Ich weiß, mein Kind, Du hast es mir schon so oft erzählt, und was Du nicht wußtest, habe ich Dir ergänzt. Der Krieg hatte mich noch vor Deiner Geburt getrennt und so fern von ihr in die Welt geführt, daß ich weder vom Leben Deiner Mutter, noch von den Deinigen etwas erfahren konnte. — Als ich in diese Gegend zurückkehrte, hatte deine Mutter längst, ja schon nach Deiner Geburt, den Ort verlassen, wo wir uns kennen lernten. Jede Nachforschung war vergebens, bis endlich die Wärterin, der Deine Mutter sterbend Dich übergeben, meinen Namen und Aufenthaltsort erkundschaftete, und Dich mir, der Mutter theuerstes Vermächtniß, überbrachte, nebst jenem kleinen Silberring, welchen Deine Mutter von mir erhalten, denn ich war damals nur ein armer und geringer Wachtmeister, — und Dein Zeigniß des Dorfpfarrers, der Dich getauft. Ja, mehr konnte damals Dir Deine Mutter, mehr konnte ich Dir nicht hinterlassen. Segnen wir darum doppelt das Geschick, das uns gnädig wieder vereinigt, und das meine Anstrengungen so reichlich gelohnt hat, um Dich mit Ueberfluß und Glanz umgeben zu können. — Ich habe auch, wenn ich so eben von Glanz und Ueberfluß sprach, noch etwas auf dem Herzen, das ich Dir im Vertrauen mittheilen muß."

„Nein, davon wollte ich Dir nicht erzählen, sondern von andern kleinen Erinnerungen, die sich meinem kindischen Gedächtniß eingeprägt. So würde ich die gute Farbacherin, die ich für meine Mutter hielt, gleich wieder erkennen und unter tausend Menschen heraus, so lebhaft gegenwärtig ist mir ihr Gesicht."

— „Du weißt, sie ist längst todt!" —

„Leider, mein Vater! Er wäre mir ein süßer Trost, lebte sie noch. — Dann weiß ich, daß die deutsche Sprache, die man

dort redet, ganz anders klang, als wie man sie hier spricht, nicht in den Wörtern allein, auch im Tone liegt der Unterschied. O, ich kenne die bairische Mundart gleich. Das war auch der Fall, als Du mir im vorigen Jahre aus dem Pilsner Lager einen Brief durch einen Deiner Reiter schicktest; kaum sprach er seinen Gruß, so rief ich: Er ist ein Baier! — Endlich war an unserm Häuschen, — man konnte es mehr doch eine Hütte nennen, — das Dach eingesunken und morsch. Ich dachte, es müsse so sein, weil ich kein anderes gesehen. Trotz dieser Baufälligkeit aber vertraute dem grauen Sims ein Schwalbenpaar sein Geschick, und nistete unter einem Balken. Ich sah den Vögeln zu, wie sie ihr Nest bauten, aus- und einflogen, oft auf dem Sparren des Daches saßen und laut zwitscherten in der warmen Abendluft. Und wie erstaunte ich eines Tages, als, da das Schwalbenpaar ausgeflogen war, vier junge Schwälbchen die federlosen Köpfe über den Rand des Nestes steckten und jämmerlich nach den Alten zu rufen schienen. Die kamen denn auch alsbald mit Futter für die Kleinen. — Die Mutter — so nannte ich sie — sagte mir damals, daß, seit sie denken könne, die Schwalben alljährig dieses Nest bewohnten, und daß sie es so von Kindes Kind vererbt hätten."

„Mein gutes Mädchen," sagte Buttler selig lächelnd und küßte ihr die Stirne, „wie kannst Du noch so recht süß und kindisch schwatzen. Und weiter —?

— „Ja, die Katze, die in dem Gärtchen sich sonnte, sah eben so wie ich nach dem Neste empor, aber recht tückisch, und einmal sogar versuchte sie einen kecken Sprung an der Mauer hinauf und dann einen zweiten, um die armen Thiere zu tödten. Aber es gelang ihr nicht; so niedrig das Dach, so war's ihr doch zu hoch. Ich gerieth in Zorn darüber, nahm einen dürren Ast in der Nähe und schlug die Katze, obschon ich sie sonst liebte und gerne mit ihr spielte und sie aus meinem Milchnapf trinken

ließ. Die Stelle aber, wo die Schwalben nisteten, kenne ich so genau, daß ich sie malen könnte, nebst dem kleinen Häuschen. Es war zur Rechten von der Thüre, etwa eine Hand breit über den Pfosten und darunter ein großer, grauer Stein eingemauert, während alle andern weiß und gelblich sahen. — Käme ich nach Amberg wieder: das Häuschen, den grauen Stein und das Schwalbennest müßte ich wieder sehen!"

„Da es so baufällig war, wird gewiß ein Neues an seine Stelle gekommen sein, zumal in Kriegszeiten, wo Städte eingeäschert werden und rasch wieder erstehen. Und Amberg namentlich hat zweimal durch die Schweden hart gelitten."

„Das wäre traurig, Vater! Es fehlte mir sodann ein liebes Merkmal meiner Erinnerungen. Ich wollte Dir nur beweisen, wie lebendig ich mir auch das Kleine und Geringe aus meiner ersten Kinderzeit erhalten. Es mag daher kommen, weil ich nur auf jene Hütte und jenes Gärtchen beschränkt blieb, weil meine Anschauung damals nicht erweitert und genährt wurde. — So gerade gieng es mir auch im Kloster. Kaum war ich zu Dir gekommen, kaum war die, welche mich gepflegt, in ihre Heimath abgereist, um für immer zu mir zurückzukehren, was aber leider der Tod verhindert hat, — als Du wieder in den Krieg mußtest und mich dem Stift St. Georg übergabst, wo die Aebtissin meine zweite, ja fast meine wirkliche Mutter ward, und ich bald lauter Schwestern fand. Und so kam es, daß ich mich an das dunkle Kloster gewöhnte, wie die Schwalben an das graue, unscheinbare Nest. Nur daß an die finsteren Zellen und Gänge dort die bilderreiche Kirche stößt. — Nicht wahr, mein Väterchen," schloß sie schmeichlerisch und streichelte mit den schneeweißen Händen seine gefurchten Wangen; „Du gestattest mir die acht Tage?"

„Mein Kind," sagte freundlich der Graf, „ich möchte Dir jetzt Deine eigenen Worte zurückgeben: Daß ich Dich habe, ist ja mein einziges Glück! Und bedenk', wie selten und wie

oft auf kurze Zeit nur ich Dich besitze, wie oft mein Amt und meine Pflicht mich von Dir treibt. Ich bin ein alter Mann und ein einsamer, alter Mann ist doppelt einsam."

„Aber Vater! ich scheide ja darum nicht von Prag, ich lebe in einer Stadt mit Dir und am Hauptfesttag, wo das Kloster für Jedermann geöffnet ist, kannst Du mich am Sprachgittter sehen. Wird es Dir gar zu bang und einsam hier — es kommt doch mancher von den hohen Herren zum Besuche und manchmal mehr, als Du wünschest — so magst Du mich rufen lassen und ich erscheine."

— „Lieb' Kind, wär's nicht an vier Tagen genug?"

„Wohlan, es sei: weil Du mir meine Bitte gewährst!" —

„Aber jetzt, Katharina," sagte Buttler, und seine Rede nahm einen geheimnißvollen, feierlichen Ton an, „mußt Du mir auch eine Bitte gewähren, eine ernstere Bitte. — Wenn Fürst Colalto freundlich zu Dir ist, muß Du seine Freundlichkeit erwiedern."

„Thu' ich das nicht, Vater?"

„Nicht so ganz, wie ich es wünsche und vielleicht auch der Fürst. — Du gefällst dem Fürsten, Katharina!"

— „Dem Fürsten?" fragte das Mädchen gedehnt und erblaßte; „ich kenne ihn kaum."

„Der Fürst," sagte Buttler mit gewichtiger Miene und suchte seinen Worten den Ton der Ueberredung zu geben, „ist zwar nicht mehr in jungen, aber noch in guten Jahren: ein stattlicher Herr, von feinen Sitten, reich und mächtig; die ersten Damen des Reiches würden sich glücklich schätzen, fiele sein Augenmerk auf sie; er — ich sage nicht, daß es so kommen wird, ich setze nur den Fall —: Wenn ich Dein schönes dunkles Haupt mit einer Fürstenkrone schmücken könnte —!"

„Mein Vater!" unterbrach sie und blickte flehend zu ihm empor.

Er fuhr fort, in seinem Gedanken schwelgend:

„Du, die Mutter von Fürsten, ich mit ihr Ahnherr! Sieh, Katharina, nur wer die Niedrigkeit getragen, weiß den Werth der Erhöhung zu ermessen. Mit einem goldenen Glanze würde Deine Erhebung mein greises Haupt schmücken, mir meinen Lebensabend verherrlichen, meine kühnsten, heißesten Wünsche krönen: denn was entzückt uns Eltern mehr, als wenn wir den Rang und den Reichthum, so wir mühsam erworben, auf geliebte Kinder vererben, wenn wir sie noch eine Stufe über uns erhöhen können. Ja, Katharina, dieser edle Ehrgeiz schuf zu allen Zeiten und überall die Adelsgeschlechter und machte sie zu Herren der Welt; eine Körperschaft, die sich wechselseitig stützt und ergänzt. Der verdienstvolle Mann hat nie mit seiner Person allein schon abgeschlossen, er muß nur das erste Glied einer Kette sein, die sich Jahrhunderte nach ihm fortwindet. — Wem, wie Dir, das Glück vergönnt, mit einem Schritte alle Stufen zu überspringen, welche ganze Geschlechter oft erst in Jahrhunderten mühselig hinanklimmen, der wäre undankbar gegen die Vorsehung, stieße er ihre überaus freigebige Hand zurück. — Wie gesagt, mein Kind, wenn es so käme, es würde mich, nebst dem Glücke Dich zu besitzen, unaussprechlich glücklich machen."

„Wirklich, Vater!?" sagte Katharina mit einem Seufzer und senkte den Kopf und blickte starr auf ihre gefalteten Hände.

„Du weißt, ich denke nie daran, Deinem Herzen einen Zwang anzuthun; — ich habe es Dir bei Deveroux's Bewerbung bewiesen. Du verschmähtest ihn, als Du glaubtest, ihn nicht lieben zu können, — ohne bei mir anzufragen —"

„Ich war ungehorsam, Vater, ich handelte eigenmächtig, aber —"

— „Das ist vorüber; ich tadle Dich deshalb nicht. Ich bitte, flehe nur, daß Du Deinem alten Vater und seinem späten Glück zu Liebe Dich mit diesem Gedanken beschäftigst, befreundest, Dein Herz zu Rathe ziehst."

„Und da wäre mein Traum von einem Leben in ländlich stiller Einsamkeit zerstört!“ —

„Nicht zerstört, nur verschönt, mit doppeltem Reiz ausgestattet. Ermüden Dich die Feste und Huldigungen der Residenz, der Glanz der kaiserlichen Hofburg, dann flüchtest Du in die trauliche Ruhe Deiner, unserer Güter, und kehrst wieder, wenn Dein Herz bunteren Wechsel begehrt. — Doch genug, Katharina! Sprechen wir gelegentlich wieder davon. — Also am Montag gehst Du zu den Nonnen! Nicht wahr, — fünf Tage waren's, oder sechs? So lange wolltest Du bleiben? Ich werde Dich schmerzlich missen, meine süße Tochter, und was ich Dir so beiläufig gesagt —“

„Ich werde mit mir zu Rathe geh'n, mein gnädiger Vater,“ sagte Katharina von seinem Schoß sich erhebend und gieng in ihr Zimmer.

Dort weinte sie sich aus. — Als ihr Herz erleichtert war, sagte sie ergeben zu sich: „Da es sein einzig Glück, werde ich gehorchen müssen, ohne Thränen; — aber ich werde unglücklich sein. — O Du meine süße, heilige Klosterstätte!“ —

4.

Der Sieg des jungen Königs Ferdinand bei Nördlingen, weit entfernt zwar noch den blutigen Krieg zu endigen, war doch von bedeutendem Einfluß auf die ferneren Erreignisse und namentlich für Böhmen sehr wichtig. —

Greifen wir hier einen Augenblick den Begebenheiten unserer Erzählung vor und schildern mit wenigen Worten, was sich in der nächsten Folge auf dem rein geschichtlichen Schauplatz entwickelt hat.

Der Kurfürst von Sachsen, durch die Nördlinger Schlacht

zugleich gedemüthigt, glaubte an der Sache der Schweden verzweifeln zu müssen. Er fürchtete, der Stern ihres Kriegsglückes sei nun im Untergehen begriffen. So tapfere Heerführer sie auch zählten, es fehlte das leitende Haupt: Gustav Adolph war nicht mehr! —

Der Kurfürst schickte demnach Gesandte nach Prag, und da der Kaiser noch nicht Wien verlassen, dorthin, um Frieden zu schließen.

Diese Abtrünnigkeit, wenn man sie so nennen will, mußte Sachsen später theuer büßen, denn der Glückstern der Schweden erhob sich bald wieder mit erneutem Glanze und sie führten mehrmals siegreich ihre Waffen nunmehr gegen ihre ehemaligen Bundesgenossen im Norden Deutschlands. Der Religionskrieg ward ein politischer.

Der Frieden kam zu Stande, ihm traten die Kurfürsten von Brandenburg und mehrere kleinere protestantische Fürsten bei.

In Folge desselben wurden die Protestanten im Besitze der geistlichen Güter, die sie vor dem Jahre 1627 besessen, bestätigt; sowohl die protestantische, als katholische Religion sollte frei im Reiche geübt werden und paritätischen Schutz genießen. Nur Böhmen und die anderen österreichischen Provinzen sollten sich dieser Toleranz nicht erfreuen; der Kaiser bestand auf dieser Ausnahme, da er in seinen Erbstaaten nur den „alleinseligmachenden" Glauben zu dulden geschworen hatte. So ward Böhmen, das Jahre lang sein edelstes Blut in Strömen für die protestantische Sache vergossen, von den protestantischen Reichsfürsten, um des Friedens und um des eigenen näheren Besitzes willen, preisgegeben und für immer hingeopfert. Von da an war Protestant und Rebell in Böhmen gleichbedeutend; denn sich von der katholischen Kirche trennen, bei auswärtigen protestantischen Mächten Glaubensschutz suchen, hieß sich gegen das Regiment des Kaisers auflehnen.

Der Kurfürst von Baiern behielt die Pfalz, welche der in

der Reichsacht gestorbene Friedrich, weil er sich zum Gegenkönig von Böhmen aufgeworfen, indem er die Wahl der protestantischen Stände annahm, verloren hatte, mußte sich aber verbinden, der Gemahlin desselben, der schönen und unglücklichen Elisabeth Stuart, der Enkelin der gleich schönen und gleich unglücklichen Maria, ein Leibgeding auszuzahlen. — Elisabeth war die Dame des ritterlichen Mannsfeld, deren Handschuh er an seinem Helm in den Schlachten trug und der er geschworen hatte, die Krone wieder auf's Haupt zu setzen. —

Der Friedensschluß bestimmte ferner noch, daß alle Eroberungen, die seit dem Einfall der Schweden in Deutschland von beiden Theilen gemacht worden, gegenseitig zurückgegeben werden sollten. Gleichfalls beiderseitig ward eine allgemeine Amnestie ertheilt, wovon der Kaiser nur diejenigen seiner Unterthanen und Lehensfürsten ausnahm, welche es mit der Partei des Gegenkönigs Friedrich gehalten, oder die sich letztlich bei der Verschwörung (?) des Herzogs von Friedland gegen ihn betheiligt hatten.

Böhmen gewann durch diesen Vergleich, insofern es von nun an, und bis auf Weiteres, in seiner Nachbarschaft zwei Feinde weniger zählte: Sachsen und Brandenburg, und so den schwedischen Einfällen nicht unmittelbar ausgesetzt war. Dagegen verlor es die mit ihm bis dahin verbundene Ober- und Niederlausitz, welche der Kurfürst von Sachsen zwar seit der Schlacht auf dem weißen Berge schon pfandweise besessen hatte, jetzt aber erblich zu eigen erhielt, und die demnach für immer von der Krone Böhmen abgerissen wurde.

Von da ab genoß Böhmen einiger Ruhe. Aber wie sah das Land aus? Was war aus dem, bis dahin, so mächtigen und selbstständigen Königreiche geworden!?

Die Nationalität wurde vernichtet, oder in dem Zeitraume von fünfzehn Jahren war sie so verändert und umgeschmolzen worden, daß es kein ähnliches Beispiel gibt. Bis zum Jahre

1620 fast ganz protestantisch, einige vom Adel und die Mönche ausgenommen, war es beim Tode Ferdinand's II. (Febr. 1637), wenigstens dem Aeußern nach, katholisch. Diese Bekehrung eines ganzen Landes in so kurzer Zeit schrieben sich die Jesuiten zu. Als sie sich dessen einstens in Rom, in Gegenwart des heiligen Vaters, berühmten, sagte der berühmte General der Kapuziner, Valerianus Magni, der sich dabei befand, und zur Zeit auch in Deutschland in Bekehrungsgeschäften thätig gewesen war, mit treffendem Spott: „Heiliger Vater, gebt mir Soldaten, wie sie Ferdinand den Jesuiten gegeben hat, Lichtensteiner: — und ich will Euch die ganze Welt zum katholischen Glauben bekehren."

Bis zu der Schlacht auf dem weißen Berge besaßen die böhmischen Stände eine größere Machtvollkommenheit, als sie das engliche Parlament jetzt besitzt. Sie gaben Gesetze, schlossen Bündnisse mit ihren Nachbarn, setzten selbst die Steuern und Abgaben fest, ertheilten verdienstvollen Männern den Adelstand, hielten ihre eigenen Truppen, zu Schutz des Landes sowohl, wie ihrer Gerechtsame, wählten sich ihre Könige, oder wurden doch um die Zustimmung gefragt und darum ersucht, wenn der König wünschte, die Krone möge auf seinen Sohn übergehen, wie unter Georg, Vladislav, Ferdinand I. ꝛc. geschehen. All' diese Vorrechte giengen unter Ferdinand verloren, der das Land als ein erorbertes behandelte und nur Herr eines absoluten Erbreiches sein wollte.

Bis zu diesem Zeitraum auch standen die böhmischen Heerhaufen im Kriege bei einander, sie fochten als ein Volk für sich, und haben sich — wer gedenkt nicht der Hussitenkriege! — den eigenen Nationalruhm erworben. „Die Böhmen, hieß es damals," sagt Pelzl, „sind in's Feld gerückt; die Böhmen haben die Verschanzungen überstiegen; die Böhmen haben die Stadt erobert; die Böhmen haben den Feind angegriffen; die Böhmen haben den Sieg erfochten!"

Jetzt wurden sie unter die Regimenter anderer Nationen geschoben, ihr Name erscholl nicht mehr auf dem Schlachtfeld. Es hieß: „Die Kaiserlichen haben gesiegt, die Oestreicher!“ Kein Geschichtschreiber sprach mehr von Schlachten und Siegen der „Böhmen.“

Unter sich vereinigt, waren sie kühn, unerschrocken, ruhmbegierig, unwiderstehlich gewesen; jetzt — zertheilt, zersplittert, hatten sie den Nationalstolz und mit ihm den Unternehmungsgeist und den Muth verloren. Sie flohen vor den Schweden in die Wälder, oder ließen sich wehrlos knechten und abschlachten. Ihre Tapferkeit war auf dem weißen Berge begraben, und mit Recht rief damals der bis an seinen späten Tod kühne und unternehmende Mathias Thurn: „Finis Boemiae.“

Ja, der einzelne Böhme, sagt der Historiker, besitzt noch immer die persönliche Tapferkeit, kriegerisches Feuer und Ruhmbegierde, aber vermengt mit andern Nationen gleicht das Volk den Fluten der Moldau, die sich mit den Fluten der Elbe vermischt haben. Beide zusammen tragen Schiffe auf ihrem Rücken, überströmen die Ufer, sprengen Brückenbogen, wälzen Berge und Felsen vor sich hin, rauschen bis an's ferne Weltmeer majestätisch hin; doch immer war es nur die Elbe, von der man Kunde gibt und kein Mund gedenkt der gleich mächtigen Moldau, die Jene tränkt mit ihren Wassern.

Die böhmische Sprache, die in allen Gerichtshöfen eingeführt, auf die der Adel stolz gewesen war, verfiel, sie ward gering geschätzt. Die Vornehmen redeten deutsch, wie der Hof, und der gemeine Mann mußte es auch lernen, weil die Mönche nur deutsch predigten. In den Städten sprach man bald nur deutsch, und der Bauer allein pflanzte sein nationales Idiom fort, d'rum schalt man es auch bald die Bauernsprache.

So herrlich Wissenschaften und Künste unter Maximilian und Rudolph geblüht, so tief sanken sie jetzt. Kaum ein bedeu-

tender Gelehrter aus jener Zeit, nach Vertreibung der Protestanten, dürfte namhaft zu machen sein. Die Karolinische Universität befand sich in den Händen der Jesuiten, und war gleichsam aufgehoben. Auf Befehl des Papstes mußte mit allen Promotionen eingehalten werden, so daß während dieser Zeit Niemand eine akademische Würde erlangen konnte. Viele Patrioten, sowohl geistlichen als weltlichen Standes, murrten öffentlich über diesen absichtlichen Verfall der Literatur; aber vergebens; Andere seufzten im Stillen und fügten sich endlich in das Unvermeidliche.

Fast alle Schulen im Königreiche wurden von Jesuiten oder andern Ordensgeistlichen besetzt, die nicht viel mehr als ein schlechtes Latein lehrten. Zwar kann nicht geläugnet werden, daß auch damals unter den Jesuiten sich Männer befanden, ausgezeichnet durch Kenntniß und Wissenschaft, allein sie hatten den Grundsatz, daß man die große Menge, und dazu rechneten sie die Vornehmen und Reichen, nicht aufklären müsse, daß namentlich das Volk, um seines eigenen Besten willen, in der Unwissenheit zu erhalten sei. Darum reichten sie ihren Schülern nur die Schale des Wissens, den Kern behielten sie für sich; sie wollten allein Gelehrsamkeit besitzen, um so nicht nur die Laien, sondern auch alle anderen Mönchsorden übersehen und beherrschen zu können.

Und diese Absicht erreichten sie auch vollkommen. Sie wußten und fühlten damals schon: W i s s e n g i b t M a c h t !

Um das Volk noch mehr und tiefer in die Firsterniß zu bannen, zogen sie von Stadt zu Stadt, und nahmen dem Volke die Bücher weg, unter dem Vorwande, dieselben seien ketzerischen Inhaltes. Unter der Strafe einer Todsünde und Androhung ewiger Verdammniß, mußte Jeder seine Bücher in ihre Wohnung bringen. Diese untersuchten sie, und behielten die meisten zurück, welche sie verbrannten oder sonst vertilgten. Welche Literaturschätze wurden auf diese Weise vernichtet! — Ein böhmisches

oder ein seltenes Buch war von da an gleichbedeutend. Auf diese Weise gelang es ihnen, das Angedenken der frühern böhmischen Gelehrsamkeit zu verwischen, und den Schülern konnten sie mit frecher Stirne sagen, daß vor ihrer Ankunft in Böhmen nichts als Unwissenheit geherrscht habe. — Was nachmals der gelehrte Balbin über die Literatur der Böhmen gesammelt und bearbeitet hat, konnte erst nach der Aufhebung des Ordens durch den Druck veröffentlicht werden, weil sie sich wohl hüteten, die Handschriften, in deren Besitz sie gelangt waren, Jemandem zu diesem Zwecke mitzutheilen.

Die Böhmen änderten damals sogar ihre Tracht. Bisher hatten sie lange Bärte, weiße Kragen, kurzes Haar, kurze Mäntel, breite Gürtel und weite Beinkleider getragen — wie noch viele Gemälde aus jener Zeit zeigen — und es gab eine böhmische Nationaltracht, so gut, wie eine polnische und ungarische; jetzt nahmen sie die deutsche, oder vielmehr ein Gemisch der deutschen und spanischen an und folgten allen ihren Ausartungen. —

Von 1621 an endigt die böhmische Geschichte und verfließt in der Oestreichs! —

5.

Graf Sylvio Piccolomini wurde am Morgen nach seinem nächtlichen Abenteuer auf den Feldern bei Nusle hinter dem Wyšehrad herumirrend gefunden. Seine prachtvollen Kleider waren beschmutzt und zerrissen, er war verstört und erschöpft, willenlos ließ er sich, nachdem er wie im Traume seinen Namen genannt, in seine Wohnung bringen; er war wahnsinnig geworden. Es war aber kein stiller Irrsinn, der seine Geisteskräfte gefangen genommen; sobald sich der Leib von seiner Erschöpfung

erholt, folgten Ausbrüche der Tobsucht, in denen man sich seiner versichern, ihn mit Gewalt bändigen mußte, und wieder machte die Raserei einer tiefen Melancholie Platz, so daß er bald in den rührendsten Ausdrücken von seiner geliebten Anna schwärmte, bald wieder ihre schöne Mutter, die böse Zauberin, tödten wollte. Immer jedoch sprach er von seiner Liebe zur Henkerstochter, mit der er sich der Welt und ihrer Schmach zum Trotz vermählen wolle, sie verlangte er zu sehen, sie sollte man rufen, sie mußte die Seinige werden!

Dies Ereigniß machte ein gewaltiges Aufsehen in Prag. Die Aerzte waren rathlos, um so mehr, als sie die Veranlassung zu seiner Krankheit weder kannten, noch zu errathen vermochten. Der Gedanke an die Liebe zu einer Henkerstochter lag auch so fern, als daß man in den Aeußerungen des Kranken mehr als wahnwitzige Phantasiegebilde hätte vermuthen können.

Mit dieser Neuigkeit erschien noch an demselben Abend Pater Xaver bei der Gräfin Terzky auf dem Hradšin. Er theilte ihr den schrecklichen Erfolg ihres Racheplanes mit bedenklicher Miene mit. Unter einem großen Theile der Stadtbewohner herrschte die Meinung, wie dies in jener Zeit bei plötzlichen Todesfällen oder Geistesstörungen häufig der Fall war, der Graf müsse aus feindseliger Hand Gift bekommen haben. Aber Niemand wußte einen Feind zu bezeichnen. Wo der Graf an jenem Abend vor seinem Verschwinden, als er sich so stattlich und der Vermuthung nach zu einem galanten Abenteuer herausgeputzt, gewesen, war durchaus nicht zu ermitteln. Der Reitknecht hatte unterm Brückenthurm bis zum lichten Morgen seiner mit den Pferden gewartet. Er war, wie die Wache aussagte, nicht von der Stelle gewichen. Sylvio selbst gab darüber keine Auskunft, er sprach nur von einem blutigen Richtschwert, womit man dreizehn edle Böhmen geköpft, von seiner Anna, der schönen Henkerstochter im weißen Brautgewand, von der Mutter und ihren Dämonen, vom Hen-

ker, dessen Hand ihn berührt, und von den Blitzen, die ihm als Hochzeitsfackeln geleuchtet. Die Fröhlichkeit, die er am Tage, als er die geheimnißvolle Einladung der Gräfin erhalten, kund gegeben, galt nur als Vorspiel des ausbrechenden Wahnsinnes. Das Billet selbst, welches er an jenem Morgen erhalten, war nirgends zu finden. Die Jesuiten selbst nahmen an, Sylvio habe Gift erhalten, wenigstens schienen sie mit dieser Ansicht übereinzustimmen, und sprachen von einer Verschwörung Adlicher, die noch heimlich Protestanten geblieben und allen vornehmen und einflußreichen Anhängern des Kaisers und ihres Ordens Verderben geschworen; denn dahin deuteten Sylvio's Worte von dem Richtschwert der dreizehn Patrioten. Der einzige, welcher ihnen darüber hätte Aufklärung geben können, sie ihnen wohl auch insgeheim gegeben hat, gehörte selbst ihrer Gesellschaft an, aber es mußte in ihrem Plane liegen, in diese traurige Geschichte den protestantischen, den sogenannten hartnäckigen Adel, der sich nur äußerlich und scheinbar unterworfen, mit zu verwickeln. Man hatte, so deutete man, den Grafen in irgend ein unterirdisches Gewölbe verlockt, wo sich die Verschworenen versammelten, man hatte ihn auf jenes Richtschwert einen feierlichen Eid schwören lassen, man hatte ihn vielleicht für den geheimen Bund gegen den Kaiser und die Religion gewinnen wollen, und als er sich dessen geweigert, ihm einen narkotischen, vergifteten Trank eingeflößt, um ihm die Erinnerung zu rauben, ihn unfähig zu einer klaren Aussage zu machen, wo nicht gar in der Absicht, ihn zu tödten. —

„Don Sylvio hat den Verstand verloren,“ sagte die Gräfin kalt und nicht ohne Anflug eines bittern Spottes; — „der arme Knabe! Ich muß ihn bedauern. Wer hieß ihn auch in meine Kreise schwärmen! So geht es ihm, wie dem unbesonnenen Falter, der um die Flamme gaukelt, immer näher und näher, bis er die Flügel versengt und dann armselig sein Dasein aushaucht. — Glaubt Ihr, Hochwürdiger, daß einer von diesen

Verschwörern und Mödern meines Hauses mir eine Thräne, einen Seufzer nur des Mitleides gezollt haben würde, wäre ich aus meinem schrecklichen Scheintode erwacht, um als Wahnsinnige ein elendes, tausendfach qualvolles Leben zu fristen? Nein, nein! Da unser Ruhm begraben, hätten sie auch für unser Elend nur Gleichgültigkeit oder leichten Spott gehabt. Der Wahnsinn, würden sie gesagt haben, ist nur eine Fortsetzung des früheren wahnsinnigen Ehrgeizes. — Und ich — ich empfinde noch Mitleid für Don Sylvio, der doch nur ein wenig Verstand verloren hat, und — den Fürstenmantel dennoch erben wird. Solch' ein Hermelin deckt Vieles zu: Größe und Schande, Heldenmuth und Verrath!"

„Da nun der Graf," sagte Xaver, „selbst — wenngleich im Irrsinn, von seiner Liebe zu einer Henkerstochter spricht, so ist es wohl vom Ueberfluß, vielleicht auch gar nicht gerathen, daß wir noch nähere Nachweisung oder Bestätigung seines Abenteuers in den Leumund der Leute bringen."

„Wir können dies etwa später benutzen. Es genügt nicht, Unglück auf Octavio Piccolomini's Haupt zu häufen, auch Schande. Was er an Rang und Ehren besitzt, das hat ihm der Verrath eingebracht und die Gnade des Kaisers gegeben. Der Friedland hat seinen Herzogshut erworben; der Kaiser konnte ihm nichts geben; er eroberte sich Alles selbst, wie sich der Löwe seinen Wald, sein Jagdgebiet, selbst erobert und darin als König herrscht. — Vor allen Dingen, Pater! laßt uns die traurige Mähr über den Wahnsinn des Don Sylvio vor Bohumila verschweigen. Sie ist zu zart geformt für solchen Ernst und schon jener Auftritt, der doch nur ein Gaukelspiel war, hat sie tief erschüttert. — Ohnedies beschuldigt sie sich, ihn unglücklich gemacht zu haben, und doch bin ich allein die leitende Hand."

„Ein sonderbarer Umstand," berichtete Xaver, „gibt den wahnwitzigen Aussagen des Grafen noch einen Anstrich von Glaub-

würdigkeit. Der Scharfrichter von Prag hat in der That ein schönes, blondes Töchterlein, von dessen Liebreiz schon früher im Volke verschiedene Märchen herumgingen. Die Aerzte haben nun, um auf die Spur der Krankheit zu kommen, unter der gehörigen Vorsicht und damit die Schmach nicht eine öffentliche werde, das Mädchen in Sylvio's Nähe gebracht. Ihr Vater, der Henker, hat sie selbst begleitet. Wie mir die Diener sagten, war es ein schauerlicher Auftritt, als dem Don Sylvio in einem matt erleuchteten Gemache die Tochter des Ausgestoßenen vorgestellt wurde, und als sie an ihn die Frage richtete, ob er sie nicht erkenne. — Willenlos mußte sich die Dirne fügen, man hatte ihren Vater dafür belohnt. — Der Graf starrte sie mit geistlosen Augen an, dann sagte er: „Du bist keine echte Henkerstochter. Du siehst gerade so aus, wie unsere edlen Fräulein, — 's ist kein Unterschied. Wo soll ich lesen, daß Dich ein Henker erzeugt? — So schön, wie meine Henkerstochter, ist keine. Die Natur gefiel sich in einer Ausartung. — Geh' fort, Lügnerin, oder ich erdroßle Dich!“ — Uebrigens nahm man den Scharfrichter und sein Kind streng in's Verhör, ob sie auf irgend eine Weise den Grafen bethört oder geblendet. — Natürlich, wie wir ja wissen, sind sie schuldlos.“

„Das wird dem stolzen Octavio seltsam behagen,“ erwiederte die Gräfin, „daß ein Henker seinem Neffen Zeugenschaft leisten muß.“

„Es ist sofort ein Courier zur Armee abgegangen,“ fuhr der Jesuit fort, „um dem Fürsten Nachricht von der bedenklichen Kranheit seines Neffen zu überbringen. Man hofft, der alte Herr wird in einem so außerordentlichen Falle schleunig zurückkehren. — Graf Colloredo hat den Vorschlag gemacht, den Kranken auf das Schloß zu Nachod zu bringen, um das Aufsehen hier in Prag zu verringern.“

— „Gut, gut! Auf unserm Heimathschlosse, wo die Wiegen der ruhmreichen Geschlechter Smiřický und Terzky standen,

mag er mit seinem Schmerzgeheul die Räume füllen. O, möchten doch alle unsere geraubten Schlösser solche Gäste und — neue Besitzer beherbergen."

„Graf Leßly, gnädige Frau! — ich darf diese Mittheilung nicht vergessen, — wird aus seinem müßigen, schwelgerischen Leben herausgerissen. Der Kaiser beruft ihn nach Wien; er ist Hofkriegsrath geworden, soll gegen die Ungarn fechten und will sich —"

— „Nun, weiter, weiter, Pater!"

„Es wird Euch unwahrscheinlich dünken; allein er wirbt um ihre Hand. Er wünscht sich mit der Gräfin Franziska von Dietrichstein zu vermählen."

— „Sie ist nicht mehr jung."

„Das könnte die Nachkommenschaft vielleicht in Zweifel ziehen; allein der Graf ist seines wüsten tollen Treibens überdrüssig, er sehnt sich nach Häuslichkeit, nach dem behaglichen Gattenleben und wünscht so seine Jahre zu schonen und höher zu bringen." —

— „Pater, Pater Xaver!" rief Frau von Terzky lebhaft „— die Gräfin Dietrichstein, — und mein Kind, meine Bohumila! — Warum sollte er sie nicht lieben, nicht lieben können? — Das Mädchen ist so schön, daß sie auch in einem zweiten Gehirne den Wahnsinn entzünden kann. — Er ist entnervt? — Um desto besser. — Die Riesennatur Buttler's allein ist es, von der ich einen hartnäckigen Widerstand erwarte. — Der Herzog sagte es mir oft verwundert, daß Buttler aus dem Kugelregen jederzeit unversehrt zurückgekehrt sei, als wäre er gefeit. Daran glaubte auch Albrecht und das stellte den Mann höher in seiner Achtung und in seinem Vertrauen, als andere. — Nun, er ward auch der Hauptverräther! — Aber sprechen wir von Leßly. — Doch nein! forscht erst nach, ob wirklich die Gräfin Dietrichstein geneigt ist, einen der blutbesudelten Räuber der Terzky'schen Güter zu ehelichen. — Dann, — dann, Pater! reift uns vielleicht ein Plan. Ach es dauert mir Alles das zu lange, und

doch wäre ich vielleicht unzufriedener, wenn es mir gelänge unsere Freinde alle mit einem Streich zu vernichten!"

„Geht der Graf zur Armee nach Ungarn, dann erficht er sich entweder neuen Kriegsruhm, oder ihn trifft eine türkische Kugel."

— „Und wir sehen und erleben es nicht! — Lebt wohl, Pater, gebt mir bald freudige Nachricht. Ich dürste nach Ereignissen. Macht, daß ich handeln kann, daß mein Rachegefühl etwas erlebt."

„Noch Eins," unterbrach sie sich, als Xaver schon im Begriffe war, sie zu verlassen, „der junge Cavalier, der meiner Tochter nachstellt, ist ein Spanier, Don Cogollos. Aus den Briefen und Erzählungen des Herzogs ist mir der Name bekannt. Waldstein war selbst in Spanien auf seiner großen Reise, bevor er noch in Ferdinand's Dienste trat und die Wittwe Nikesch von Landeck, seine erste Frau, heirathete. Der junge Edelmann will unter Pappenheim gefochten haben. Eine Wunde, sagt er, verhindert ihn ferner die Waffen zu führen. Habt die Güte, Pater! erkundigt Euch nach diesem Offizier und seiner Herkunft. — Ich fürchte, er hat Eindruck auf das Herz meiner Bohumila gemacht und das Mädchen hat doch, — ich muß es seufzend gestehen —, keine Zukunft, so wie ich." —

Xaver verließ die Gräfin. Sie klingelte Basil, der ihr Licht bringen mußte; die Dämmerung hatte sich bereits schwarz über den weiten Saal gelagert.

Am untersten Ende desselben vor dem Pfeiler des ersten Fensters stand der Arbeitstisch der Gräfin und darauf die Ampel, welche matten Schein verbreitete.

Das letzte Fenster nach ihren Zimmern hin war geöffnet und die Nachtschmetterlinge, silberbestaubte Phalänen, die die Finsterniß zu Leben und Liebe erweckt in der heißen Sommerzeit,

schwärmten herein mit schwerem Fluge, gelockt von dem lichten Schimmer.

Frau von Terzky gieng längere Zeit nachdenkend im Saale auf und ab. Dann lehnte sie sich in das offene Fenster. Der Himmel war umschleiert, — schwarze Nacht lagerte über der Erde. —

Plötzlich vernahm sie dicht unter sich Geräusch, die Latten des Spaliers, woran sich ehedem Weinreben emporrankten, knisterten und prasselten, eine dunkle Gestalt bewegte sich aufwärts, langsam, und wie es schien, auch mühsam; — eine weiße Hand erfaßte endlich die Fensterbrüsting und der tollkühne Kletterer athmete tief auf. —

Die Gräfin drückte sich lauschend in die Fensternische zurück. Sie war gefaßt — wenn der Eindringling ein Räuber, so genügte ein Stoß von ihrer Hand, ihn kopfüber in den Garten hinabzustürzen. —

Jetzt schien er auf dem hellern Hintergrunde des Saales auch die Umrisse ihrer Gestalt zu gewahren.

„Fräulein," sagte eine sanfte Stimme, — es war Rafael, der Bohumila hier vermuthete, „wenn Ihr auch zürnt, — ich muß doch kommen. Und diesmal komme ich mit Lebensgefahr. Das morsche Holz war barmherziger als die, welche mir den Weg zu Euch verschließen. Sagt Eurer Mutter, wenn sie in mir vielleicht nur den Spanier, den Fremdling haßt, daß ich auch deutscher, ja böhmischer Abkunft bin. Mein Vater war ein Freiherr von Waldburg, — so erzählte mir der Großvater —, der jedoch bald, nachdem er sich mit meiner Mutter vermählt, von seinem Monarchen abgerufen, im Felde blieb. Auch die Mutter verlor ich früh, und nahm dann nach des Großvaters Tode mit seinen Besitzungen auch seinen Namen Cogollos an als einziger Erbe."

„Ich bin nicht die, welche Ihr sucht," versetzte die Gräfin,

„ich bin die Mutter selbst. Ihr nennt Euch Waldburg — Waldburg? Und böhmischer Edelmann war Euer Vater?"

„Mehr erfuhr ich nicht von ihm, als das Wenige, was mir der Großvater von ihm gesagt, der karg und unfreundlich war in seinen Mittheilungen. Er mag meinen Vater nicht geliebt haben." —

„Die Stellung, die Ihr einnehmt, scheint unbequem für eine längere Unterhaltung. Da Ihr schon so weit gelangt seid — tretet näher."

Don Rafel sprang über die Fensterbrüstung in den Saal, beugte das Knie vor der Gräfin, und indem er ihre Hand küßte, sagte er feurig:

„Von Eurem Ausspruch erwarte ich Leben oder Tod. Erkennt mich erst, bevor Ihr glaubt, mich hassen zu müssen."

„Erhebt Euch, Don Cogollos! Von meiner Tochter sei vorerst nicht die Rede, nur von Euch und Eurer Herkunft. Erzählt mir Alles, was Ihr wißt; ich werde Euch mit Spannung horchen. Meine Neubegier hat einen tiefern Grund."

„Meine Mutter," berichtete Don Rafael, nachdem er am Tische, der Gräfin gegenüber, Platz genommen, „meine Mutter, Maria Dolores, war die einzige Tochter des Don Cogollos —."

„Maria Dolores!" rief die Gräfin, und starrte fast erschreckt in das schöne Antlitz des Fremden. —

— „Sie starb, wie man mir sagte, bald nach meiner Geburt."

„Würdet Ihr ihre Schriftzüge wieder erkennen, und einen Ring mit ihrem Wappen —?"

— „Gewiß! Ich besitze ein Gebetbuch von ihrer Hand, worin sie die Litaneien selbst geschrieben."

„Nur einen Augenblick," rief Frau von Terzky, und eilte in ihr Cabinet. —

— „Meine Aufnahme scheint günstiger, als ich erwartet

habe," sagte Don Rafael für sich, als er sich allein befand; „möge sie mich auch nur zur Geliebten leiten!"

Die Gräfin kehrte nach kurzer Frist wieder zurück; sie hielt mehrere Briefe und einen Ring in ihrer Hand.

Dann blickte sie abermals, wie freudig erstaunt, den jungen Mann lange und fest an, und sagte:

„Ja — hier hat die Natur den Geburtsbrief selbst geschrieben. Ja — Rafael! Du begrüßest in mir verwandtes Blut!"

Sie nahm die Lampe vom Tisch, faßte Rafael's Hand, und geleitete ihn an die Rückwand des Saals, vor das Bildniß des Herzogs.

„Hier," sprach sie mit feierlichem Tone, „Dein Vater, Herzog Friedland! Nicht Waldburg ist Dein Name, — sondern Waldstein. — Und nicht im Friaul'schen Kriege ist Dein Erzeuger geblieben, sondern in Eger gefallen von Mörderhänden. — Die zu Dir spricht, ist seine Schwägerin, die Gräfin Terzky, die man fälschlich todt glaubt, und die sich unter dem Namen einer Frau von Milota verborgen hält. Erkenne in diesen Zügen des Helden Dein Abbild selbst, Rafael! Es kann kein Zweifel walten: die Beweise sind in meinen Händen."

„Wie," rief Rafael erstaunt und die Brust von freudigem Stolze erhoben, „mein Vater wäre nicht ein unbedeutender und verschollener, böhmischer Edelmann, es wäre der Herzog selbst!? — Ich habe unter seinem Banner gefochten und freudig schwellte mir's das Herz, wenn ich ihn sah in seinem Stolz und seiner gebieterischen Majestät. Aber mein Kriegsruhm war noch zu gering, um zu ihm zu dringen, um vor seinen Augen Anerkennung zu finden. Dann zog und focht ich fern ihm in Schwaben und den Rhein entlang, unter Pappenheim's Fahne. — Ihr, die Gräfin Terzky — und er, der Friedland, mein Vater! — Ich wollte hier den Preis der Liebe suchen und erbe eine Glorie des Ruhmes. — Und Bohumila, Eure Tochter, — meine Verwandte."

„Mein Pflegekind nur, nicht mein leibliches, junger Freund! doch mein höchstes Gut auf Erden! Hier," fuhr sie fort, und trat mit ihm zum Tische zurück, „lies diese Briefe Deiner Mutter an den damaligen Freiherrn von Waldstein, den Fremdling in Spanien, der ihre Neigung, ihre Liebe und Hingebung errang, trotz der Hemmnisse eines stolzen und harten Vaters. — Hier findest Du eine Locke Deiner Mutter, ein Medaillon und die Boten ihrer Liebe und ihrer Schmerzen in leidenschaftvollen Worten. Der Herzog hat mir in einer vertrauten Stunde sein Geheimniß und diese Beweise übergeben. — Seine Gemahlin, meine Schwester, war nicht eingeweiht in die Begebenheiten seiner Jugendliebe. — Dein stolzer Großvater war es, der alles Fremde hassend auch Deine Mutter von Albrecht gewaltsam trennte, wahrscheinlich als sie sich schon Mutter fühlte, als Du unter ihrem Herzen lagst. Er trug lieber die Schande seiner Tochter, — die er verheimlichte, als er die Verbindung derselben mit einem Fremdling, der ihm nur als ein Abenteurer galt, dulden wollte. — Und als Waldstein später, da er bereits Ruhm erfochten, an Deinen Großvater werbend schrieb, erhielt er nur die Nachricht von Deiner Mutter Tode, doch nicht von Deinem Leben. — Und so ahnte der Herzog nicht einmal, daß er getäuscht, daß ihm auf der Welt noch ein theures Pfand, ein Erbe seines Blutes, seines Ranges und Ruhmes lebe!"

„Darum," sagte Don Rafael sinnend, indem er den Inhalt der Briefe durchlief, „sprach auch Don Cogollos nur selten und wenig, ja oft mit Widerwillen von meiner väterlichen Herkunft. Der Mutter bewahrte er ein liebevolles Angedenken, und diese Liebe übertrug er auch auf mich."

„Als der Ruhm des Herzogs," fuhr die Gräfin fort, „später die Welt erfüllte, hat Don Cogollos vielleicht seine Härte bereut, doch war es zu spät, um ihn zu enttäuschen, umsomehr, als sich Waldstein bald nach dem Tode seiner ersten Gemahlin

wieder und mit meiner Schwester vermählte. — Er wollte Dich, mein Sohn! — so nenne ich Dich jetzt kraft der heiligen Verwandtschaftsrechte, die mir gegeben, — für sich allein behalten; Dein Vater sollte keinen Theil an Dir haben."

„Ja," rief Rafael begeistert, und küßte die Hand der Gräfin, „ich will Euch von nun an Mutter nennen. Nur in Eurem Herzen, in Eurer Erinnerung hat meine Abstammung ihre Wurzel. Doppelt gesegnet sei nun meine Liebe zu Bohumila, sei der Umstand, der mich in Prag festhielt, da ich schon scheiden wollte."

— „Ja, komm' an meine Brust, Du einziger Erbe unsers Ruhmes und unserer Erniedrigung, aber auch unserer Rache!"

Die Gräfin drückte den Jüngling liebevoll an ihr Herz, und während er in ihrer Umarmung lag, öffnete sich die Thüre, und Bohumila, die sonst nie ungerufen erschien — trat herein.

Ueberrascht, zitternd, stand sie an der Schwelle, als sie den heimlich Geliebten in den Armen ihrer Mutter erblickte. Sie mußte an einen Zauber glauben.

„Was willst Du, mein Kind?" fragte die Gräfin sanft.

Bohumila erröthete und schwieg.

Nach einer längern Pause sagte sie:

„Ich glaubte, Du hättest mich gerufen, Mutter!"

— „Nein, doch seist Du jetzt auch nicht unwillkommen. Begrüße hier in Don Rafael Cogollos einen Verwandten unsers Hauses. Er kam, Dich zu suchen und fand ein mütterliches Herz, das ihn spät, aber mit doppelter Freude erkannte. — Reich' ihm die Hand, — und blick' ihm in die Augen, wie einem Bruder."

Rafael erfaßte zwar die Hand des Mädchens, aber zugleich, von dem Brudernamen und Bruderrechte Gebrauch machend, schloß er sie feurig in seine Arme und bedeckte ihr den Mund mit Küssen. —

„Du kannst wieder gehen, mein Kind!" gebot die Gräfin, „ich habe mit Rafael noch allein zu sprechen." —

Purpurgefärbt wie eine Rose entwand sich das Mädchen der Umarmung Rafael's und verließ den Saal.

Sie hatte einsam, mit einer Stickerei beschäftigt, in ihrer Stube gesessen, da regte sich unablässig in ihr ein Drang, der sie antrieb, hinüber zur Mutter zu gehen. — Sie hatte ihr nichts zu sagen, hatte ihr auch keine Frage zu stellen, — doch war's ihr immer so, als riefe die Gräfin nach ihr, als höre sie die Klingel tönen, als müßte sie in den Saal, um etwas zu erfahren.

Und wie es ihr wieder im Ohre klang, als rufe die Mutter abermals laut nach ihr, da hielt sie sich nicht länger, sie legte die Arbeit nieder, sprang auf und eilte in den Saal, um zu sehen, wie die Gräfin den Mann, den zu meiden ihr so streng anbefohlen war, voll Zärtlichkeit selbst in ihre Arme schloß. —

Das kam Alles und schwand wieder wie ein Traum, und doch war es Don Rafael, den sie bei der Mutter gesehen, Don Rafael war's, der sie an sein Herz gedrückt und sie geküßt. Sie sollte ihn Bruder nennen, und die Gräfin nannte ihn Sohn.

Dies waren Räthsel, deren Lösung sie gepeinigt haben würde, hätte nicht diese Ueberraschung, dies wunderbare Zusammentreffen ihr Inneres mit namenloser Seligkeit erfüllt. —

Die Gräfin schloß ihre geheime Unterredung mit Rafael, worin sie ihm vollständige Aufklärung über die früheren und gegenwärtigen Verhältnisse gab, mit den Worten:

„Ich kann Dich nicht ohne Hoffnung lassen, Rafael! doch eben so wenig vermag ich Dir eine bestimmte Zusage zu geben. Betrachte Bohumila jetzt noch als Deine Schwester, meide, um unsers eigenen Heiles willen, Alles, was geeignet ist, Eure Leidenschaft zu nähren. Wirst Du geliebt, so wird Dich nach kurzer Prüfung und Entsagung die Liebe doppelt reich belohnen. Noch ist mein Weg dornenvoll, ich finde keine Rosen, um Euren Pfad damit zu bestreuen. — Blick' hin auf das edel-ernste Antlitz Deines Vaters, Deines schimpflich gemordeten Vaters und frage Dein

Herz, ob nicht Rache sein erstes, stärkstes Gefühl ist. So lange die Manen unserer Todten nicht versöhnt, dürfen wir an keinen ruhigen Besitz denken.“ —

„Ach, Mutter!“ seufzte Rafael, „mit einer Hand beschenkst Du mich, um mich mit der andern zu berauben? — Jetzt, wo ich Bohumila's Küsse gefühlt, soll ich für sie nur wie für eine Schwester fühlen. — Es sei denn; weil Du von nnn an über mein Dasein zu gebieten hast, weil Du mich reich oder elend machen kannst, mir einen Stern an den Himmel setzen oder ihn verlöschen. — Aber laß' mich sie sehen, sehen, so oft ich mag, so oft mein Herz darnach verlangt; schließe sie nicht so klösterlich ab von mir. Mein Verlangen, meine Sehnsucht hat mich oft zur Verzweiflung gebracht. — Und wie schwer werde ich es tragen, wenn ich weiß, daß ihr Liebreiz einen Andern entzücken, bethören, in Liebeswahn versetzen soll. — Und selbst, wenn dieser Mund lügt: ich werde doch sein Wort für einen Prophetenausspruch halten. — Wenn Dein Gelübde erfüllt, Dein Rachewerk — unser Rachewerk vollendet, laß' uns von hier, wo nur blutige Erinnerungen leben, fortziehen in mein Vaterland, in das schöne Vaterland meiner Mutter, wo Waldstein die Liebe der Donna Dolores errang.“

— „So Du Dich beherrschest, Rafael! werde ich Dich zu belohnen wissen! Glaube nicht, ich könnte gleichgiltig Bohumila's Seufzer hören, ihre Thränen sehen! Ich liebe sie ja wie meine Seele, sie allein fesselt mich ja noch an's Dasein. Alles Andere, was ich besaß und auf dessen Besitz ich stolz war, verschließt ja die Gruft. — Ich weiß Alles und habe es mitempfunden, was in dem Herzen des jungen Mädchens vorgieng, von dem Augenblick an, wo sie Dich zum ersten Male sah. — Wie eine schwere Schuld gestand sie mir ihre Liebesregungen. — Du ahnst noch kaum, welch ein edles, aufopferndes Herz Du vielleicht einstens das Deinige nennen wirst. — Aber, noch ist unser Gesichtskreis, der Himmel, woran unsere Sterne glänzten, umwölkt. — Buttler

lebt noch und schwelgt im Glücke, Leßly wandelt freudetaumelnd über den Gräbern unserer Verwandten, und Piccolomini ringt nach Kriegesruhm, er will durch Thaten den Kriegsruhm des Herzogs verdunkeln und seine eig'ne Schande mindern. — Ich bin nur ein Weib und führe nur die Waffen, die mir die Natur gab. Den heiligen Schwur aber, den ich mir selbst aufgelegt in der furchtbarsten Stunde meines Lebens, muß ich erfüllen. — Ich weiß, daß ich früher nicht sterben kann, und sollte ich über die Grenzen des menschlichen Daseins hinausleben. Zählte ich auch hundert Jahre: ich werde so empfinden, wie heut."

„Und ich mit Dir," fiel Rafael ein, „aber da ich noch so jung, und an meinem Himmel der Stern der Liebe aufgegangen ist, so laß bei mir die Liebe neben der Rache wandeln. Bohumila's Anblick wird mich kräftigen und befeuern. Weiß ich doch jetzt, was die Verräther auch ihr geraubt. — Nenne sie nicht länger arm, — ich bin ja reich. Der Mutter Erbe, des Großvaters Vermächtniß stellt mich in die Reihe der reichsten Granden Spaniens. — Und dort, Mutter, nur dort kannst Du, wenn Alles vollbracht, von Deinem tiefen Harm genesen, kannst vergessen, was Du vergessen willst, und in Deiner Erinnerung auffrischen, was einstens schön und theuer, — so umgeben von dem Göttertempel einer zaubrischen Natur, umweht von einem ewig milden Himmel, von Blumendüten und Wunderklängen."

„Du sollst Bohumila sehen," sprach die Gräfin und reichte ihm betheuernd die Hand, „doch erblicke sie nur mit den Augen eines Bruders. Ich weiß, ich begehre von Deiner Jugend und Leidenschaft ein schweres Opfer: aber betrachte mein Leben und die Reihe von Opfern, die mir das Geschick abfordert — abzwingt unter Seufzern und blutigen Thränen. — Jetzt leb' wohl! Es ist spät: ich muß mich sammeln nach diesen Eindrücken, die so plötzlich und vielleicht so folgereich in dieser Stunde auf mich einstürmten." —

Cavalier mußte ohne Zweifel auf demselben Wege hereingekommen sein, wie damals, — und wie gnädig fand er sich von der Gräfin (die ihn doch hassen sollte) aufgenommen!

Die alte Kammerdienerin hatte, als sie abtrat, bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, ihn von der Wendung der Sachlage, von dem plötzlichen Erscheinen des Don Rafael im Saale zu unterrichten.

Die Gräfin jedoch wiederholte abermals: „Basil! Merke Dir die Person dieses Cavaliers. Wenn er von nun an viermal an der Glocke des Hausthores zieht, wird er eingelassen und zu mir allein geführt.“

Sie winkte entlassend, dann wandte sie sich wieder an Don Rafael.

Sie unterrichtete ihn noch ausführlich von dem übrigen Theil ihrer Geheimnisse und Pläne, und beschwor ihn, durch ein leidenschaftliches Dazwischentreten die letzteren nicht zu vernichten; sie stachelte das Ehrgefühl und das der Rache wiederholt in seiner Brust auf, er mußte sich als ein Kettenglied jener Todesgenossen von Eger betrachten, mußte ihr seinen Arm leihen, um das Beabsichtigte zu erreichen.

„Bohumila,“ so schloß sie, „ist nicht reif, nicht kräftig genug für die ganze Last unserer Geheimnisse; auch Deine Herkunft mag ihr bis auf Weiteres ein Räthsel bleiben. Ihr genüge, Du seiest ein Verwandter unsers Hauses: gleichviel, ob des Waldsteinischen, oder des Terzky'schen. — Zürnen darfst Du mir nicht, Rafael, wenn Du das Mädchen nur selten zu sehen bekommst. Ich darf Eure Leidenschaft nicht nähren, bevor ich mein Ziel nicht erreicht habe. Erst bedarf ich der sichersten Nachweisungen über das Verhältniß des Grafen Leßly zur Gräfin Dietrichstein, und des Fürsten Colalto zur Tochter Buttler's; Pater Xaver ist damit betraut. Sie werden maßgebend sein auch für Eure Zukunft. — Ein Thor ist geblendet und zum Wahnsinn getrieben

durch mein schönes, unschuldiges Kind; warum sollte es nicht ein zweiter werden? Zu schwach an Macht, kämpfe ich mit List; bis jetzt ist sie mir gelungen. Mögen mir ihre Erfolge noch ferner treu bleiben." —

„Ihr sprecht von Pater Xaver?" fragte Rafael.

— „Ganz Recht! Du suchst ihn auf im Jesuitenkloster. Er ist mein einziger, mein zuverlässiger Vertraute."

„Auf dieser Priester Zuverlässigkeit baut man in Deutschland nicht viel. Sie herrschen, sagt man, und verrathen, und üben leicht das Letztere, um das Erstere zu erreichen."

— „Ich halte ihn an einer goldenen Kette, und ungemessen ist sein Ehrgeiz in dieser Sache. Gemeinschaftlich mit einem Weibe vermag er über das Wohl und Weh, über Leben und Untergang mächtiger Geschlechter und stolzer Emporkömmlinge zu verfügen, damit zu spielen. Dem Orden stehen zudem einige Güter in Aussicht, wenn die Letzteren kinderlos sterben. Ich weiß es, wenn auch der schlaue Mönch es nicht offen gestehen mag. — Pater Xaver wird Dich anweisen, wie Du Dich zu nehmen hast, vielleicht Dir öfter Botschaft an mich geben. — Und jetzt leb' wohl, Rafael, mein Neffe! mein Sohn," sagte sie und umarmte ihn zärtlich. —

„Doch noch Eins," fügte sie am Schluß hinzu, „wenn Du Bohumila in der Kirche siehst, scheine sie nicht zu kennen; folge ihr auch nicht unmittelbar in's Haus. — Dann, keine Verkleidungen mehr! Es war nicht gut, daß Du jenen Mönch zum Vertrauten Deiner Neigung machtest. Er könnte durch irgend eine Verkettung der Umstände Don Sylvio auf unsre Spur leiten."

„O der ist treu, wie Gold!" rief Rafael, „Ihr solltet einen Blick werfen in dieses edlen Pankraz Seele. Dem sollten wir uns vertrauen; — doch nein! er ist zu kindlich, zu sanft zu solchem ernsten Werke. — Sein Freund aber will ich bleiben. — Lebt wohl denn, Mutter!"

„Leb wohl!"

Die Klingel rief Basil und dieser geleitete den Ritter durch den vordern Eingang des Hauses auf die Straße. —

Als Bohumila nach ihrer zweiten Wiederkehr aus dem Saale zu Madlena in die Stube trat, sank sie dieser fast erschöpft an die Brust und rief:

„Er ist es wirklich und bei der Mutter! Ich fand ihn in ihren Armen. Ach, wie mir das Herz schlägt!"

— „Und er wäre es wirklich, für den er sich ausgibt?"

„Die Mutter nannte ihn einen Verwandten unsers Hauses. Das soll mir genug sein; ich soll ihm Schwester werden und hoffen. Doch, durch welch' ein Wunder mag er hereingekommen sein?"

— „Ich will es nur gestehen, Fräulein! als Ihr das letzte Mal mit der Gnädigen und dem Pater Nachts ausgefahren und ich mit Basil allein saß, da trat er plötzlich zu unserm größten Schrecken herein! er war durch den Saal und die offenen Fenster gekommen. — Der muß klettern können, wie ein Eichhorn. An der ganzen hohen Wand sind nur einige morsche Latten und einige Nägel von den eingegangenen Weinreben."

„O, ich bin selig," sagte das Mädchen, „und sollte ich ihn immer nur Bruder nennen müssen!"

— „So war es doch gut, daß ich ihm damals, als er Euch so sehr erschreckte, die Hoffnung machte, Ihr würdet am Portiunculafeste in die Kirche kommen. — Nun ist's schön, Ihr werdet ihn als neuen Verwandten öfter sehen."

Das Mädchen senkte lächelnd das Haupt und versank in selige Träumereien. —

6.

Waldstein verweilte auf seiner großen Reise durch Spanien, Frankreich, England und die Niederlande auch einige Zeit in Madrid. — Diese Reise, doppelt kostbar in damaliger Zeit, zehrte den größten Theil seines väterlichen Erbes auf, denn er zeigte sich überall mit Glanz und Verschwendung. Doch vertraute er den Sternen, die ihm eine helle Zukunft und dereinstige Größe verkündeten.

Er war in der ersten und schönsten Mannes-Blüte, von würdevollem Anstand, galanten Manieren, reich mit Wissen ausgestattet, mehrer Sprachen mächtig.

Mehr als ein Liebesabenteuer knüpfte sich an diese Reise. —

In Madrid wohnte er einem Stiergefechte bei. Vor allen Damen des Circus zog eine in der Nähe der königlichen Loge durch ihre außerordentliche Schönheit seine Aufmerksamkeit auf sich. Aber auch die schwarzen Augensterne der vornehmen Spanierin schienen ihm manchen aufmerksamen Blick zu schenken.

Nun regte sich auch der Ehrgeiz in ihm, etwas Außerordentliches zu thun, das im Stande wäre, ihm die volle Theilnahme, die Bewunderung jener Dame zu erwerben.

Der Zufall war ihm günstig und Waldstein vollbrachte das, was später August der Starke mit gleichem Glück und Geschick ausführte.

Der Stier, von andalusischer Race, ein riesiges Thier, war durch angeheftete Raketen bereits zur äußersten Wuth gebracht. — Der gewandte Matador warf sich ihm entgegen, um den Todesstoß zu vollbringen; aber er hatte das Unglück im Sande auszugleiten, sein Stoß verfehlte die Brust des Gegners und im nächsten Augenblicke hatte ihn das Horn des Stieres durchbohrt, und wüthend schleuderte er den Leichnam in die Luft. —

Die Picadores flüchteten, von dem Unthier verfolgt, aus der Arena.

Waldstein hielt sich nicht länger. Jetzt schien ihm ein großer, stolzer Moment gekommen. Mit raschem Sprunge, den Degen in der Hand, setzte er über die Brüstung in die Arena, umlief das tobende Ungeheuer und warf sich ihm entgegen. Gewandt die ersehene Stellung und den Vortheil benutzend, beugte er sich — und den Anlauf des Gegners erwartend, bohrte er ihm den Degen bis an den Griff in die breite Brust.

Das Unthier stürzte brüllend und wälzte sich in seinem Blute; unbeschreiblicher Jubel erscholl vom Munde der Tausede von Zuschauern und Jedermann rief und fragte nach dem kühnen Fremdling.

Lächelnd sich verneigend, das Schwert in die Scheide steckend, kehrte Waldstein auf seinen Platz zurück. Hier ward er von einem Kämmerling sofort in die königliche Loge berufen und der allerchristlichsten Majestät vorgestellt. —

Aber ein süßerer Lohn war ihm aus den Augen jener schönen Dame geworden, die man ihm auf sein Befragen als Donna Maria Dolores, die einzige Tochter des reichen und mächtigen Don Cogollos, bezeichnete, Granden erster Classe und Grafen von Antarem.

Don Cogollos, das war bekannt, haßte die Deutschen. Der böhmische Freiherr Wenzel Albrecht von Waldstein vermochte ihm damals nicht gleichen Rang und gleichen Reichthum entgegenzustellen, alle Versuche, in das Haus des stolzen Spaniers eingeführt zu werden, scheiterten, sogar dann, als Waldstein wiederholt bei Hofe vorgestellt und vielfach ausgezeichnet worden. List mußte ihn zu seinem Ziele führen.

Er wandte sich an einen Mönch, die damals in Spanien als Vermittler galanter Abenteuer bekannt waren. Eine volle Börse unterstützte seine Ueberredungskunst. —

Bald hatte der Pater eine der Frauen der Donna Dolores gewonnen. — Briefe und Blumen wurden ausgetauscht; die Mandoline erklang in warmer Sommernacht und der Gesang der Dame diente in mitternächtiger Stunde dem Ritter selbst zum Führer in den Garten des Palastes und in eine versteckte Laube. —

Hier unter Granaten- und duftenden Mandelbäumen, im Glanze das Laub durchschlüpfender Mondesstrahlen, beim süßen Rauschen der Fontainen schwuren sie sich ewige Liebe.

Zwei Monate wurden diese nächtlichen Zusammenkünfte fortgesetzt; der Vater litt am Podagra und hütete Zimmer und Lager; — einen Verräther gab es nicht in der Nähe der Donna Maria. —

Nach dieser Frist stürzte die mit spanischer Glut an dem Geliebten hangende Tochter zu den Füßen ihres Vaters und verlangte Waldstein's Gattin zu werden. — Aber selbst als sie ihm händeringend die nahenden Folgen jener nächtlichen Zusammenkünfte gestand, vermochte ihn dieser Hinblick auf seines Hauses Schande und seiner Tochter Erniedrigung nicht von seinem Vorurtheil und seiner Verachtung des geringen deutschen Edelmannes, eines frühern Protestanten und Sohnes eines Protestanten, zu heilen. —

Noch in derselben Stunde ließ er die Maulthiere an die Karosse spannen und fuhr mit dem in Schmerz und Liebeswahnsinn aufgelösten Mädchen auf eines seiner Schlösser in den Alpujarren. —

Hier übernahm er selbst mit tyrannischer Strenge ihre Ueberwachung. Keine Nachricht von ihrer Hand konnte an Waldstein gelangen.

Dieser war bis zum Tode erschreckt, als Donna Dolores am folgenden Abend aus Madrid verschwunden war. Niemaud von der ganzen Dienerschaft war im Hause zurückgeblieben, als

Waldstein, jede Klugheit und die Rücksicht auf sein Leben sogar — denn ein spanischer Dolch konnte ihn treffen — bei Seite setzend, selbst dort Erkundigung einziehen gieng.

Auch der fromme Pater, sein Vertrauter, vermochte ihm keine Auskunft zu geben; denn Don Cogollos besaß der Schlösser zu viele in Spanien, selbst Besitzungen in der neuen Welt. Leicht konnte er, um ihm die Geliebte zu entreißen, sich dorthin eingeschifft haben.

Auf jeden Fall, schloß der Pater, und Albrecht mußte ihm beistimmen, war das Liebesverhältniß verrathen worden. Aber Donna Maria hatte dem Geliebten ihren Zustand verschwiegen, und jetzt fehlte ihr alle Möglichkeit, ihn — als sich die Folgen entschieden herausstellten, davon in Kenntniß zu setzen.

Waldstein beweinte den Verlust der Angebeteten; endlich mußte er, da alle Bemühungen erfolglos geblieben, Madrid verlassen. Er that dies mit schwerem Herzen, und trug nichts mit, als die Erinnerung an die süßesten Liebesstunden und die Briefe und Liebesgaben, deren wir bereits arwähnt.

— Als Don Cogollos mit seiner Tochter auf dem Schlosse angekommen war, entfernte er sofort seine sämmtlichen Dienstleute theils nach entlegenen Besitzungen, theils schickte er sie über See nach Amerika auf seine dortigen Ländereien.

Die Neuangeworbenen erfuhren, als die Mutterhoffnungen bei Donna Dolores sichtbar wurden, die blasse, leidende junge Herrin sei erst vor kurzer Zeit in Madrid mit einem deutschen Edelmann verbunden, dieser aber fast unmittelbar nach der Trauung zur Armee nach Deutschland berufen worden.

Jetzt auch erst gelang es einmal der Tochter, ihres Vaters Wachsamkeit zu täuschen, und durch einen vertrauten Boten einen Brief nach Madrid an eine treue Freundin gelangen zu lassen. Aber ihr wurde die Nachricht, welche die arme Dulderin vollends niederschmetterte, daß Waldstein Madrid längst ver-

lassen habe, und daß man nicht wisse, welchen Weg er eingeschlagen.

Den harten Vater dauerte zwar zuweilen sein bleiches, hinwelkendes Kind, aber sein Stolz und der Haß gegen ihren Verführer, dessen Haupt er mit allen Racheflüchen belastete, war mächtiger, als das Mitleid für seine Tochter.

Nach Maria's Entbindung war er entschlossen, nach der neuen Welt zu übersiedeln, dort seine und seiner Tochter Schande zu verbergen, und ihr Kind in gänzlicher Unbekanntschaft mit seinem Vater und seinem Vaterlande zu erziehen. Dort hoffte er, würde sich auch Maria's Schmerz sänftigen, und sie, im Besitze ihres Kindes, des Verräthers allmählig vergessen.

Um seine Grausamkeit zu beschönigen, und jenes Ziel sicherer zu erreichen, erfand er die Nachricht von Waldstein's im Friaul'schen Kriege (wo in der That dieser kurze Zeit nachher mitfocht) erfolgtem Tode.

Dieser Schlag tödtete vollends ihren Lebensnerv. — Nachdem sie einem Knaben, dem Ebenbild des Vaters, das Leben gegeben, — schloß sie ihr schönes Auge für immer.

Dies unerwartete Ereigniß erschütterte endlich den Grausamen und er übertrug von da an nicht den Haß gegen den Vater, sondern die Zärtlichkeit, die er einst für die Mutter gehegt, auf Maria's Kind, seinen Enkel, den künftigen Erben seines Namens. — Vor der Welt erzählte er auch nun, als Rafael heranwuchs und in die Welt treten mußte, das Märchen von Maria's heimlicher Vermählung mit einem deutschen Edelmann und dessen früh im Krieg erfolgten Tode. Ein Priester, den er gewonnen, bestätigte überall die vollzogene Trauung. — Seine Absicht war, den Sohn für immer von dem Herzen seines Vaters loszureißen, Keiner sollte von der Existenz des Andern wissen. Den Namen Waldburg wählte er, trotz der Aehnlichkeit mit dem Waldstein's, weil eine solche Familie in Deutschland ruhmreich wirklich existirte, und man

in Spanien glauben sollte, Rafael stamme von dieser Familie ab. Auf der andern Seite konnte von dieser Familie hinwider, — da sie selbst in Spanien fremd war, keine Art Anspruch auf Verwandtschaft je geäußert werden. Eines edlen, spanischen Namens konnte er sich für Rafael nicht bedienen, denn die Usurpation eines solchen wäre auch über das Weltmeer zu dem Adel Spaniens gedrungen; einen niedrigen mußte er verschmähen. — Nach der Vollendung der Studien seines Enkels war er fest entschlossen, mit diesem nach Amerika zu gehen, um alle Bande zu zerreißen, die diesen noch an Deutschland und seinen Vater, — dessen Kriegsruhm schon damals begann, die Welt zu erfüllen — fesselten. —

Und Maria war gestorben, nachdem sie ihrem Sohn nur einen einzigen Blick geschenkt, ihn nur ein einziges Mal an ihr Herz gedrückt, ohne ihm den Namen seines Vaters nennen zu können.

Wohl erkundigte sich auch Waldstein später, als er den Titel eines Generals führte, in einem Briefe an Don Cogollos nach seiner Geliebten, er fragte, ob sie noch frei, er hoffte, sein gegenwärtiger Rang und die Reichthümer, die er nach seiner ersten Ehe mit der Frau Nikeš von Landeck geerbt, würden dem Stolze des Spaniers genügen; aber er erhielt eine gleich stolze Antwort, die ihm in kalten Worten den Tod der Donna Maria Dolores meldete; von ihrem nachgelassenen Sohne stand kein Wort darin, aber noch die fast verletzende Bemerkung, was den fremden Herrn General das Schicksal seiner Tochter kümmere, da er, der Vater, ihn gar nicht zu kennen die Ehre habe?

Hieraus konnte Waldstein schließen, Donna Maria habe ihr Liebesverhältniß nach ihrer Entführung aus Madrid dem Vater gar nicht gestanden, sie habe das Geheimniß ihrer Liebe mit in's Grab genommen.

Erst dann schritt er zu seiner zweiten Ehe mit der Gräfin Harrach.

Und erst kurz vor seinem Tode trennte er sich von Maria's

Liebesgaben, — wie ahnungsvoll; — er legte sie in die Hände der Gräfin Terzky nieder und sein Geheimniß in ihre Brust, die der feste Schrein aller seiner geheimnißvollen Pläne und Entwürfe war. —

Und die Gräfin, oder vielmehr ihre treue Dienerschaft, hatte sie gerettet, in jener Chatulle zu Eger, worin sich ihre Edelsteine befanden. —

Aber das Schicksal vereitelte, wie wir nunmehr wissen, den größten Theil der Pläne des Don Cogollos. Kaum war Don Rafael von der Universität zurückgekehrt, und alle Vorbereitungen zur Reise nach Amerika getroffen, so überraschte seinen Großvater der Tod und schloß ihm in dem Augenblicke die Lippen, als er dem Enkel einen feierlichen Schwur abnehmen wollte, nie nach Deutschland zu gehen, sondern seinen kriegerischen Arm der weitern Eroberung Amerika's und der Verherrlichung der spanischen Waffen dort zu weihen.

Denn öfter schon hatte Don Rafael um die Erlaubniß gebeten, in einem der spanischen Regimenter, die der Kaiser als Hilfstruppen zur Bekämpfung der Reformation in Deutschland erhalten, mitfechten zu dürfen; stets wurde sie ihm verweigert und eben so kurz und gemessen jede Nachforschung nach seinen Verwandten im deutschen Reiche umgangen; woraus Rafael nicht ohne Grund schloß, der Großvater habe seinen Erzeuger gehaßt und dessen Geschlecht. —

Jetzt war Don Rafael frei, — der Erbe der Schätze und Ländereien des Don Cogollos — nichts band ihn mehr in Spanien, er sehnte sich, die Heimath seines ungekannten Vaters zu sehen und hegte die leise Hoffnung, Näheres über dessen, so wie denn also auch seine Familie zu erfahren.

— Wir sind ihm zuerst begegnet, wie er von seiner Wunde nach kurzem Kriegeslauf kaum genesen und seiner vergeblichen Nachforschungen müde, im Begriffe war, nach Spanien zurück-

zukehren; wie er zuerst Bohumila sah und unablässig von der Gewalt der Liebe getrieben bis in ihre nächste Umgebung vordrang. In seiner Ausdauer sollte zugleich sein Schicksal liegen. Bohumila war der Stern, der seinen Stammbaum, der seine Herkunft beleuchtete. Die Neigung zu ihr gab ihm wunderbarer Weise seine Familie wieder und seinen Vater, — den freilich schon die Gruft in der Karthause bei Jičin bedeckte, — dessen Kriegsruhm aber noch eben so frisch und feurig die Welt erfüllte, wie kurz vor seinem Ende.

7.

Der Plan der Gräfin von Terzky gieng dahin, die beabsichtigte Verheirathung Leßly's mit der Gräfin von Dietrichstein und jene des Fürsten Colalto mit der Tochter Buttler's zu hintertreiben. Dazu sollten ihr, wie wir wissen, nöthigenfalls die Reize ihrer eigenen Tochter dienen. Katharina und die Gräfin waren schön, beide edlen Herzens, jene noch dazu vornehmen Ranges. Wie sollte, wie durfte — so dachte die Gräfin mit Ingrimm — ein Mörder und Verräther sich mit dem Sproßen eines der edelsten Geschlechter Oestreichs verbinden? — Und Buttler, der von ihr Tiefgehaßte, dessen Ehrgeiz jetzt eben so unbegränzt war, sollte sich mit einer Fürstenfamilie verbinden, sollte so hoch steigen, nach dem Hermelinmantel langen, den er von des Herzogs Schultern gerissen!?

Aber die Ausführung des erstern Planes wurde in den Hintergrund geschoben, da Leßly aus seinem wüsten Leben herausgerissen und plötzlich zur Armee nach Ungarn versetzt wurde; die des zweiten erledigte sich von selbst durch den Eintritt anderer, von der Gräfin gleichfalls herbeigeführten Ereignisse, wie wir später sehen werden.

Ihr lag nunmehr daran, Katharina, die sie nur aus Schilderungen kannte, und die sie trotz alles Eifers nicht vollständig hassen konnte, die gleichfalls zu vernichten ihr Herz sich seltsam sträubte, von dem Herzen ihres Vaters loszureißen. Wie sollte der Elende, dachte sie, des Glücks genießen, ein solches Kind zu besitzen, er, der ihr Alles geraubt! Nein! Er sollte, eben weil er so überschwenglich selig im Besitze dieser Tochter war, elender werden, als alle die Anderen. Sie sann nicht auf seinen Tod, nein! sie wollte ihm nur eine Wunde schlagen, so tief und unheilbar, daß selbst der Tod keinen Trost gewähren konnte. — Gieng in Verfolgung dieser Intrigue auch Katharina zu Grunde, dann war es nicht ihre Absicht, dann war es Schicksalsschluß. —

Leßly war also vor der Hand aufgegeben; denn wie konnte ihn ihr Arm fern im Türkenkriege erreichen? Ihr Sinnen und Trachten gieng dahin, ihm auf irgend eine Art seinen Waffenruhm zu schmälern, ihn mit Schmach zu bedecken, um die edlen Familien zu verhindern, ihm die Hand einer ihrer Töchter zu geben. Dies Alles schwebte, wie gesagt, noch in der Zukunft Hintergrunde, und vielleicht gab ihr der Zufall oder die Fügung eine Waffe in die Hand, da bis jetzt noch keiner der Verschwörer, ihn und Buttler ausgenommen, dem Strafgericht entronnen war. —

Sylvio Piccolomini's Zustand war sich im Ganzen gleich geblieben; nur waren die Wuthausbrüche seines Wahnsinns seltener, aber dann auch stärker; sie machten einer tiefen Melancholie Platz. Man begriff nicht, wie sein schwacher, schon früher von Leiden angegriffener Körper diesen fürchterlichen Kampf so lange zu bestehen im Stande sei, wenn man nicht annehmen wollte, dieses gewaltige Geistesringen, dieser Nervenkrampf nähre zugleich mit die Leibeskraft, gewähre ihm eine gewatsame Spannung, aus der sie sich nach der längern Erschlaffung mit erneuter Fähigkeit wieder erhebe. — Mit Erlaubniß der Aerzte durfte er

in sicherer Begleitung ausgehen, sich zu zerstreuen; sie hofften für ihn von dem Sehen und Bewegen unter Menschen, wenn nicht Genesung, so doch Linderung des Uebels. Er fügte sich diesem auch willig, denn immer noch hoffte er seiner geliebten Henkerstochter, der ächten und nicht der falschen, die er mit Abscheu zurückgewiesen, zu begegnen, immer noch den Ort wiederzufinden, wo man ihm das seltsame Gaukelspiel aufgeführt. — Er wurde häufig auf seinen Wunsch in die Gegend des František gebracht, aber sei es, daß seine Erinnerung gänzlich verwirrt und umflort, oder daß das Haus seit jener Nacht durch die Diener und Helfer Xaver's bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden war, er fand die Stätte nicht wieder.

Nur einmal bei diesen Spaziergängen hatte seine Umgebung, — sein greiser Pfleger und Kammerdiener war stets der Führer — einen jener heftigen Wuthausbrüche zu bekämpfen. Es war nahe an der Brücke. — Da schritt vor ihnen eine Dame einher, über deren Rücken reiche, schöne, blonde Locken herabflossen. Kaum ersah diese Piccolomini, so schrie er mit entsetzlicher Stimme: „Das ist sie, das muß sie sein, meine Henkersbraut, die Henkerstochter!" und wollte ihr nachstürzen.

Mit dem Aufgebot aller ihrer Kräfte versuchten ihn die Diener zurückzuhalten, während die Dame in ein Haus flüchtete, aber er entriß sich mit der riesigen Gewalt der Wahnsinnigen ihren Armen, stürzte in das Haus der halbohnmächtigen Dame nach, riß ihr die Larve vom Gesicht, stierte sie mit den irren Augen aus verzerrtem Gesichte eine Weile an und sagte: „Nein, Du bist es auch nicht, meine Anna! — Du bist eine Andere. Lüge nicht mit diesen Locken, geh!" — Dann ließ er sich ruhig wieder von seinen Dienern fortführen. — Als sich dieser Auftritt in Prag verbreitete, fürchteten die Damen mit blondem Haar, sich auf den Straßen blicken zu lassen, oder sie verbargen es sorgsam unter dem Baret.

Diese Umstände, welche auch der Gräfin berichtet wurden, hießen sie die Kirchgänge Bohumila's noch ferner einschränken, aber sie ward später darin lässiger, weil Sylvio mit dem Instinkt des Wahnsinns die Geliebte nur in der Gegend der Nicolaskirche und in der Kleinseite, dann in jener Gegend der Stadt, wo er das Haus der zweimaligen Zusammenkunft vermuthete, aufsuchte und nie seine Ausgänge bis auf den Hradčin ausdehnte, ja sich der Zumuthung seiner Wächter, auch in jenem Stadttheil Nachforschungen anzustellen, ernstlich widersetzte. —

Nur einmal, als er melancholischer und schweigsamer war als sonst, bewogen ihn die Bitten seiner Führer, ihnen auf den Hradčin zu folgen, weil sie von der herrlichen Aussicht daselbst über das majestätisch dort zu den Füßen des Beschauers ausgebreitete Prag eine wohlthätige Einwirkung auf seinen Trübsinn hofften. —

Während dessen stand der Fürst, sein Oheim, mit der Armee am Rhein, wohin sich der Krieg gezogen hatte. Mit Entsetzen vernahm er die Nachricht von der Erkrankung seines Neffen und Erben, von der schmählichen Seltsamkeit seiner wahnsinnigen Leidenschaft, — von seiner eingebildeten Liebe zur Henkerstochter. In dieser Form schien ihm die Krankheit mehr eine Schmach, als ein Unglück. Er hätte im Augenblick nach Prag fliegen mögen; aber eben jetzt lag das Kriegsgeschick in seinen Händen; wie durfte ihm der Erzherzog, für dessen Unternehmungen er verantwortlich war, gerade jetzt Urlaub geben!? — Er ließ den Kurier sogleich mit Depeschen zurückkehren, empfahl seinen Freunden in Prag den Unglücklichen auf's Angelegentlichste, gab Aerzten und Dienern die gemessensten Befehle und gebot alles Mögliche anzuwenden, um Sylvio auf seine Herrschaft Nachod zu bringen, außerhalb des Bereichs des Spottes oder des Mitleids des Prager Adels, von dessen böhmischem Kerne er sich ungeliebt, wohl gar gehaßt wußte. — Gleichzeitig schrieb er in's Neapolitanische einem Anver-

wandten, Lorenzo Piccolomini, der mit Sylvio fast in gleichem Alter stand und berief diesen zur Pflege seines kranken Vetters nach Prag. —

Don Rafael vernachlässigte seinen neuen herzlichen Freund Pater Pankraz keineswegs. Er verplauderte manche trauliche Abendstunde mit ihm in seiner Zelle. Des Mönches Herz erweiterte sich bei des Jünglings Liebesschwärmereien und oft sah er ihm feuchten Blickes, an seinem Glück sich weidend, in's leuchtende Auge. Daß er sie gefunden, daß er in ihre Nähe gedrungen, daß er öfter bei ihr weilen dürfe: das Alles konnte ihm Rafael gestehen; aber seine Fragen nach ihrem Namen und Stande, nach ihren Verhälissen, mußte er unbeantwortet lassen. — Selbst den Ort ihrer Behausung verschwieg er: so war es der Wunsch der Gräfin, die noch immer vor einer Entdeckung besorgt war, die befürchtete, Jemand könnte doch, trotz ihrer sichtbaren Veränderung, in der vorgeblichen Frau von Milota die dem Grab entrissene Gräfin Terzky wieder erkennen. — Es war rührend, diesen innigen, freundschaftlichen Austausch zwischen dem schon bejahrten Mönch in seiner braunen Kutte und dem jungen feurigen Manne in seiner ritterlichen Tracht und Haltung zu sehen!

„Ich glaub'," sagte der Pater manchmal, „wenn halt das wunderschöne Fräulein nicht g'wesen wär' und die Verkleidung wegen ihr, Gott hätt' unsere Herzen doch zu einander g'führt, weil sie so zu einander passen. — Ihr aus Spanien und ich aus dem Viertel unter'm Mannhardsberg! Der liebe Himmel fragt nix nach Nation und Stand, wenn er die Herzen für einander bestimmt hat. Denn so habt Ihr halt auch in Prag just den Stern Eures Lebens müssen aufgehen seh'n. — Da hat sich einmal die Schwalb'n — die Schwalb'n kommen doch aus'm heißen Africa, wenn's dort nichts mehr zu leben gibt, zu uns, wenn's Frühling wird, — also die Schwalb'n hat sich in die Lerch' verliebt und is mit ihr aufg'flogen und hat mit ihr auf

den Ackerfurchen g'sessen und hat dazu gezwitschert, wenn die Lerch' laut gejubilirt hat. Sie haben einander zwar nicht verstanden, aber ihre Herzen haben für einander g'schlagen, und die graue Lerch' hat die schwarze Schwalb'n so lieb g'habt. Aber freilich, wie der Herbst 'kommen is, da hat die Schwalb'n zurück müssen in ihre Heimath und die Lerchen bleiben bei uns den Winter hindurch. Sie konnten beide nicht bleiben, beide nicht mit einander gehn. Und das war halt ein recht trauriges Scheiden und Meiden! — Das wollen wir aber bei Euch, Don Rafael, nicht besorgen: Ihr sollt bleiben oder Eure Herzgeliebte mitnehmen in Euer schönes Vaterland, von dem Ihr mir so viel Herrliches erzählt habt."

„Nein, Pater!" rief Rafael und umarmte den Mönch, das soll nicht geschehen, daß wir so getrennt werden, wie die Schwalbe und die Lerche. Und auch Euretwegen darf es nicht sein, mein väterlicher Freund! Auch bei Euch muß ich bleiben, oder Ihr zieht mit uns in's schöne Hispanien, denn es kann doch eine Möglichkeit gefunden werden, daß Ihr in ein spanisch Kloster tretet in Sevilla oder in der Nähe von einer meiner Besitzungen. — Darum, Pater! betet zum Himmel, daß er uns diese schöne Zuflucht gewähre!"

„Wie Gott der Herr will!" sagte der Mönch mit fromm erhobenem Blicke, „er macht ja so viele Menschen glücklich." —

— — Rafael besuchte, gemäß der Erlaubniß der Gräfin, von jetzt an öfter ihr Haus; aber selten nur und auf kurze Augenblicke, und dann blos in der Gegenwart der Mutter, die jeden Ausdruck leidenschaftlicher Zärtlichkeit niederdrückte, bekam er die Geliebte zu sehen. Frau von Terzky durfte dieser Flamme nicht frühzeitig Nahrung geben. Sie sah oft mit geheimer Trauer dies Ringen und Schmachten zweier liebenden Herzen, die sich darin zu verzehren schienen; denn so sehr der Gedanke, dem Geliebten wenigstens als Schwester anzugehören, das junge Mädchen

anfangs entzückt hatte, so erfüllte dies Nahe- und Entferntsein ihre Brust mit bittrer Wehmuth. Ihre Wangen begannen zu bleichen, oft erschütterte es ihre Nerven fieberhaft, und manchmal, wenn sie auf der Mutter Geheiß, kaum daß sie ein paar Worte mit dem Geliebten gewechselt, plötzlich den Saal verlassen mußte, brach sie in ihrem Zimmer in lautes Weinen aus. — Ja, sie war in der Nähe des Geliebten, sie konnte ihn sehen, sie wußte sich heiß von ihm geliebt, und dennoch fühlte sie sich so elend, und vergieng in Sehnsuchtsschmerzen. Der Mutter bangte für ihr leidendes Kind; aber doch bewachte sie ängstlich Beider Blicke und Mienen, und hoffte auf die erlösende Zeit, aber sie zitterte zugleich vor einem erschrecklichen Ausgang, der vielleicht auch zwei Herzen brechen konnte, die ihr nahe standen. —

— — Wir wollen indeß einen Blick in die bekannte Schenkstube in der Brückengasse werfen. Es ist, in dieser Sommerzeit, noch früh am Tage. Unsre Stammgäste, Hostal und Sojka, sind bereits zugegen, auch der Pater, erhitzt von einem weiten Gange in die Neustadt zurückgekehrt, sitzt an ihrem Tische, das Zimmer ist mäßig gefüllt; keine ohrenbeteubende Musik stört das Gespräch.

Die drei Genannten sind mitten in der Unterhaltung.

„Man könnte es in der That," sagte der rüstige Fleischer, „als ein Strafgericht Gottes ansehen, daß der junge Graf Piccolomini verrückt geworden ist. Zwar ist er selbst an der Eger'schen Massaker unschuldig, aber oft müssen doch die Kinder für die Sünden der Alten büßen, und das ist dann für diese manchmal eine härtere Strafe, als wenn es sie selbst trifft, besonders wenn sie die Ihrigen lieb haben."

„Das möcht' man halt doch nicht sagen," versetzte der Pater, „denn der liebe Gott will gewiß nur Gut's. Unglück freilich g'schieht g'nug, aber wir wissen halt nit warum. Ich bedauer' den alten Fürsten, der keine Kinder hat, nur den Neffen, glaub

ich, von seinem seligen Bruder her: der hat sich's sauer werden lassen, bis er Reichthum und Güter und den Bataillenruhm und die Fürstenkron' erworben hat. Jetzt kann er Alles mit in's Grab nehmen; denn wer genießt's, wenn der junge Graf von seiner Krankheit nicht kurirt wird?"

„Ich bedaure keinen von den großen Herren, von den Vornehmen," fiel der Kürschner Hostal unwirsch ein; „wer heißt sie Krieg führen, Land und Leute verderben; Blut vergießen, Städte einäschern und die Saaten des Bauern vernichten, der sie noch dazu pflanzt, um sie zu ernähren: der Ehrgeiz, der Hochmuth, die Habsucht, nichts Anders! Da drinn sehe ich keine Religion! In den Kreuzzügen, das laß ich meinetwegen gelten, und im Hussitenkrieg, und im Anfang unsers böhmischen: da gieng's doch noch für den Glauben, oder er war wenigstens die Hauptsache. Jetzt aber wollen sie ihre Länder vergrößern, ihre Töchter ausstatten, Schwägerschaften stiften, feste Reiche, die ihnen allein gehören, begründen. — Der Schwed', so sagte Gustav Adolfus, war auch nur über's Meer gekommen, um unsern Glauben zu schützen, und vor zwei Jahren hat er uns ausgeplündert und geknechtet, als wären wir seine ärgsten Feinde. Bewahr' mich Gott vor meinen Freunden, mit meinen Feinden werd' ich schon fertig: das ist ein alter, aber guter Spruch. — Wir haben's ja am letzten Frieden gesehen! Da hieß es: Du bekommst das, Du das; Du mußt das wieder hergeben, Du das. An's arme Volk, das sein Mark und Blut hat lassen müssen, hat Keiner gedacht. Das ist freilich nur auf der Welt, um den Herren zur Staffel ihrer Glorie, ihrer Macht und ihres Reichthums zu dienen."

„Aber der Frieden," warf lächelnd der Fleischer ein, „hat doch das zu Wege gebracht, daß Du neuerdings in Deinem Haus hast keine Einquartirung aufnehmen müssen."

— „Ja," entgegnete ärgerlich Hostal, „mein Haus und immer wieder mein Haus! Ich werde ein Lied davon singen, so

lange ich lebe; denn ich kann's. Aber, frag' ich Euch, ist uns seit dem Frieden auch nur ein Heller an Contribution und sonstigen Abgaben erlassen worden? Die Armee im Reich' draußen, heißt es, die braucht's. Was geht uns das Reich an. Die sollen's dort unter einander ausmachen; wir wollen Frieden haben bei uns. Freilich, unsre Herren Stände haben nichts mehr zu sagen; sie können nicht mehr auftreten wie sonst und uns verdeffendiren, und den kaiserlichen Commissarien in's Gesicht reden, mit den Worten: „Wir bewilligen nur so und so viel! Der König mag zusehen, wo er's Andere hernimmt zu seinen Kriegen; wir führen die Unsrigen selbst, wenn es kommt, Punctum!" — Ich weiß nicht, was noch aus der Welt werden soll, aus dieser großen Consusion, wenn's so fortgeht."

„Ich mein' halt," unterbrach der Pater den Erschöpften, indem er sich zugleich zur Kellnerin wandte: „Marinka, Du Schwarzäugel! gib mir noch'n Krug — 's ist heut' sehr heiß, — ich mein' halt: der alte Herrgott hat bis jetzt die Welt regiert und er versteht's. Er wird's endlich doch zum Besten führen. Unerforschlich sei 'n seine Weg'! Amen. — Und daß ich auf Eure Red' zurück komm'; Große muß es doch auch geben, so wie G'ringe. Die Macht kommt von Gott. 'S ist so die Weltordnung nnd der Himmel hat's bis jetzt noch nicht ändern wollen. — Aber freilich mein' ich auch, daß die Herren da oben manchmal mehr Mitleid mit dem armen Volk haben und ihren Leidenschaften, ihrer Ehrbegier nit so den Zügel schießen lassen sollten. — Mir sein aber Alle schwache, fehlerhafte Menschen. Und daß dann der Glauben dazu dienen muß, um die Leidenschaften der Leute zu nähren, daß nit Jeder das Kreuz im Herzen hat, für das er streiten will: das ist traurig. Die Welt wär' schon recht schön; aber sie soll nit ganz schön sein, sonst wollt' Keiner hinaus, und Jeder möcht' glauben, 's is schon hier abgemacht. Darum müssen wir also eine Zuversicht haben auf eine bess're Welt, die uns

unser Heiland auch versprochen hat. Und darum sag' ich immer, der Himmel möcht' uns Allen einen sanften Tod geben und keine Reue mit hinüber, und daß wir keine Feindschaft hier auf Erden zurücklassen. Da wollen wir in Demuth die Gnad' des künftigen Lebens ansprechen." — —

Er that nach dieser erschöpfenden Auseinandersetzung rasch einige Züge, dann faltete er behaglich die Hände über seinem Leib. —

— „Ich denke noch immer," sagte nach einer Pause der Fleischer mit pfiffiger Miene, „an den wahnsinnigen Grafen. Der hat Alles, was sich ein Menschenherz nur wünschen könnte: Rang und Reichthum, Pferde, Dienerschaft, Wein im Keller, — und jetzt kann er's nicht genießen. — Gebt Acht, gebt Acht! ich hab' es immer gesagt, die Eger'sche Geschichte bringt denen, die sie angestiftet, und den Ihrigen keinen Segen. Wir haben's am Grafen Deveroux gesehen, und auch der alte Gordon, der den Löwen in den Käfig gelockt, damit man ihn ungefährdet tödten könne, ist eines elendiglichen Todes gestorben. Jetzt trifft's den Neffen des alten Piccolomini, der um Alles den Herzog vom Regiment bringen wollte, um selbst daran zu kommen. Um die Anderen, Gott strafe mich, werden es auch noch erleben. Gott straft schon auf Erden, — und das ist gut, das dient zu unserer Erbauung und unserm Trost. Wenn's immer erst in der Hölle geschähe, so dauerte es zu lange, und wir könnten das Vertrauen auf die himmlische Gerechtigkeit verlieren."

„Beileibe nicht, beileibe nicht!" fiel der Pater ängstlich ein, „das wär' ja unchristlich und Ihr seid so ein guter Mensch, Herr Sojka. Selbst die Heiden glauben ja an die himmlische Gerechtigkeit, und daß drüben Lohn und Strafe sein wird; — freilich nach ihrer Art. Denn einige wilde Völkerschaften denken dabei an's Essen und Trinken, die Türken an lauter hübsche Frauenzimmer, und daß ihnen dann der Wein erlaubt ist, den ihnen der Erzschelm Mahomed hier verboten hat, die Juden an eine

grüne Wiese, wo sie beim Vater Abraham werden versammelt sein, andere wieder an eine schöne Jagd und an Fischfang und so weiter."

„Nun, mit den Türken," lachte der Fleischer in seinen Krug, „möcht' ich's halten: hübsche Frauenzimmer und Wein sind doch keine sündhaften Sachen; sonst wär' die schmucke Marinka hier auch eine lebendige Sünde!"

Er streichelte ihr nach diesen Worten die Wange und reichte ihr seinen Krug hin, der Pater ließ gleichzeitig den seinigen füllen und sagte:

„Ja, Alles zu seiner rechten Zeit und an seinem Ort: auf Erden irdische Freud', so weit sie uns das Gesetz erlaubt und im Himmel himmlische Seligkeit."

— „Aber," fragte Sojka aufziehend, „die Sünde ist doch durch das Frauenzimmer in die Welt gekommen; so sagt's die heilige Schrift."

„I nein, durchaus nicht, Herr Sojka! das ist ein Mißverständniß. Die Sünd' is durch den bösen Feind in die Welt gekommen; er hat sie gebracht und hat sich an den schwächern Theil gewendet, an's Weib, mit seinem verzuckerten höllischen Paradiesapfel. Und wenn die Eva auch nicht 'neingebissen hätt', er hätt' kein' Ruh g'lassen und hätt' die Sünd' auf eine andere Art und Weis' in die Welt gebracht; denn er is voll Tücken und Hinterlist, und das Böse wird vom lieben Gott zugelassen, daß der Mensch geprüft wird, ob er was taugt für die ewige Seligkeit, ob er besteht; denn mit dem Leben auf dieser Welt is doch nie und nimmermehr schon Alles abgemacht. — Schau," wandte er sich zu Marinka, die mit dem frischen Krug hinzugetreten war und streichelte ihre Wange, „der Herr Sojka hier meint, Du hätt'st in Deinen schwarzen Augen zwei kleine Teufelchen sitzen. Wenn's halt schon Teufel sein müssen, so sind's, wie ich mein', von der guten Art, und gib nur Acht, daß aus ihnen nicht etwa später der Ehteufel und der Zank-

teufel wird; denn auch der böse Feind ändert sich mit den Jahren. Vor der Hand glaub' ich halt nur, es sein zwei Spitzbuben, die auf's Stehlen ausgehn und wer sie ordentlich anschaut, der schaut immer wieder gern und länger hinein und merkt gar nicht, daß er inzwischen bestohlen worden is, um's Herz, um die Ruh! — Na, Du wirst's schon noch erleben, und ein Anderer bei Dir auch."

Das Mädchen, das ihn nur halb zu verstehen schien, entfernte sich lachend und der Kürschner nahm jetzt das Wort:

„Um wieder auf den wahnwitzigen Grafen zurückzukommen, so meine ich, daß dabei nicht allein eine Krankeit, sondern vielmehr des Teufels Blendwerk mit im Spiele ist. — Und warum soll's ihm auch nicht die Tochter des Nachrichters angethan haben? Dies Volk ist im Besitz verschiedeuer Zaubermittel und Zaubersprüche und hat damit schon viel Wunderbares gewirkt; freilich mehr Böses als Gutes gestiftet."

„Ich mein'," versetzte Pankraz, „der einzige Zauberer, der alle Tag' Wunder wirkt, die wir schau'n, aber nicht begreifen, is Gott. Es haben sich freilich viel alte und junge Weiber selbst freiwillig für Hexen ausgegeben und ich hab' selbst als Kind eine in Wiener Neustadt im Scheiterhaufen verbrennen g'sehen; aber die — mein' ich — waren alle mehr verrückt, als verzaubert. Was soll denn der liebe Gott zulassen, daß ein Mensch geheime Kräfte besitzt, und daß er dadurch den andern Menschen in seine Gewalt bekommt, um ihm zu schaden? Und wenn Ihr meinen sollt, der böse Feind macht's, der gibt's her: so sag' ich, gegen den bösen Feind, den's Christenthum schon längst schwach und matt gemacht hat, ist's beste Mittel ein gutes Gewissen, ein Vaterunser und das Zeichen des heiligen Kreuzes."

„Das denk' ich auch," bekräftigte der Fleischer, „ich mache mir aus Hexen und Zauberern nichts und es soll es keins wagen, zwischen meine Fäuste zu kommen. So ist's auch mit den Gespenstern. Jeder will sie einmal gesehen haben; wenn er

aber einen Zweiten dazu genommen, ist der Geist nicht erschienen. Diese Geister müssen sehr wenig Muth besitzen. Es kann aber doch eine Spitzbüberei bei der Sache sein, zu der sich unser Scharfrichter mit seiner Tochter von irgend einem Feind des Grafen hat brauchen lassen. Denn es trifft doch mancherlei zu: Die Gegend des František, wo sonst die Scharfrichterei war, und die Tochter des Henkers selbst, die schöne blonde Bětuška, die freilich der Graf nicht anerkannt hat. — Da hätten die Herren vom Gericht strenger untersuchen sollen. — Der Graf bekommt einen Brief, ist seelenvergnügt, putzt sich, als gienge es zur Hochzeit, reitet aus, — bleibt die Nacht fort und kommt am folgenden Tag im elendesten Zustand und verrückt nach Hause. — Es muß 'was Absonderliches in der Nacht mit ihm vorgefallen sein; nur daß er sich nicht deutlich erinnern kann. Gewiß aber ist etwas Wahres an seiner Einbildung."

„Daß er die Henkerstochter nicht wieder erkannt hat," belehrte der leichtgläubigere Hostal, „mag eben in der Bezauberung liegen; denn eine solche will ich doch annehmen. Wie käme der gnädige Herr, selbst wenn er krank ist, zu solchen Einbildungen? Ich stimme Euch darin bei, Gevatter: es ist gewiß etwas Wahres drin. Mein seliger Vater hat mir Vielerlei von Henkerkunststücken und Praktiken erzählt und auch umgekehrt; denn es ist oft vorgekommen, daß, wenn der Henker eine Hexe köpfen sollte, die noch die Macht besaß, so hat er plötzlich drei Köpfe vor sich gesehen und hat nicht gewußt, welchen er abschlagen soll; auch ist manchem das Richtschwert während des Schwunges mitten entzweigebrochen. Andere erzählen, daß die Scharfrichter genau wissen, wenn irgend eine geheime Mordthat geschieht, denn dann bewegt sich das Richtschwert an der Wand und schwingt sich hin und wieder. Nur wissen sie das Genauere nicht anzugeben. — Man darf nicht Alles verwerfen, was man hört; unsere Vorfahren waren auch aufgeklärt und haben doch an solche Dinge geglaubt und haben

ihre Beobachtungen gemacht. Ich bin überzeugt, wenn es ein Zauber ist, den man über den Grafen gebracht, und der Henker steckt mit unter der Decke, so ist er nur dadurch zu lösen, daß man über dem Kopf des Grafen dreimal mit dem Richtschwert — aber es muß ein schon gebrauchtes sein — einen Kreis beschreibt, gerade als wenn man ihn enthaupten wollte. Er wird aufschreien, ohnmächtig niederstürzen, aber bald wieder zu sich kommen und seinen Verstand, seine Erinnerung wieder haben, und erzählen können, was mit ihm vorgegangen ist." —

Der Sprecher, nachdem er den Aberglauben der damaligen Zeit, wie er gang und gebe war, ausgekramt, sah die Beiden fragend an; der Fleischer schüttelte ungläubig den Kopf, ohne etwas zu erwiedern, der Pater aber leerte den Krug und schickte sich an, aufzubrechen.

„Ihr wollt schon fort?" sagte Sojka und wollte ihn zurückhalten, „es ist noch heller lichter Tag."

— „Ja," versetzte Pankraz, aufstehend, „ich muß. Ich hab' so 'ne Beängstigung im Blut und so 'ne Unruh', die ich mir nicht zu erklären weiß. Es is mir so, als müßt' ich nach Haus — als wär' im Kloster ein Unglück passirt, — und da möcht' ich halt derbei sein, — ob ich's verhindern könnt'. Es läßt mir schon den ganzen Nachmittag kein' Ruh und da taug' ich halt auch nicht für die Gesellschaft der Herren. Gute Nacht! Gelobt sei Jesus Christus!"

„Gute Nacht, Hochwürdiger, — geht mit Gott!"

Der Pater entfernte sich, als eben eine Musikbande, die inzwischen eingetreten war, ihr lärmendes Spiel begann.

„Ich glaube, er kann die Musik nicht vertragen," meinte Hostal, „es stört ihm die Unterhaltung."

— „Möglich," erwiederte Sojka, „er ist auch kein Böhme; ein Böhme lebt und gedeiht in der Musik, und kann davon nicht genug haben." —

— Es war dies an demselben Abend, als Sylvio's Wärter den Wahnsinnigen zum ersten Male bewogen hatten, ihnen auf einem Spaziergang nach dem Hradschin und in den Rudolfinischen Schloßgarten zu folgen. —

8.

Vor siebzehn Jahren etwa, zurückgerechnet von den Begebenheiten, die wir eben erzählt, kam in das kaiserliche Lager bei Amberg — es war gleich nach Anbeginn des Krieges, nach dem Passauer Einfall — ein junges, bleiches, ärmlich gekleidetes Weib, und fragte nach dem Rittmeister Buttler, vom grünen Regiment des Herzogs Maximilian.

„Rittmeister!" schrie man ihr höhnend zu, und die Arme, die einst schön gewesen sein mochte, deren Züge aber Gram und Noth sichtbar entstellt hatten, mußte sich verspottet, mißhandelt durch die ungezügelte Soldateska, durch Isolani's Croaten, die später so eine abscheulichgroße Berühmtheit erlangten, nach den Offizierszelten Platz machen.

Der neue Rittmeister im Regiment des Herzogs von Friedland, Buttler, der so eben von Wallenstein zu dieser Würde nach einer tüchtigen Waffenthat erhoben worden war, saß eben, halbtrunken, mit mehreren Offizieren im Zelte, als ihm ein Frauenzimmer gemeldet wurde, welches das Begehren aussprach, mit ihm allein zu reden.

„Was Teufel!" rief Buttler, „am heutigen Tag, wo der Würzburger Wein hier allgemein für meine Freunde, muß es auch das Frauenzimmer sein."

— „Laßt mich, Rittmeister!" rief ein junger Cornet, Namens Jablonsky, „ich will sie erst beschauen, ob sie auch der Rede werth."

Und er sprang durch die Zeltwand, welche als Thüre diente, hinaus.

„Buttler," sagten die Offiziere, die zurückgeblieben, „das wird ein altes Liebchen sein, das Dir vielleicht Vaterfreuden verkündigt." —

„Der Teufel soll mich holen," fluchte Buttler, „wenn ich ein Weibsbild in dieser Gegend kenne."

Der Cornet kehrte lachend zurück, indem er sagte: „Es ist nichts, ein hageres, bleiches Bettelweib, noch zwar jung, aber nichts, gar nichts d'ran. Unser Rittmeister würde sich ein volles, dralles Pfälzermädel ausgesucht haben: die nicht! Soll ich sie vorlassen?"

Buttler zuckte, von einer Erinnerung gepackt, zusammen, faßte sich aber schnell und schrie im rohen Tone: „Der Teufel auch mag sie kennen; ich nicht! Sie will vielleicht ein Almosen, oder will ihren Bruder, den wir angeworben, losbetteln. — Ordonnanz! Jag' sie fort!"

Die Ordonnanz verließ das Zelt und die Offiziere lachten und tranken weiter.

— Bald jedoch kehrte der Dragoner zurück, machte eine verlegene Miene und sagte dann auf Befehl: „Herr Rittmeister! das Frauenzimmer will nicht gehen, ohne Euch gesprochen zu haben. Ich soll Euch sagen, daß sie Katharina Lehrbacher heiße, aus —"

„Hurrah, Hollah," schrien spottend die Offiziere, „also doch ein feines Liebchen des Rittmeisters!"

Dem Buttler drang es herunter bis zum Herzen; aber er wollte sich in seiner Würde nichts vergeben; er konnte eine Liebe nicht anerkennen, die er gehegt, als er noch Wachtmeister gewesen; er konnte ein bleiches, unschönes, armselig gekleidetes Weib doch nicht in den Kreis seiner Kameraden führen und gelten lassen, — er rief daher im rohen Tone:

„Der Teufel soll mich noch einmal holen, wenn ich die Dirne kenne! Es wird eine freche Bettlerin sein. — Hier, Ordonnanz! hast Du zwei Ducaten; die gibst Du ihr, und sag', wenn sie nicht freiwillig geht, so laß' ich sie aus dem Lager hinauspeitschen. — Das Uebrige werden dann schon die Panduren besorgen!“ —

Der Dragoner entfernte sich, die Offiziere lachten, das bleiche Weib nahm die Ducaten in ihre Hand und drückte sie — jedes Wort aus dem Zelte war ihr vernehmbar gewesen — zwischen die Finger, als sollten sie ihr die Sehnen zerschneiden, große Thränen glitten über ihre eingefallenen Wangen, dann wankte sie aus dem Lager, verhöhnt von dem Soldatengesindel. —

Sie wäre nicht unangefochten hinausgekommen, wäre sie weniger abgezehrt, in ihrer Kleidung weniger ärmlich gewesen. —

Dieses bleiche Weib, oder Mädchen — wenn man die noch ein Mädchen nennen kann, die geboren hat, ohne den Vater ihres Kindes Gatten nennen zu dürfen, die Mutter ist und nicht Gattin —, diese Katharina Lehrbacher war die Mutter unserer Katharina, der schönen, schwarzäugigen Tochter des Generals, Grafen Buttler, dieses schlanken, blühenden, gefühlvollen, jungen Mädchens, an dem der Vater mit abgöttischer Liebe hing. —

Das war Katharina's Mutter. —

Sie gieng mit brechenden Knieen nach Amberg zurück, — zu ihrer ältern Schwester, einer armen Wittwe, die in der Nähe der Stadtmauer ein verfallenes Häuschen bewohnte, welches ihr die Stadtgemeinde eingeräumt, oder eigentlich belassen, da ihr Gatte viele Jahre lang des Rathes Zinkenist gewesen. —

Das ist ja das Haus, wo unsere Katharina geboren wurde und heranwuchs, an das sie ihre Erinnerungen behalten: mit dem großen, grauen Stein in der Kalkwand, darüber das Sims, der Balken, unter welchem die Schwalben nisteten und ein- und ausflogen, und wo einst die Schwälbchen hungrig und schreiend

ihre nackten Köpfe herausstreckten. — — In dieses alte, verfallene Haus kehrte Katharina Lehrbacher am Abend weinend zurück und setzte sich an eine Wiege. — —

Die Offiziere aber aßen, tranken und jubilirten fort.

— Als sich der neue Rittmeister spät Abends, ziemlich trunken, auf sein Feldbett warf, da fiel ihm der Name Katharina Lehrbacher wieder ein, aber er schüttelte sich dabei unbehaglich, und sagte: „Der Teufel hol's, — dummes Zeug! Muß das Weibsbild kommen, und mich vor meinen neuen Kameraden beschämen. Ich hätt' ihr mehr gegeben, — erschien sie zu bequemerer Zeit. — Sie wird doch keine lächerliche Einbildung haben, — weil wir uns damals vergessen: ich bin jetzt auf der Bahn des Ruhms! Aber die verfluchten Weibsbilder geben ihre Ansprüche nicht auf: sie wollen Alles mit uns theilen. — Nun — ich seh' sie nicht wieder." —

Mit diesen Worten entschlief er. —

Ein Jahr vorher aber war der verwundete Wachtmeister Buttler in das Dorf Stoeken bei Baireuth, welches fünf Jahre später die Schweden niedergebrannt, so daß heutigen Tages auch nicht eine Spur davon mehr vorhanden, gebracht, und von dem Schullehrer Lehrbacher wohlwollend aufgenommen worden.

Aus Dankbarkeit dafür verführte er ihm seine schöne Tochter, die ihn mitleidigt gepflegt. —

Er versprach ihr die Ehe. — Soldatenheirathen waren damals nichts Seltenes. Denn den Kriegsheeren folgten im dreißigjährigen Kriege ganze Scharen von Weibern und Kindern, und im Lager gab es eigene Schulmeister, welche die Soldatenkinder nuterrichten mußten.

In Gustav Adolf's Heere war es früh das Gebet, dem Jeder, Offizier wie Gemeiner, den Feldherrn an der Spitze, beiwohnen mußte, — selbst die Kranken und Verwundeten erhielten in ihren Lazarethen (Wagenburgen) geistlichen Trost. Im kaiser-

lichen Lager las der Feldpater seine Messe, und gleich darnach trieb der Lehrer die Kinder in die Schule, die oft ein ausgeraubtes Haus, eine Scheuer, ein Zelt oder eine Baumgruppe war.

Es scheint, daß man damals, trotz der wüthenden Kriegsstürme, doch noch einige Pietät für die Wissenschaften hegte, die in der That durch die Forschungen in der heiligen Schrift, welche ein Gemeingut wurde, und durch die Zänkereien darüber, einen wesentlichen Aufschwung erhielten.

In einer solchen Soldatenehe, wie oben bemerkt, lag für die damalige Zeit durchaus nichts Leichtfertiges oder Abenteuerliches, und der alte Schulmeister gab darum gern der Tochter und ihrem Verführer seine Einwilligung und seinen Segen.

Als aber Buttter, der von seinen Oberstem die Erlaubniß einholen wollte, nicht wiederkehrte, als er aus bairischen Diensten in österreichische überging, um so nach Mecklenburg zu gelangen, wohin sich damals der Kriegsstrom wälzte, um den Schauplatz seiner Liebschaft — die wir nicht eine jugendliche Verirrung nennen können, — zu meiden (denn er war kein Jüngling mehr, er zählte bereits mehr als vierzig Jahre) — als die arme Katharina ihrem Vater weinend und händeringend gestand, daß sie sich Mutter fühle: — da verfluchte und verstieß sie der alte Mann. —

Es ist dies häufig Sitte der Eltern, die Tugenden und Fehler ihrer Kinder nur nach dem Erfolge zu bemessen. —

Katharina gieng nach Amberg zu ihrer Schwester, die Wittwe geworden, das geschilderte, armselige Haus bewohnte, und sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit ernährte.

Sie konnte ihr nichts bieten, als ein Obdach, aber beide Schwestern unterzogen sich jeder Dienstleistung, und so waren sie wenigstens gegen den herbsten Mangel geschützt.

Dieser stellte sich ein, als Katharina Lehrbacher der Natur ihren Tribut leisten mußte, und von einem Mädchen genas.

Zugleich aber gieng den beiden Schwestern, Katharina und der Zinkenistenwittwe Fahrbacher, ein Stern der Hoffnung auf: die Kaiserlichen waren wieder in Baiern, Buttler in einem friedländischen Regimente, und er war — Offizier geworden.

Jetzt konnte er das verführte Mädchen zu Ehren bringen.

Sie machte sich, kaum genesen, auf den Weg in's Lager. —

Wir haben bereits gesehen, mit welchem Uebermuth sie dort behandelt worden.

Nur ein einziger, armseliger Trost blieb ihr: ihr Kind, die Frucht ihrer Verirrung, der Zeuge ihrer Reue, an dem sie mit unsäglicher Liebe hing. Aber seinen Erzeuger haßte sie mit dem tiefsten Haß ihrer Seele, und sein Haupt belastete sie mit den schrecklichsten Flüchen. — Er hatte sich ihrer ja geschämt! — Und das verzeiht ein Weib nie, das einmal geliebt worden ist.

Mit ihrem Vater, der kurz darauf starb, versöhnte sie sich auf dem Todtenbette. Beide Schwestern erbten und theilten seine geringe Habe. Aber auch Katharina hatte den Wurm der Vernichtung in der Brust. Ihr Kind zählte noch nicht zwei Jahre, da legte sie das Zehrfieber auf die Bahre, und sie hinterließ eine Waise: vaterlos, namenlos. —

Die gute Fahrbacher wurde nun Mutter dieses Kindes.

Gott weiß es allein, wie sie mit Noth und Kummer kämpfen mußte, um das kleine Geschöpf zu hegen und zu pflegen, und wie ihr darob die Zeit mangelte, das Nothdürftigste zu erschwingen.

Sie trug es wohl an vier Jahre lang: da hörte sie, der Buttler sei Oberst geworden und befinde sich in Prag, wo damals Wallenstein, nach seiner ersten Absetzung, ein fast königliches Hoflager hielt in seinem neuerbauten Palaste, umgeben von Kammerherren, Offizieren, Pagen und Laquaien, aber auch von einer großen Anzahl des mißvergnügten böhmischen Adels, und

denjenigen, die durch die Entlassung des Herzogs in ihrer kriegerischen Laufbahn gestört oder zurückgesetzt worden waren. —

Die Fahrbacher verkaufte den Rest ihrer Habseligkeiten und machte sich mit dem Kinde ihrer Schwester auf den Weg nach Böhmens Hauptstadt, um wo möglich das Herz des Vaters zu rühren. Den Taufschein, den Todtenschein der Schwester, und sonstige Legitimationen, hatte sie in Händen. Nur Eins behielt sie zurück: ein Schreiben ihrer Schwester, welches der Tochter erst in ihrem achtzehnten Jahre übergeben werden sollte, worin zugleich der Nachweis über ihre Herkunft und das traurige Los ihrer Mutter sich befand. — Dabei war noch eine Locke, ein kleines silbernes Kreuz der Mutter und ein kupferner Ring, den diese von Buttler erhalten.

Dies Alles. ließ die Fahrbacher in Amberg. —

— Ihre Aufnahme in Prag bei Buttler war eine viel günstigere, als sie erwartet hatte. —

Kaum erkannte der Oberst in den Zügen des schönen Kindes die Einstgeliebte: da wich der eitle Hochmuth aus des Emporkömmlings Brust, die Menschlichkeit erhielt ihre Rechte, in seinem Aug' zitterte eine Thräne, er küßte das kleine Mädchen zärtlich, er gab der Fahrbacherin zweihundert Ducaten, wogegen sie ihm geloben mußte, kein Wort von der Herkunft des Kindes zu verrathen, nach Amberg zurück- und niemals wiederzukehren. —

Zweihundert Ducaten waren für die arme Frau ein unermeßlicher Schatz. Sie gelobte und that Alles, was er verlangte. — Dem Kinde wurde gesagt, sie reise nur nach Amberg zurück, um bald wieder zu kommen. Später aber, nachdem sich das Mädchen an ihren Vater und die Umgebung gewöhnt, nachdem seine Zärtlichkeit sie zur Gegenliebe gezwungen, erfuhr sie, diese Verwandte, die sie lange für ihre Mutter gehalten, sei gestorben.

Am dem Hoflager des Herzogs war natürlich sogleich die Rede von dieser Kinderbescheerung Buttler's, er selbst machte dessen

kein Hehl, doch erfand er dabei ein Märchen von einer rheinischen Gräfin, die er im Feldzug geehelígt, die gestorben war und ihm jetzt ihr Kind zugesendet hatte.

Aber man erfuhr doch auch zugleich, daß die Ueberbringerin des Kindes aus Amberg, und dorthin wieder zurückgekehrt war.

Buttler übergab, wie ihn der Dienst wieder in's Feld rief, das junge Mädchen den Ursulinerinnen zur Erziehung. —

Jene Umstände, die sich an Katharina's Herkunft knüpften, waren längst vergessen; aber nur nicht von der Gräfin, und in Folge ihrer Anregung nicht vom Pater Xaver.

Sollte jetzt in Folge ihres Racheplans Buttler gekränkt werden, so mußte es durch seine Tochter geschehen und dazu mußte man sich der Wittwe Fahrbacher bemächtigen.

Deshalb reiste Pater Xaver nach Amberg, entlockte der Frau das Geheimniß, bewog sie gegen Zusicherung eines großen Lohnes — denn jenes Geschenk Buttler's war bereits aufgezehrt, — ihm nach Prag zu folgen und hier zum entscheidenden Augenblick zu verweilen, um Zeugniß zu geben.

Der kluge Priester schilderte ihr dies als eine Gewissenssache und Gewissenspflicht. — Sie mußte ja, sagte er, der todten Schwester ihr Wort halten, sie mußte ihrer Nichte, da diese nunmehr bald das achtzehnte Jahr antrat, die Liebesgaben der verstorbenen Mutter überantworten. Heiliger waren die Rechte der geschiedenen Mutter auf ihr Kind, als jene des Vaters, der so hartherzig an ihr gehandelt, und der spät erst dem Kinde die Liebe zollte, die er früher in eitlem Hochmuth versagt.

So war Buttler's eigene Tochter der Rächer, den sich die Gräfin Terzky aufgespart. — Katharina sollte erfahren, wie hartherzig und schmählig ihr Erzeuger an ihrer Mutter gehandelt, sie sollte den Vater nicht ferner lieben oder achten können. Ihm sollte das Theuerste, was er besaß, die Zärtlichkeit seines Kindes, geraubt werden. Dies Kind war sein Stolz, an die Hand Katha-

rina's knüpfte er neue Pläne der Ruhmsucht, der Erhöhung. — In diesem Kinde lebte seine Zukunft. — Wenn der Wurm der Reue in seinem Herzen nagte, da suchte er ihn durch die Liebkosungen, die er dem Mädchen gewährte, und glückselig wieder von ihr empfing, zu beschwichtigen.

Aber die Nemesis rastet nie. — Das Vergehen, an der Mutter verbrochen, sollte durch die Tochter an ihm gerächt werden. Dieses schöne, edle Kind, das er erzeugt, dem Elend überlassen, dann plötzlich zu Glanz und Reichthum erhoben hatte, sollte ihm in ihren Leiden, in ihrer Enttäuschung die Worte der strengen Mahnung zurufen, die damals im Lager die mißhandelte und verhöhnte Mutter gesprochen hätte, wenn er, weniger stolz und grausam, ihr mitleidiges Gehör geschenkt hätte.

Wir werden im Verlaufe dieser Geschichte sehen, wie nicht allein das Rachegefühl der Gräfin Terzky, wie das vom Vater herbeigeführte Verhängniß den Untergang des jungen und so schönen Mädchens herbeiführte.

Ja, diese Sehnsucht, die in ihrer Brust sich regte, die beschwingt wurde, wenn die Klosterglocken klangen, die ihr allein immer sagte: „dort ist Deine Heimath!“ die sie mit kindlicher Innigkeit an das alte Häuschen in Amberg, an das Sims, worunter die Schwalben brüteten, erinnerte, diese Sehnsucht, die fern war von jedem Verlangen nach Glanz und Größe, die nur den Frieden wollte und die Einfachheit, — diese Sehnsucht in ihrer Brust war Gottesstimme, ihres Berufes Stimme.

Nur in dem Kloster, wo sie zuerst trauliche Liebe und Vertraulichkeit gefunden, wurzelte ihre Erinnerung. Dort lebten alle Empfindungen, die sonst ein Kind als Theuerstes aus dem Familienleben nimmt und sich treulich bewahrt für sein ganzes Leben, und das es wieder überträgt auf das Leben, welches es zu erzeugen berufen ist. —

— Wenn nun die Gräfin Terzky das junge Mädchen von

diesem harten und ehrgeizen, blos in seinem befriedigten Ehrgeiz milden Vater, trennen wollte: dann lag in diesem Racheplan kein so großes Vergehen, als wir beim ersten Ueberblick der Verhältnisse meinen dürften.

Katharina gewann Alles, wornach sie sich sehnte; sie verlor die eigene Liebe zu dem Vater, die ihr nur die Gewohnheit, die erzwungene Dankbarkeit, aber nicht die Natur gegeben. —

Aber Buttler verlor viel, verlor Außerordentliches, Alles —: den Schlußstein seines Glückes. Er hatte keinen Erben seines Namens, seines Ranges, er war ärmer als zuvor. Er hatte vergebens gerungen, gehofft, verrathen, — gemordet.

Mit Katharina gieng ihm der Stern seines Daseins, die Zukunft unter, und diese begrub in ihrem Sturze auch alle Opfer und Hingebungen der Vergangenheit und alles Ringen und Mühen der Gegenwart.

Dann wurde er arm; aber Katharina ward nicht ärmer: sie ward reicher an Frieden, denn ihr Frieden bestand ja in der Entsagung, und die Liebe, die sie erst gelernt, konnte sie leicht wieder verlernen. —

Was sollte ihr auch das zweite, aufgedrungene Ehebündniß!? —

Um den Verpflichtungen des Vaters zu genügen, sollte sie Deveroux's Gattin werden, und jetzt, um dem Hochmuth desselben Vaters zu schmeicheln, sollte sie die Hand einem Greise reichen, für welchen sie bisher kaum eine flüchtige Ehrerbietung gehegt. —

Buttler wollte in seinem Kinde fortleben, aber diese Tochter vermochte es nicht, sich in seine Vergangenheit zurückzuleben. Sie blieb so, wie wir sie in ihrer ersten Unterredung mit dem Vater belauscht. Sein Ehrgeiz ward nicht ihr Ehrgeiz und konnte es auch nicht werden. Er hatte dem Geschicke Anerkennung abgerungen, sie strebte nur nach einem bescheidenen Lose; ihre Liebe sehnte

sich nach einer Hüte, die seinige strebte nach einem Prunkpalast. Das junge Mädchen drückte mit Entzücken eine einfache Blume an ihre Brust; er verlangte nach einer schweren, goldenen mit Edelsteinen geschmückten Fürstenkrone. Diese allein vermochte selbst in der Todesstunde sein Herz zu erwärmen und es selbst im Sterbenskampfe zu befeuern. —

Buttler hatte seine Tochter schon verloren, bevor er sie noch besaß.

9.

Sylvio Piccolomini war seinen Führern auf den Hradčin gefolgt. Er ergieng sich mit ihnen im Rudolfinischen Garten, auf der linken Seite des Hirschgrabens, der sonst eine Abtheilung desselben war.

Da erschallten auf einmal die hellen Glocken vom Prämonstratenser-Stift Strahof an sein Ohr.

„Dort muß ich hin," sagte er, „es war ja in der Kirche, wo ich sie zum zweiten Male sah."

— „In der Niclaskirche, habt Ihr gemeint," äußerte sein Kammerdiener.

„Ja, es war eine Kirche, — eine Kirche ist wie die andere. Und dort das Haus und die ärmliche Henkerstube und das Richtschwert an der Wand, bei dem ich schwören sollte. — Und die Mutter — das furchtbare Weib — schien doch wie eine vornehme Frau, — sie sprach so und hatte ihr ganzes Wesen darnach. — Geh'n wir nach dem Strahof!" —

Die Wärter leisteten ihm Folge; aber auf dem Lorettoplatz angekommen, als eben vom Thurm der Kapuzinerkirche das Glockengeläute zum Abendsegen erklang, fühlte er sich plötzlich gedrungen, seine Schritte dorthin zu lenken. —

— Bohumila trat aus der Kirche, neben ihr die alte Kammerdienerin. In der Entfernung einiger Schritte folgte ihr Don Rafael.

„Beim ewigen Gotte!“ schrie Sylvio auf, als er das Antlitz des jungen Mädchens unter dem Schleier, als er mit dem den Wahnsinnigen eigenen Instinkt die schlanke, zarte Gestalt erkannte, „bei Sanct Peter und Paul! Das ist ja meine Henkerstochter. — Jetzt bist Du mein, Kind! und ohne Richtschwert und ohne Beschwörungsformel der Mutter. Jetzt mußt Du mein werden: ich bleibe Graf und werde nicht Scharfrichtersknecht, wie sie wollte.“

Er entriß sich seinen Wörtern, die ihn bändigen wollten. Bohumila stürzte ohnmächtig nieder.

Zwischen sie und den Sinnlosen warf sich Rafael.

„Bube!“ rief er, „Du beschimpfst meine Verwandte, meine Geliebte! Zieh Dein Schwert, wenn es werth ist, aus der Scheide gezogen zu werden.“ —

„Du ihr Geliebter!?“ kreischte Sylvio, „das weiß ich allein und besser, das bin ich und kein Anderer. — Um die Henkerstochter freien Zwei: aber ich muß sie doch haben; trotz der Furie, der Mutter, und dem Scharfrichter, der mir die Augen verbunden und mir die Hand gedrückt hat. — Da, — nimm das, — Du Bräutigam, oder Geliebter!“ —

Er zog den Degen und bohrte ihn in Rafael's Brust.

Mit einem Wehschrei sank dieser zu Boden. In diesem Augenblicke auch schlug Bohumila die Augen auf und sah, wie der Blutstrom aus dem Herzen des Geliebten entsprang.

Sie that einen Schritt, — mit der Kraft der Verzweiflung entriß sie Sylvio das blutgetränkte Schwert, — sie wollte ihn tödten, — aber sie ließ die Waffe sinken, brach zusammen und lag wieder ohnmächtig in den Händen ihrer Begleiterin. —

Dieser Auftritt hatte eine Anzahl Volk versammelt. Dieses stand den Wärtern Sylvio's bei und bändigte den Wahnsinnigen.

Nur unter entsetzlichem Ringen und Schreien konnte er von dem ohnmächtigen Mädchen getrennt werden. —

Man holte vom toskanischen Platz eine Sänfte herbei, um Bohumila nach Hause zu tragen.

Die Kapuziner kamen aus dem Kloster und hoben den bis zum Tod verwundeten Rafael auf, und trugen ihn in das Gotteshaus. —

In diesem Augenblicke erschien der Pater Pankraz, den eine Ahnung so frühzeitig aus dem Freundeskreis getrieben, und sah seinen Freund sterbend und mit Blut bedeckt.

Er verlangte, daß man ihn in seine Zelle bringen solle. —

Auch erschien bald ein Arzt. —

Der Pater Xaver war gerade bei der Gräfin Terzky, als man unter dem Zusammenlauf des Volkes, das laut von der Mordthat sprach und den Mörder verwünschte, das ohnmächtige Mädchen in das einsame Haus brachte. —

Man legte Bohumila auf ihr Lager. Sie erholte sich, aber ein Nervenfieber war die Folge dieser Erschütterung.

Wie sollte auch das zarte, so empfindsame Mädchen den Stürmen gewachsen sein!?

Was ihr die Gräfin zugemuthet, — jene Scene im Scharfrichterhause — sie erforderte ihre ganze Kraft, eine Hingebung, die darüber hinausreichte: und ihre stumme, fast hoffnungslose Liebe zu Rafael: und jetzt dieser Auftritt, wo sie den Wahnsinnigen wiedersah, den sie doch durch ein Gaukelspiel von Hoffnung und Zärtlichkeit in die Nacht des Irrsinnes gestürzt; — und dann — — Rafael getödtet, ermordet von ihm, — ihretwillen, in ihrer Vertheidigung!

Der ganze Lebenshimmel und alle Zukunft brach wie eine verschüttende Lawine über dem Haupte des armen Mädchens zusammen.

Sie hatte nur die Verzweiflung in ihrem Herzen; — die

Fieberglut in den Adern. Die Momente der Besinnungslosigkeit waren unter diesen Umständen noch ihre glücklichsten. —

Nun brach aber auch die starre Eisesrinde vom Herzen der Gräfin.

Sie lag weinend und händeringend am Bette der Tochter.

— Sie sollte ihr Kind, ihr aufopferndes, stets williges Kind verlieren. —

Noch immer zögerte der Jesuitenarzt, nach welchem Pater Xaver den alten Haushofmeister Basil ausgeschickt. — —

Und in des Kapuziners Pankraz Zelle!? —

Der Arzt hatte seine Wunde untersucht und verbunden, und einige trostreiche Hoffnungsworte ausgesprochen.

In Folge des großen Blutverlustes lag Rafael in einer tiefen Ohnmacht. Der Pater Pankraz küßte sein bleiches Gesicht und überströmte es mit seinen Thränen.

„Schau', schau'!“ sagte er mit zitternder Stimme, „ich hab' immer geglaubt, wie die Lieb' die Menschen glücklich machen muß, wenn man kein Mönch ist und die drei Gelübde des geistlichen Gehorsams, der Keuschheit und Armuth nicht abgelegt hat, und jetzt muß ich halt sehen, wie die Lieb' die Leut' doch auch so unglücklich macht. — Und Beide sind so jung und so schön, und so gut, daß sie der liebe Gott eigentlich auch lieb haben sollt'. Aber freilich: er weiß Alles besser und wird's schon thun. — Ja, er wird's schon thun, wenn er's nöthig findet.“ —

Er nahm nach diesen halblaut gesprochenen Worten den Rosenkranz, setzte sich an das Bett des Verwundeten und betete. —

Inzwischen war der Arzt bei Bohumila angekommen. Er fand ihren Zustand so bedenklich, daß er dem Pater Xaver sagte, die Kranke müsse mit den Sacramenten versehen werden.

Xaver verschwieg dies der Gäfin und bewog sie, die Kranke zu verlassen und auf ihr Zimmer zu gehen.

Hier kniete die Gräfin, als sie sich allein fand, nieder und

betete, und ihre geängstigte Seele machte sich in folgenden Worten Luft: —

„Du barmherziger Gott! für den ich vielleicht im frevelhaftesten Eigensinn das Rächeramt übernommen: habe Erbarmen mit meiner reuigen Seele. — Jetzt weiß ich, was es heißt, ein Kind, das man liebt, zu verlieren. Und ich will Buttler seine Tochter rauben! — Nein — nicht ihm! nur ihr den Vater, den sie doch nicht lieben kann. — Aber ich will ja noch mehr: ich will sie Alle noch verderben, und weil mein Schmerz so groß war und mein Verlust, so habe ich das Mitleid aus meiner Seele verbannt. — Habe ich Unrecht gethan, mein Gott, so vergib mir; aber das arme Mädchen, an dem meine ganze Seele hängt, und dessen Geschick ich allein gewaltsam bestimmt, verschone, mein Gott und Herr! — Ich kann nicht anders, ich kann nur so zu Dir beten!“

Sie brach zusammen, ihr dunkles Haar löste sich, und überströmte Schultern und Nacken der schlanken Gestalt.

Sie war noch wunderbar schön in diesem Schmerze, diesen rein menschlichen Regungen, die sie verschönten. —

Madlena wurde vom Pater Xaver in's Kapuzinerkloster geschickt, um einen Mönch mit dem Viaticum zu holen.

Die alte Kammerdienerin zog die Klingel. —

„Es ist leider heut mein Tag,“ sagte Pankraz zu Rafael, der sich eben aus einer tiefen Ohnmacht erholte. „Die Seelsorge geht vor Allem. Ich muß hinaus; ob's ein Verwundeter oder ein Hungernder, Obdachloser ist, oder ob ich zu einem Kranken kommen soll, — ich bin gleich wieder hier. Aengstigt Euch nicht, mein junger Freund; das muß halt Alles überstanden werden.“

„Nur eine Nachricht von Bohumila,“ sagte Don Rafael, „dann werd' ich ruhig sein.“

— Der Pater entfernte sich und kehrte bald zurück.

Er hatte an der Pforte nur die hülfeflehende Stimme gehört, ohne zu fragen, wem er seinen Dienst widmen und das Sacrament der Sterbenden ertheilen sollte. —

„Ich bin wieder da," sagte er zu Rafael, „aber ich soll eine sterbende Person mit dem letzten Trost der Kirche versehen, und muß jetzt erst in die Sacristei, um die Hostie zu holen und das heilige Chrysam. Aber bald bin ich wieder bei Euch. Dort ist ja vielleicht die Hilfe nöthiger. — Und Gott der Herr wird schon Alles gut machen."

„Ihr müßt viermal an der Thorglocke ziehen," sagte Rafael, „man wird glauben, ich sei es, und man wird Euch einlassen. Ihr könnt erfahren, ob sich Bohumila wieder von ihrer Ohnmacht erholt. Und dann müßt Ihr sagen, daß meine Wunde nur unbedeutend, daß ich bald, recht bald wieder zurückkommen werde. Das sagt Ihr auch meiner Tante, der Gräfin, meine ich. O bringt mir nur schnell, recht schnell Trost!" —

„Der gute Gott und seine heiligen Engel werden Euch inzwischen behüten. Ich geh', und bin bald wieder zurück." —

Er holte aus der Sacristei die letzte Wegzehrung und folgte der weinenden Madlena.

Als er in die Stube trat, wo die junge Bohumila in der Fieberglut zwischen Tod und Leben rang, als er das blonde Mädchen, die angebetete Geliebte seines ritterlichen Freundes erkannte, da brach ihm beinahe das Herz, in seine Augen drängten sich Thränen, nur mit zitternder Stimme konnte er die heiligen Sprüche sagen, mit zitternden Händen die Stirne und Füße der Sterbenden salben, und ihr den Leib des Herrn auf die Lippen legen.

Xaver kniete neben dem Bette und sprach zu des Mönches letzten Segensworten, indem er auf die Brust schlug:

„Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa!"

Nicht fern von ihm lag Madlena auf dem Boden, Basil

hatte sich in einen Sessel geworfen und vermochte seinem lauten Schluchzen nicht zu wehren. —

Drüben aber rang die Gräfin zwischen Gebet und Verzweiflung. —

Der Arzt saß neben dem Bette und hielt die Hand der Kranken, deren Antlitz in fieberischer Röthe glühte, in seinen Händen. —

Pankraz hatte seine Obliegenheit erfüllt. Er entfernte sich leisen Trittes, indem er zum Abschiede sprach: Gelobt sei Jesus Christus."

„Amen!" antwortete Xaver.

„Amen," sprach schluchzend Madlena. —

Als Pankraz auf die Straße trat, hatte sich der früher umflorte Himmel entwölkt: Gottes Sterne blickten so hell und freundlich auf die Erde nieder, als werde dort oben ein wundersames Freudenfest begangen. —

Der gute Pater trocknete seine Thränen und seufzte aus gefühlvoller Brust:

„Mein Heiland! das ist auch mein Weg nach Golgatha! — Da hab' ich den Kranken zu Haus, der vielleicht auch ein Sterbender ist und komme von einer Sterbenden, und soll ihm von ihr Trost bringen. — Wie kann ich ihm denn die Wahrheit sagen, mein Gott! ich könnt' ihn ja tödten. — Und das willst Du nicht, mein Gott, schon darum, weil ich's halt nit im Stand' bin. — Deine Wege sind unerforschlich, aber Deine Liebe ist auch unergründlich, und Deine Barmherzigkeit, Deine Vergebung grenzenlos. — Also, weil Deine Sterne so schön niederscheinen; so laß' uns halt bald auch einen Stern Deiner Gnade aufgehen. Wie Du willst; Dein ist alle Herrlichkeit und alles Mitleid auf dieser Welt! Amen." —

Er kehrte in's Kloster zurück und trat leise in seine Zelle.

Ein wohlthätiger Schlaf hatte den Kranken in seine Arme genommen.

Pankraz kniete am Bette nieder und betete aus inbrünstiger Seele. —

10.

Als am folgenden Morgen in der zehnten Stunde etwa, bevor Pankraz seine Messe zu lesen hatte, Don Rafael erwachte, saß der Mönch noch hoffend, betend und erwartend an seinem Lager. —

Des jungen Ritters erste Frage war:

„Habt Ihr sie gesehen, gesprochen?“

„Ja, ja, mein junger Freund! und sie ist wohl — — und hat nur eine Angst Euretwegen. Ich hab' ihr aber gesagt, was der Arzt mir auch gesagt hat, daß Eure Verwundung unbedeutend, daß kein edler Theil verletzt ist, und daß Ihr recht bald genesen sein würdet und — Ihr würdet bald wieder kommen.“

„Gott verzeih' mir die Lüge,“ sagte Pankraz für sich, „aber es ist doch zum Heil des Kranken. Man kann ja die Menschen nicht unglücklich machen.“ —

— „Habt Dank, Pater! Diese Nachricht ist mir halbe Genesung; sie ist mir Lebensrettung. — Und der wahnsinnige Graf Piccolomini? Was ist mit diesem geschehen?“ —

„Ich hab' nur g'sehen, daß sie ihn mit Gewalt fortgeschafft haben, hinunter nach der Kleinseite. Das Fräulein hat ihn nicht mehr zu Gesicht bekommen: das kann ich bezeugen.“

— „Aber, wie war es mit der Sterbenden, der Ihr das Viaticum gegeben?“

„Das war, — ja, das war halt eine alte Frau, — eine recht alte Frau, die nichts mehr auf der Erden zu suchen hat und sich freilich an die Zuversicht für's Himmelreich festhält. Das ist ja immer der Trost der Leut', wenn sie alt werden. — Die Jungen sterben freilich nicht gern; denn die Hoffnung ist ihnen ein grüner Baum, von dem sie meinen, daß er noch immer schönere Blüten und Früchte tragen wird."

„Und die Jugend," seufzte Rafael, „hat oft so viel Schmerz und Elend zu erdulden, daß sie sich nach dem Lebensabend, nach dem Alter, nach dem Tode sehnt und schon frühzeitig mit verlangenden Armen hinaufstrebt zu Eurem Himmelreiche, das Ihr verheißt — Pater!"

„Ich verheiße es nicht allein, mein junger Freund! die ganze Natur kündigt's an und verspricht's, und Gott hat es auch versprochen. Der hat halt immer noch Wort g'halten. — Schau', das sproßt Alles, blüht, trägt Frucht und verwelkt, um gleich nach dem Verwelken wieder zu keimen und zu blüh'n. Die Bäch' und die Flüss' bekommen ihr Wasser, wie die Erd' ihre Fruchtbarkeit, und wir wissen nicht wo sie's hernehmen. Und die Vögel lieben ihre kleine Brut und füttern sie, und ziehen sie auf, und wissen vielleicht auch nicht warum; denn die sind doch nicht im Stand', sie im Alter zu ernähren und ihnen das wieder zu entgelten, was sie an ihnen Gutes gethan. Der Himmel ist immer wieder, und wenn's lange Tage geregnet, gestürmt oder geschneit hat, blau geworden, und die warme Sonne oben, und die kommt auch wieder. — Ja, wer hat denn den Vögeln gesagt, daß sie ausfliegen, Insekten oder Körner oder Würmer sammeln sollten und in ihren Kropf aufnehmen und da erweichen, um ihre Jungen, wenn sie hungrig, zu speisen, zu ernähren? Man muß das Thier eigentlich nicht so geringschätzen, wie wir's gewöhnlich thun. Der liebe Gott hat ihm auch seinen Verstand und sein Herz gegeben und folglich auch seine Religion, wie sie halt für's Thier

und seine Ansicht und seine Begriffe passend ist. — Ich sag' Euch das Alles, lieber Ritter, nicht zur Belehrung, — denn das versteht Ihr ja selbst, sondern zur Tröstung. — Erst am Sterbebette, wo ich schon oft gesessen hab', — wie auch gestern — lernt man das Leben schätzen, aber auch wieder geringschätzen und auf den Himmel bauen. Da gehen Einem, so zu sagen, die Augen auf, und man möcht' Jedem zurufen: Du! daran wirst halt auch einmal glauben müssen. — Aber was nun Euch betrifft, Ihr seid so jung noch, so hoffnungsreich. Ihr werdet bald gesund werden und das Fräulein mit Gottes Hilfe auch."

„So ist sie also krank?" rief Rafael erschreckt.

— „Das hab' ich nicht sagen wollen; aber bekümmert, bekümmert um Euch. Und das ist ganz natürlich, denn sie hat Euch eben so lieb, wie Ihr sie lieb habt. Die Entdeckung muß Euch doch auch eine Freud' verursachen; denn im Schmerz und in der Angst, da erkennen sich die liebenden Herzen am Besten. Gott wird ja auch fast immer in der bittersten Noth angerufen und das Unglück ist ein Prüfungsstein für uns Alle."

„Das arme Mädchen," seufzte Rafael, „so jung, so edel, und muß so Vieles erdulden, muß Opfer bringen, muß den bittersten Schmerz kennen lernen. Das war von der Wiege an nicht ihr Los, welches ihr jetzt das Verhängniß aufgedrungen hat."

— „Aber," entgegnete lächelnd Pankraz, „wenn nur die Alten alles Unglück auszustehen hätten, wie sollten die's denn aushalten? Die haben ja keine Kraft mehr dazu: und oft trifft's sie doch. Wer kann Gottes Rathschlüsse erforschen. Das ist ein Brunn', der nie ausgeschöpft wird. Mit der menschlichen Weisheit hat es eine Grenze, die göttliche reicht über alle sichtbare Welt hinaus und wird uns erst klar werden mit dem Ende aller Dinge. — Die jungen Bäum', die dünnen, schlanken, widersteh'n dem Sturm am Besten. Die alten aber, die inwendig schon morsch sind, bricht er leichter, und wenn sie ihre Kron' bis in

die Wolken hinaufstrecken. — Die Jugend will immer mit dem Leben fertig sein, und denkt an den Tod; je älter man aber wird, desto mehr lernt man's lieb gewinnen, denn man lernt halt einsehen, daß man's nicht sogleich wieder kriegen kann, wie ein'n neuen Rock. — Obgleich wir aber halt Alle die Zuversicht haben müssen, daß der himmlische Vater, der aus den Raupen einen mit Goldstaub geschmückten Schmetterling macht, und der ihm erlaubt, statt von Blatt zu Blatt zu kriechen, von Blume zu Blume zu fliegen, uns auch im jenseitigen Leben ein neues viel schöneres Gewand anziehen wird, als wir hier auf Erden tragen." —

„Ihr seid so trostreich, Pater! Ich kann, beim ewigen Gott! in meinem herben Mißgeschick mir doch nur Glück wünschen, daß ich Euch gefunden, daß ich hier bei Euch verweile. — In meiner einsamen Wohnung, blos von meinen Dienern umgeben, hätte ich verzweifelt."

— „Das muß man halt auch nicht: dazu ist die Religion, die uns mit jedem Sonnenuntergang und Aufgang und mit jedem Frühling gepredigt wird. Wenn Einer im Schiff beim Sturm selbst das Ruder 'nauswirft, dann muß er ja ertrinken. Nimm Dich zusamm', heißt's da, und wenn Du tüchtig bestehst, so wird Dir auch ein Engel Gottes zur Seite stehen. — Die sind überall gegenwärtig, wenn wir sie auch nicht sehen. — Aber, mein edler Herr! der Arzt hat befohlen, daß Ihr Euch nicht mit zu vielem Sprechen anstrengen sollt und ich reiz' Euch noch dazu. Ihr sollt aber Ruhe haben; und — ich muß jetzt in die Meff' und will Euch allein lassen."

— „Noch eine Bitte, Pater! sendet einen Boten nach meiner Wohnung. Die Diener werden besorgt über mein Ausbleiben sein. Vielleicht hat das Gerücht meinen Unfall vergrößert."

„Das will ich bestens besorgen."

„Und dann, Pater — —!"

— „Zu ihr!? Das ist natürlich — das hätt' ich auch schon ohne Auftrag besorgt. Gleich nach der Meß' geh' ich hin; denn es wird Ihr doch Freud' machen, daß Ihr Euch wohler befindet, und Euch wird's trösten, wenn sie Euch einen Gruß schicken läßt. Die verliebten Leut' sind merkwürdige Leut', man kann ihnen aber nit bös sein, man muß ihnen Alles zu Gefallen machen, wie den Kindern. — Na, ich geh', — gelobt sei Jesus Christus!" —

Er verließ die Zelle; aber draußen holte er aus seiner beklommenen Brust einen tiefen Seufzer.

Dann trat er an den Altar und hielt das heilige Meßopfer. —

Beim Eintritt in die Sacristei erfaßte ihn Madlena, die abgesendet war, Auskunft über Don Rafael's Befinden einzuholen.

„Er wird davon kommen," sagte Pankraz, „er ist jung und die Verwundung nicht so gefährlich, wie wir geglaubt haben. Aber, daß das Fräulein krank ist, daß ich ihr hab' die letzte Oelung ertheilen müssen, das muß ihm verschwiegen werden, sonst stehen zwei Leben auf dem Spiel. Also — ist es besser, ich führ' Euch nicht hinauf zu ihm; — denn Ihr Frauenzimmer seid halt doch manchmal schwach und verrathet mehr, als Ihr sollt. — Aber ich hab' ihm versprochen, zu Euch zu gehen und nach dem Fräulein zu sehen."

„Die liegt bewußtlos, vielleicht im Todeskampfe da; der Arzt weicht nicht von ihrem Bette. — Es ist die Gräfin, die mich geschickt hat, und deren Herz, wie ich nunmehr sehe, mit gleicher Liebe an dem Ritter hängt, wie an ihrer Tochter."

„Hingehen muß ich doch, weil ich's einmal versprochen hab', — um ihn zu getrösten. Alles erfahren darf er halt nicht; denn das könnt ihm schaden. — Ich will nur mein heiliges Meßgewand ablegen und dann folg' ich Euch, Frau — Frau —"

„Ich bin die Kammerdienerin der Gräfin, und hab' sie in ihrer Kinderzeit, so zu sagen, aufgezogen."

— „Also Frau Kammerdienerin —" wiederholte Pankraz und ließ sich vom Sacristan entkleiden.

Bald darnach machte er sich mit Madlena auf den Weg. —

Bohumila lag noch immer besinnungslos und in fieberhaften Phantasien. Der Arzt, welcher ihr selbst die Medicamente reichte, verließ sie keinen Augenblick.

Die Gräfin befand sich, in Schmerz aufgelöst, in ihrer Stube. —

Zu ihr wurde der menschenfreundliche Mönch geleitet.

Innerlich seufzend über die Nothlüge, welche ihm die Verhältnisse aufdrangen, erstattete er ihr den günstigsten Bericht von Rafael's Befinden.

Sein Herz trieb ihn an, ihr auch Seelentrost zu gewähren. —

Nachdem die Gräfin geraume Zeit schweigend zugehört, fragte sie plötzlich:

„Sagt Pater, ist Rache sündhaft?"

— „Freilich, freilich, gnädige Frau, denn wir sollen ja selbst unsern Todfeinden vergeben. Das is ja eben die innere Wesenheit und das wahrhaft Göttliche im Christenthum."

„Aber ich vermag nicht von ihr zu lassen, ich habe ihr zugeschworen. Und mein Inneres sträubt sich gegen die Vergebung, wie hart mich auch das Geschick so eben geprüft hat."

— „Man muß halt um des Himmels und um der Lehre unsers Heilands willen sein Inneres bewältigen. Gegen den Stolz im Herzen ist der beste Trost im Gebete. Man muß so lange beten und die göttliche Barmherzigkeit anrufen, bis unser Sinn zerknirscht wird. — Die Gnade bleibt nie aus, wenn wir sie kräftig anrufen. Sollten Euer Gnaden vielleicht mir vertrauen wollen und mir beichten können, vielleicht kann ich Trost geben."

„Später, später vielleicht," versetzte Frau von Terzky. „Ich glaube nicht, daß der Himmel jetzt meine Reue annimmt, wo ich

ihn in der gräßlichsten Seelenangst anflehe. Reue und Gebet müssen aus freiem Herzen kommen. Und dann — dann: ich könnte etwas geloben, was ich dann nicht zu halten im Stande wäre. Das gepeinigte Herz ist gar leichtsinnig in seinen Zusagen und Gelübden."

„Halten zu Gnädigen, Frau Gräfin!" warf Pankraz ein, „die Reu' kommt nie zu spät und nie zu früh. Zu den Füßen des göttlichen Throns da sitzt ein Engel, welcher den Auftrag hat, Tag und Nacht und in alle Ewigkeit den reuigen Wünschen und Gebeten Audienz zu ertheilen. Der sammelt halt alle Seufzer und alle Thränen, und verzeichnet sie in einem großen Buch, und dann tragt er's dem himmlischen Vater vor. — Es waren halt früher auch nit viel Stern' am Himmel, aber aus jeder Reuethräne der Menschen macht der Himmel einen Stern und schmückt sein Firmament damit aus; deswegen sehen wir jeden Abend immer mehr und mehr Stern' aufgehen und je länger wir hinaufschauen, desto mehr werden's. Und Gott weiß schon, ob der Mensch wirklich etwas mit Grund zu bereuen hat, oder ob's oft nur eine krankhafte Stimmung, ein Vorurtheil, oder eine Seelenangst ist, und darnach richtet er seine Gnade ein. — Ich weiß halt nur, daß man sein Herz erleichtert, wenn man einem Andern sagen darf, was Einen bedrängt, und dazu is halt das Sacrament der Beichte eingesetzt worden. Und es haben schon Viele darin Trost und Beruhigung gefunden."

Die Gräfin stützte das bleiche Haupt in die Hand und schwieg lange. Ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, dann sagte sie in sanftem Tone:

„Kommt morgen wieder hierher, ehrwürdiger Mann, ich werde vielleicht dann ruhiger sein und hoffnungsreicher."

— „Man soll halt freilich eine gute Regung, oder einen Entschluß nicht auf den folgenden Tag, ja nicht eine Stunde verschieben. Oft aber kommt auch von selbst, und von Gott ge-

sendet, der Trost über Nacht. Da meinen die Leut' im gewöhnlichen Leben, die Nacht sei keines Menschen Freund. — I g'rade ist sie's. In ihr kommt ja der Schlummer auf die müden und ausgeweinten Augenlider und über die bekümmerten Herzen, und der thut allen Leidenden recht wohl, der tröstet und stärkt sie." —

Die Gräfin erhob rasch das Haupt, es war als ob sie ein Entschluß überkäme; — sie wollte ein Wort erwidern; da ward leise an die Thüre gepocht und der Jesuitenarzt trat herein.

„Ist sie —?" rief die Gräfin und ihre Gestalt wurde erschüttert, daß sie niederzusinken drohte.

„Gelobt sei Gott im Himmel!" war die Antwort, „die Gefahr ist vorüber, — wenn mich meine Kunst nicht trügt, so ist die Kranke gerettet. Vor allen Dingen aber müssen ihr alle heftigen Eindrücke fern gehalten werden, auch darf der Schlaf nicht gestört werden, welcher sich so eben eingestellt. Darum möchte ich gebeten haben. — Im Uebrigen wollen wir fest auf die Gnade Gottes und auf die Jugend und das kräftige Naturel des gnädigen Fräuleins bauen." —

„Sie ist gerettet!" rief die Gräfin und eilte zur Thüre. Der Arzt hielt sie zurück.

„Jetzt nicht," sagte der Arzt, „es könnte gefährlich sein." —

„Sie ist gerettet!" wiederholte Frau Terzky für sich, „jetzt hat mir das Geschick selbst einen Fingerzeig gegeben, daß ich auf meinem Plan beharren, auf der Bahn fortschreiten soll. — Und warum denn mir alle Angst und Seelenqual und ihnen den höllischen Triumph, ihr Schwelgen im Glücke?!" —

Sie entließ den Arzt und gleichzeitig auch den Pater, an welchen sie einige Worte des Dankes richtete. —

Er eilte in's Kloster zurück, indem er freudig für sich murmelte: „Gott sei Dank! also, sie wird doch wieder gesund und das junge Leben soll nicht sterben. Diesmal brauch' ich den Cavalier, wenn ich ihm eine gute Nachricht bringe, nicht zu belügen. —

Du mein guter, alter Gott! Du machst halt immer Alles wieder gut, was die Menschen schlimm gemacht haben, und Dein Aug', das alle Sterne zählt, das wollen wir Kurzsichtigen oft meistern, indem wir zu Dir rufen: Schau' da und dorthin und hilf! — Du kommst schon selbst, wenn's nöthig ist, lieber Gott. — Deine Wege führen uns wunderbar, aber doch endlich zum Ziel', das Deine Weisheit uns vorgeschrieben. Wenn Dich die Menschen halt nur alle so lieben thäten, wie sie sollten. — Amen." —

Er trat in die Zelle zu Rafael, der ihn mit Spannung erwartete.

„Es ist Alles gut," sagte der Mönch, „das Fräulein hat sich erholt und hofft auf Euren baldigen Besuch. Nun müssen wir halt Geduld haben und uns zusammennehmen, daß wir bald g'sund werden."

— „Wenn Ihr morgen wieder hingeht, Pater," bat Rafael, „so ersucht die Gräfin in meinem Namen um einen Besuch. Mir liegt so viel auf dem Herzen, das ich in ihre Brust niederlegen möchte."

„Den Wunsch wird sie gerne gewähren, zumal das Fräulein jetzt außer Gefahr ist."

— „Also schwebte Bohumila's Leben in Gefahr?"

„Das g'rad nicht; aber sie war vom Schrecken stark angegriffen, — das kann man sich vorstellen: ein so zartes Fräulein und ein so wüthiger Holofernes, wie der wälsche Graf; dann Ihr in Eurem Blute, — dazu gehört männliche Kraft, um nicht erschüttert zn werden."

Indem so der Pater tröstete, hütete er sich wohl zu verrathen, daß er dem Fräulein Bohumila Tag's zuvor die Sacramente der Sterbenden gereicht.

— — Sylvio Piccolomini wurde nun, in Folge des letzten Auftrittes, der in Prag bedeutendes Aufsehen machte, mit Gewalt nach Nachod auf's Schloß gebracht, um dort streng be-

wacht zu werden. Ein Arzt begleitete ihn. Dies geschah auf Befehl des Grandpriors, dem daran liegen mußte, eine Person des Aergernisses aus der Hauptstadt zu entfernen, und in Folge der Instruction und der Vollmacht, welche der alte Fürst gegeben. —

11.

Die Gräfin Terzky folgte am nächsten Tage, von Madlena begleitet, dem Pater Pankraz in das Kapuzinerkloster und betrat allein die Zelle des Kranken.

Als sie Rafael so bleich und abgezehrt sah, füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie bedeckte seine Stirne mit liebevollen Küssen.

„Du hast Dir in der That die Geliebte mit Deinem Blut errungen,“ sagte sie, „und ich werde nicht länger versagen können; sollte ich auch auf einen Theil meiner Beschlüsse verzichten müssen.“ —

„Mutter,“ versetzte Rafael mit sanftem Vorwurf, „dies Gaukelspiel mit Sylvio hätte bald schlimme Folgen getragen.“

— „Und doch konnte ich nicht anders, als so dem Herzen, oder vielmehr dem Ehrgeiz des alten Verräthers beikommen. — Dies lag nicht in meiner Berechnung, daß in der Zwischenzeit Bohumila Dich kennen und lieben sollte, und daß für ihr Herz meine Zumuthungen zu groß wurden. — Du wirst sie besitzen, doch gedulde Dich, bis ich mein Werk vollbracht. Noch lebt Leßly, noch Buttler: Beide in der Fülle des Glückes und mit der Maske eines guten Gewissens. Die muß ihnen herabgerissen werden. Sie sollen eine rächende Gottheit erkennen. Sonst hätte der Verrath und Eidbruch einen Freibrief für die Welt und träte an die Stelle der Reue und erntete Lohn und Ehre.“

„Und soll Bohumila wieder diesen Zwecken dienen?“

— „Nein! ich gelobe es Dir! Ich werde dem armen geängstigten Mädchen kein verhaßtes Band mehr aufbürden, ich werde kein Opfer von ihr heischen, das über ihre Kräfte geht. — Jetzt leb' wohl, mein Sohn! Ich muß an's Krankenbett meiner Tochter, die völlig genesen wird, bringe ich ihr frohe Nachricht von Dir. — Pflege Dich sorgsam; denn Du lebst ja jetzt auch für uns."

Sie küßte ihn zärtlich und verließ die Zelle. —

Während ihrer Abwesenheit war Pater Xaver erschienen; er erwartete sie im Saal. Zugleich erhielt er von der Dienerschaft und dem anwesenden Aerzte die frohe Nachricht von Bohumila's Genesung. Sie schien auf ihn einen angenehmen Eindruck zu machen; denn der Tod des jungen Mädchens, das von der Gräfin so zärtlich geliebt ward, konnte die Pläne derselben wesentlich verändern, ja sie wohl bestimmen, diese gänzlich aufzugeben; und sie hingen zu fest mit den seinigen zusammen, als daß es ihm wünschenswerth hätte sein können, sie schon jetzt seiner Leitung zu entbinden. —

Die Gräfin kam und trat mit Xaver in eine Fensternische.

„Ihr wißt schon?" fragte sie bewegt.

— „Daß der Himmel Alles zum Besten gefügt und daß Alle noch leben zur Verfolgung der Rache. — Auch bringe ich eine nicht unwichtige Nachricht. — Mac-Fergus ist wieder hier."

„Was will er?" rief die Gräfin erschreckt, „uns verrathen, oder verlangt er Geld und will es durch Drohungen erpressen?"

— „Keins von Beidem, gnädige Frau, obgleich ich in unserem Interesse das Letztere angeboten. Er hat von Eurem Geschenke sich bei den Schweden eine Offiziersstelle gekauft. In der Schlacht von Nördlingen jedoch wurde er gefangen und übertrat in österreichische Dienste. Gegenwärtig ist er auf dem Wege zur Armee nach Ungarn. — Er hat keinerlei Entdeckung zu befahren; denn erstens entstellt ihn eine breite Narbe über Stirn und Wange, die er in jener Schlacht erhalten, dann steht das Regiment, dem

er früher angehört, am Rhein, und so dürfte er kaum je wieder einen seiner ehemaligen Kameraden zu Gesicht bekommen."

„Und in wiefern sollte er uns jetzt dienen?"

— „Sein Herz brennt voll Rache gegen Leßly, besonders seit er Offizier ist und sich ihm so ebenbürtig glaubt. Dieser hat ihn einmal, da er noch gemeiner Soldat, beschimpft und entehrt; das hat der Schotte nicht vergessen. Er ist zu Allem bereit; seine Rache wandelt Hand in Hand mit der unsrigen. — Ihr gedachtet, gnädige Frau, da für unsere Theilnahme nunmehr Leßly zu fern, es ließe sich ihm vielleicht sein Kriegsruhm schmälern, oder eine Waffenthat in Schmach verwandeln. Dazu wäre Mac-Fergus, der zudem aus Vorsorge einen andern Namen angenommen, wohl der Mann. Er muß sich in Leßly's Nähe zu bringen suchen; für das Uebrige mag sein Witz und der günstige Zufall sorgen."

„Dann aber muß er auch einen höhern Rang begleiten und Ihr habt Recht daran gethan, Hochwürdiger! daß Ihr ihm eine Summe geboten. Seine eigene Sache macht ihn jetzt zu unserem Bundesgenossen und fesselt ihn an die unsrige."

„Es naht auch," sagte Pater Xaver mit einer festen Betonung, „unser Plan gegen Buttler seiner Auflösung. Die Fahrbacher drängt, sie sehnt sich nach Amberg zurück. Buttler geht bald nach Wien, — während seiner Abwesenheit muß der Schlag geschehen. Nach seiner Rückkunft würde uns das Weib im Wege sein."

— „Pater!" versetzte die Gräfin mit unsicherer Stimme, „fast graut es mich jetzt, das junge Mädchen zu verderben, seit ich weiß, wie mich die Furcht vor Bohumila's Verluste mit Verzweiflung erfüllte, und mich beinahe Alles bereuen ließ, was geschehen. O, es ist entsetzlich, ein theures Wesen, das einzige, theuerste auf der Welt zu verlieren."

„Das habt Ihr, gnädigste Frau, bereits in Eger verloren und Ihr wißt, wer es Euch geraubt. Wenn der ungefährliche, im Grunde schuldlose Don Sylvio ein Opfer werden mußte,

warum soll der Hauptheld in jener blutigen Tragödie leer ausgehen? — Ihr waret früher fester und entschlossener, gnädigste Frau! — Wir rauben dem jungen Mädchen nichts, wir geben ihm den Frieden, nach dem es verlangt. Sie kann den Vater nie lieben, sie zollt ihm nur innige Achtung und Gehorsam, wie es dem Kinde geziemt, wie man es ihm als Pflicht eingeprägt. Katharina wird ihn nie lieben lernen, da er sie schon zum zweiten Male zu einem ihr verhaßten Ehebündniß drängt, — um seinem Ehrgeiz zu fröhnen. So ist auch diese abgöttische Vaterliebe bei diesem Manne ein Irrthum, ein Fehlgriff. Um sie zu beglücken, müßte er sie frei wählen lassen. Er hat ihr Rang und Reichthum geschenkt, wornach sie nie verlangte, und verlangt dafür ihr Herz zum Opfer. Sie wird dies Opfer bringen, aber ihr Herz wird darob brechen. Sollen wir dies dulden? — Nein, sie sei unser Schützling, — die Tochter des Feindes! — Nur mit Thränen gedenkt sie an die Verbindung mit dem Fürsten, die so gut wie beschlossen ist, da Buttler nur nach Wien reis't um die Genehmigung des Hofes einzuholen. — Er wird glücklich sein, — sein Kind elend. Hat er Eure Schonung verdient, oder das unschuldige Mädchen?"

„Nein, nein!" rief leidenschaftlich die Gräfin, „es war beschlossen, es soll erfüllt werden! Ihn lasse ich nicht. Jedoch verschieben wir die Ausführung bis nach Bohumila's Genesung. Bis dahin tauge ich zu keinem ernsten Geschäft."

„Graf Buttler reis't erst in einiger Zeit, dann muß die Einsamkeit Katharina noch trübsinniger stimmen und reizbarer machen; die Entdeckung muß mit einem Schlage treffen und wirken, und die Fahrbacher wird sofort reisen; sie fürchtet den Zorn des Grafen. So sind wir auch von dieser Seite vor jeder Entdeckung sicher. — Durch die Nachricht vom Tode Deveroux's ward auch Mac-Fergus gänzlich beruhigt, denn am meisten fürchtete er noch dessen Wiedererkennen und Rache. Er

weiß übrigens nicht, daß Deveroux sich um Katharina's willen und auf Grund seiner Entdeckung das Leben genommen. Ich sprach ihm von einer Krankheit und von Fieberwahn, in welchem er geendet." —

„Kaiser Ferdinand," berichtete Xaver nach einer Pause, „wird demnächst nach Regensburg aufbrechen, um dort einen Reichstag zu halten. Ganz Baiern und Franken ist gegenwärtig von feindlichen Kriegsvölkern gesäubert. Der Kaiser beabsichtigt, die Stimmen der Kurfürsten für den Prinzen Ferdinand zu gewinnen und ihn zum deutschen Kaiser krönen zu lassen, — wie denn der Prinz schon bei uns und in Ungarn gekrönter König ist."

„Möge ihm die deutsche Krone," seufzte die Gräfin, „Heil bringen und kein Makel an ihr haften, wie auf der seines Vaters."

— „Mann nennt den Prinzen milderer Gesinnung. Unser Orden jedoch und die katholische Religion verdankt Ferdinand II. viel, — auch ist er der böhmischen Zunge freundlicher gesinnt."

„Ihr wißt, wie ich davon denke, Hochwürdiger! Darüber kann zwischen uns kein Meinungszerwürfniß entstehen. Ich hasse den Kaiser, weil sein ungerechter Machtspruch mir die Verwandten und allen Glanz und allen Frieden des Lebens geraubt. — Ich habe vollen Grund zu vollem Hasse!" —

— „Ich werde also Mac-Fergus in dem beschlossenen Maße mit unserm Auftrag betrauen, wenn Ihr nicht noch sonst einige andere Vorschriften zu ertheilen habt."

„Handelt ganz darin nach Eurem Ermessen, und lebt wohl bis auf Weiteres." —

Der Pater verließ Saal und Palast; die Gräfin begab sich jetzt zu ihrer Tochter, die kurz zuvor aus einem langen, stärkenden Schlafe erwacht war.

Ihre erste Frage, als sie die Besinnung wieder erlangte,

und sich in der Umgebung zurecht fand, war nach der Mutter gerichtet, die zweite nach Don Rafael.

Schon Madlena konnte ihr Beruhigung geben; jetzt erschien die Gräfin selbst vom Krankenlager des Geliebten und flößte ihr Trost in die bange Seele. Sie brachte seine Grüße, sie sprach die Hoffnung seines baldigen Wiedersehens aus und ließ die Gewährung ihres Liebesbundes errathen.

„Aber Don Sylvio?“ fragte das Mädchen mit bebender Stimme und faltete die Hände.

— „Er ist nach Nachod geschickt worden — einst unser, jetzt sein Erbe. Man hofft, die Einsamkeit daselbst werde ihm Heilung oder Beruhigung geben.“

„Der Unglückselige!“ seufzte das Mädchen und Thränen traten ihr in die Wimpern.

— „Hättest Du ihm angehören mögen, jetzt, da Du Rafael kennst?“

„Nein, Mutter! nein; aber sein Gespenst wird mich überall hin verfolgen.“

— „Er soll Dir nie wieder begegnen, Bohumila! Auch ist unsers Bleibens hier in Prag nicht lange mehr. Wir ziehen uns zurück auf einen fremden, fernen Fleck der Erde, wo uns Niemand suchen und finden soll.“

„O Mutter, fort von Prag, fort von hier, in Rafael's Vaterland; dort soll es so schön sein!“ —

— „Ich verlasse Dich jetzt, mein Kind; denn der Arzt hat jede Aufregung als gefährlich untersagt und gänzliche Ruhe geboten.“

„Ich bin jetzt schon ruhiger, theure, gute Mutter, da ich dies Alles weiß. — Seit ich wieder bei Besinnung, hätten mich Zweifel und Befürchtungen zerschmettert, wie in meinen schrecklichen Träumen. Jetzt ist mir leichter im Herzen.“ —

Die Gräfin küßte das Mädchen auf die Stirne und gieng in ihr Kabinet.

Bohumila versank in liebliche Träumereien, die sich mit Rosenketten an die Zukunft wanden, dann betete sie in Inbrunst zum Himmel, daß diese eine Wahrheit werde und die Tage des Kummers für immer gewichen sein möchten. —

— Bald kehrten die Rosen wieder auf Bohumila's Wangen zurück und auch Rafael genas, wenngleich langsam, da er, wie wir wissen, erst vor Kurzem von einer Wunde geheilt worden war, und die Genesung jetzt eine doppelte Lebenskraft in Anspruch nahm.

Rührend war das beiderseitige Wiedersehen der Liebenden, nachdem die Aerzte dasselbe gestattet hatten. Zitternd, und doch freudestrahlend, folgte das junge Mädchen der Gräfin in das Kloster, mit schwankenden Knieen betrat sie die Zelle, wo Rafael am Fensterlein saß, und die warme Luft des scheidenden Augustmonats trank.

Ohne Scheu durften sie jetzt ihre Lippen an einander pressen und sich liebend in die Augen blicken. Die Gräfin selbst war bewegt bei dieser Liebesfreude Derjenigen, die sie nun Beide ihre Kinder nennen konnte.

Und auch dem biedern Pater Pankraz war es gestattet, Zeuge dieses Seelenfestes zu sein. Sein Auge strahlte nicht nur von Thränen, es strahlte auch von Wonne. Geschäftig, um seine Bewegung zu verbergen, eilte er in der Zelle auf und ab, verließ diese und kam in Hast wieder, um den Damen Sitze und Erfrischungen, wie sie das arme Kloster darbot, zu bringen. Das war ihm ein Freudentag; denn er sah um sich beglückte Menschen, zu deren Glückseligkeit ja auch er selbst förderlich gewesen; sein alter, treuer Gott hatte ihn, hatte sie nicht verlassen, seine Zuversicht war belohnt worden! — So wurde er mit ein Vertrauter, ein Mitwissender eines Theils der Geheimnisse, welche

diesen Jüngling und diese beiden Frauen an einander ketteten. Das Meiste blieb ihm freilich ein Räthsel, aber ihre Beseligung lag klar vor seinen Blicken.

Die Gräfin mißtraute dem edlen Mönch, nachdem sie sein Gemüth erkannt, längstens nicht mehr, und die Nothwendigkeit hatte sie gezwungen, nicht mehr so ängstlich vor jeder Entdeckung ihres Standes zu zittern. —

Es kam endlich zu Erörterungen, zu Erzählungen aus den jüngsten Trauer- und Leidenstagen. Rafael erfuhr, daß Bohumila der Todespforte nahe gestanden, daß sie die Sacramente der Sterbenden bereits empfangen, daß ihr Pater Pankraz die letzte Oelung ertheilt. Ja, Bohumila erkannte, trotz dem, daß sie damals bewußtlos im heftigen Fieber gelegen, den Pater wieder, und dankte ihm aus warmem Herzen.

„Wie?" fragte Rafael erstaunt und beinahe verletzt, „das ist Alles geschehen, und Ihr, mein würdiger Freund, wußtet es, waret dabei hilfreich, und konntet mir es verschweigen?"

— „Der Himmel weiß es," versetzte Pankraz, nachdem er seine große Verlegenheit überwunden, „wie mir's das Herz abgedrückt hat, und wie ich blutige Thränen hätt' weinen mögen, daß ich's verschweigen mußt'; denn ich lüg' halt niemals, das weiß Gott, zu dem ich auch um Verzeihung gebet't hab'. Aber wenn ich zum Fräulein g'sagt hätt', daß Euer Zustand lebensgefährlich ist, und zu Euch, daß das gnädige Fräulein, so zu sagen, auf dem Todtenbett' liegt: so wären halt alle Beide nicht mehr am Leben, von wegen der Alteration. Denn die is oft viel schädlicher, als die Krankheit. — Also ich hab' geschwiegen und hab' immer was Besser's hinterbracht, als ich selbst erlebt hab'. — Der liebe Gott zeigt uns den Tod und die Vergänglichkeit auch nicht gleich und immerfort in abschreckender Gestalt. Denn kaum ist ein Mensch unter der Erden, so sproßen von selbst, ohne daß man's darauf pflanzt, grüne Gräser und Blätter

und verschiedene Blümeln aus dem Grabhügel, und die fein wie die Augen des Verstorbenen, nur umgewandelt, die noch immer voll Hoffnung zum blauen Himmel Gottes emporschauen. Also — "

„Ihr habt daran sehr recht gethan, würdiger Pater!" unterbrach ihn die Gräfin, „und auch ich danke Euch für Eure Schonung. Die Ungewißheit ist oft tödtlicher, als das Unheil selbst. — Ich habe Eurer frommen Worte nicht vergessen, die Ihr zu mir spracht in meiner bittersten Schmerzensnacht."

„Meine Mutter!" rief Bohumila und sank an die Brust der Gräfin, „ich habe es immer gewußt, daß Du mich so unaussprechlich liebst, so wie ich Dich liebe; aber in meiner Todesgefahr ist Deine Liebe doch noch größer geworden."

„Und sie soll nur wachsen, mein Kind! bis zu meiner letzten Lebensstunde; denn ich habe die Größe Deiner Opfer erkannt!"

Spät trennten sie sich von dem Kranken, welchem der Arzt die Aussicht ertheilt hatte, nach Verlauf von etwa acht Tagen ohne Gefahr das Kloster verlassen zu dürfen. —

— „Ich möcht' halt heut'," sagte der Pater für sich, „da der junge Herr so weit hergestellt ist, und da er in Gedanken mit seinem Glück genug beschäftigt sein wird, so daß er mich halt nicht braucht, — die Seligverliebten sind ja gern allein — also möcht' ich vielleicht nach so langer Zeit wieder meine alten Bekannten in der Brückengasse aufsuchen. Was sie machen?"

Rafael hatte sich träumerisch auf sein Lager geworfen, Pankraz fragte ihn, ob er seiner benöthige, und als dieser verneinte, sagte er ihm, er habe einen Ausgang zu machen, werde aber vor später Nacht wieder zurückkehren. Ohnedies war dem Kranken noch ein Frater zur Pflege beigegeben, der ihn mit vieler Sorgfalt wartete. —

— — Pater Xaver erschien nach wenigen Tagen mit einer neuen, wichtigen Mittheilung bei der Gräfin.

„Die Vermählung des Grafen Leßly," berichtete er, „ist nicht lediglich durch die Abreise des Generals zur Armee nach Ungarn, sondern noch durch andere eingetretene Umstände aufgeschoben worden; sie ist vielleicht auch unmöglich gemacht."

— „Wirkt der Zufall, das Geschick wieder für uns?" fragte die Gräfin mit leuchtenden Blicken.

— „Wie Ihr wißt, gnädigste Frau! haben wir den Juden Löw veranlaßt, dem Verschwender Leßly die unmäßigsten Summen zu borgen."

— „Damit der Verräther sich nicht des ruhigen Besitzes der den Terzky's geraubten Güter erfreue!"

„Die Summe ist zu einer bedeutenden Höhe herangewachsen; trotz der Schuldbriefe, welche in seinen Händen, begann Löw für sein Eigenthum zu fürchten. Aber er wagte es nicht, den Grafen um Zahlung zu bitten. Als sich das Gerücht von der Vermählung desselben verbreitete, gewann der Jude neue Zuversicht. Jetzt aber, — wo Leßly in den Krieg muß —"

„Dringt er auf Zahlung?"

„Nein, er füchtet den Einfluß des Generals noch immer, er hat sich mir laut wehklagend in die Arme geworfen, nennt mich die Veranlassung seiner tollen Handelsweise, ich soll ihm nun zu seinem Gelde verhelfen!"

„Und was habt Ihr beschlossen? Sollen wir, um auf diese Art Leßly's Gläubiger zu werden, den Juden befriedigen? Werden dies unsre Mittel gestatten, wird der Werth meiner Juwelen hinreichen? — Freilich — Neustadt käme dann durch Eure Beihülfe, durch Euren Besitztitel wieder in meine rechtmäßigen Hände." —

„Verzeiht, gnädigste Gräfin! Es lag ein anderes Mittel näher. Der Jude scheut sich zwar vor Ergreifung desselben, weil er den General fürchtet. Aber ich habe ihm meinen Schutz zugesagt. Er soll seine Schuldforderung vor den Gerichten geltend

machen und Neustadt, sowie die übrigen Güter mit Sequestration belegen. Diese Beschimpfung des Bewerbers um eine Tochter ihres Hauses wird die Familie Dietrichsteiu nicht verschmerzen, — und das Project, ich wette! — ist aufgelöst und Leßly entehrt vor dem gesammten Adel uud seinen Standesgenossen. Das Verlöbniß wird gelöst, und was Leßly zu seinen Majoraten im Fall der Verbindung erheben wollte, wird zu Gunsten eines Juden verwaltet, und wo der Bestand nicht ausreicht, oder der Jude auf sofortiger Bezahlung besteht, öffentlich verkauft. — Dann können wir —"

„O, ich verstehe! Er vou Haus und Hof schändlich vertrieben, aus unsern Schlössern gewiesen. Vortrefflich, vortrefflich, Pater Xaver!"

„Dann können wir unter der Hand als Mitbewerber bei dem Kaufe auftreten. Es wäre Euch dann, gnädigste Frau, — freilich gegen ein großes Opfer! — die Genugthuung geboten, mit dem Besitzrechte im Schlosse der Terzky wieder zu wohnen." —

„Wißt Ihr, daß ich nicht mehr die Gräfin Terzky bin, daß ich für eine Fremde gelten soll?"

„Es ist die Frage, ob man Euch dort in Eurer Abgeschiedenheit wieder erkennt? Und warum, wenn Euer Rachewerk vollbracht, wolltet Ihr nicht wieder unter die Lebendigen treten? Welcher Schauder wird sie erfassen, wenn das Grab Jene wiedergibt, die sie längst vermodert glaubten. Den erworbenen Besitz Eurer Herrschaft vermöchte aber selbst die Macht des Kaisers nicht anzutasten."

Die Gräfin, eine kurze Zeit diesem Gedanken nachhängend, sagte traurig: „Dort sollte ich wieder hausen, leben und trauern an der Stätte so vieler schönen und darum jetzt doppelt schmerzhaften Erinnerungen!? — Werd' ich das vermögen, Hochwürdiger?"

„Wenn Eure Feinde gedemüthigt, wenn ihr Stolz und Uebermuth gebrochen, werdet Ihr wieder Ruhe finden. Es genügt

nicht, sie elend zu wissen, sondern ihr Elend zu überleben, und triumphirend von der sichern, errungenen Höhe auf ihren Fall, auf die Folge des Strafgerichts herniederzublicken."

„Es wirbelt mir vor den Sinnen, Pater! Ihr eröffnet mir hier eine Aussicht, von der ich nie geträumt. Laßt mich mit mir darüber zu Rathe gehen."

— „Man kann besonnen sein, doch muß man vollenden, was man begonnen hat!" versetzte in eiserner Ruhe Pater Xaver.

„Und ich will es vollenden, weil ich ein Weib bin. Ihr könntet sonst sagen: Nur ein Mann war solchem Unternehmen gewachsen. Aber kein Mann ist übrig geblieben aus unserem vernichteten Geschlecht: nur ein Weib! — Aber ein Weib: die Gräfin Terzky! — Die Männer werden gemordet, an die Brust der Frauen wagt sich kein Dolchstoß; aber sie müssen leben, um die Schmach der Mörder zu vollenden. Ich lebe noch und werde leben!!" —

„Und was soll aus Katharina werden?"

„Ihr sagt, Pater, — sie wird sich im Kloster glücklich fühlen. Wer will sie daran hindern, wenn das Geschick es selbst will. Ich kann das arme Kind nicht hassen; denn ich kenne es nicht. — Aber den Vater wollen wir elend machen, Pater Xaver! Er hat verbrochen, was kein Mensch verbrechen darf. Treue ist keine Tugend, sondern Pflicht; aber Verrath ist Niederträchtigkeit. — Sorgt dafür, Pater, daß das gute Mädchen nicht schmerzlich berührt wird; seit ich zittern, beten und verzweifeln mußte, als mir mein Kind, meine Bohumila, entrissen werden sollte: seitdem weiß ich, was es heißt, ein Kind zu besitzen und es zu verlieren. Ich habe das Mädchen nicht geboren, ich bin kinderlos, aber Gott hat mir sie gegeben und unsere Seelen sind so geschaffen, daß sie sich nur einen in uns und mit uns. — Mein Kind soll glücklich werden: das einzige Wesen, das nicht unser Blut, nicht unsern Namen erbt; aber unsern Geist, unsre Erinne-

rungen, und ein Herz, das nichts weiß vom Undank Ferdinand's. — Rafael, des Herzogs Sohn, werde ihr Gatte!" —

„Und dann, gnädige Gräfin?" —

— „Ich habe im Grabe gelegen als Lebendige, ich kann auch lebendig mich in das Grab der Einsamkeit und des Vergessens zurückziehen. — Eine Klosterzelle — was Ihr sonst wollt, Pater! — sie gibt mir Raumes genug. — Die Erinneringen werden freilich nicht schweigen, und die zehren von der Seele, bis diese aufgehört hat, zu sein. — Mein Kind werde ich aber nicht lassen. Meine Liebe zu ihm und mein Haß gegen die Mörder erhält mich allein auf dieser Schaubühne des Lebens, wo ich, — Ihr wißt es ja, Pater Xaver! — eine andere Rolle gespielt, als die der Hilfsbedürftigen, wie ich Euch schon längst erscheine." —

„Ihr seid meine Gebieterin, gnädige Gräfin!" —

„Ich weiß es, daß Ihr mich so nennt; aber Ihr fühlt, Pater! all' das Herzeleid und Elend, das in meiner Brust tobt, das mich verzehrt: und darum seid Ihr mein Bundesgenosse geworden. Wäre meine Aufgabe eine gewöhnliche, Ihr hättet Euch ihr nicht unterzogen." —

„Ich folge dem, was meine Ueberzeugung ist und meine Pflicht! Darauf habe ich geschworen. Und diesen Schwur werde ich halten!" —

Pater Xaver küßte die Hand der Gräfin und entfernte sich durch die Tapetenthüre.

Kaum war er verschwunden, so trat, von Basil begleitet, Don Rafael herein. Er war genesen, oder er fühlte sich doch genesen, da ihn die Sehnsucht in dieses Haus drängte. Er wollte die Gräfin, er wollte Bohumila wiedersehen. —

Frau von Terzky berief ihre Tochter in den Saal und sagte, als das junge Mädchen erröthend an Rafael's Brust sank:

„Ich gebe sie Dir! Du magst sie auch bewahren und erhalten. Von allem Glanz und aller Größe ist mir nur dies

einzige Gut, diese einzige Liebe übrig geblieben. — Bewahre sie treu, Rafael. Dein Vater dort blickt segnend hernieder auf Euer Liebesbündniß.“ —

„O meine Mutter,“ rief Bohumila und umarmte die Gräfin, „Du machst mich so unendlich reich.“

„Nachdem ich Dir, armes Kind! so viel Schmerz bereitet habe.“

„Was Du mir auch zumuthest, Mutter! ist kein Schmerz, sondern Freude — Freude der Dankbarkeit.“ —

Das junge Paar kniete nieder zu den Füßen der Gräfin, die sie unter Thränen wehmüthiger Freude segnete. Dann ließ sie die Liebenden allein.

12.

Pater Pankraz saß wieder einmal in der bekannten Schenke bei seinen Trinkgenossen und Freunden.

Er war heute besonders heiter gestimmt, denn in der letzten Zeit hatte er ja durch die Liebenden nur Freudiges erfahren und, wie er sich ohne Ueberhebung sagen konnte, Segensreiches gewirkt. Er gieng darum gern auf die Scherzreden ein, welche Sojka an die hübsche Marinka richtete und die in seiner, als eines Geistlichen — Gegenwart, stets gemäßigter waren, als sie sonst der naturwüchsige, etwas ungeschlachte Fleischer sich zu erlauben pflegte.

Das Kapitel über den Krieg war schon abgehandelt und wenn man auch von keinen neuen großen Siegen am Rhein zu berichten wußte, so hatten die Kaiserlichen doch auch seither keine Niederlage erlitten, nnd was Allen, besonders dem bekümmerten Hausbesitzer Hostal, das Trostreichste war, das Ungewitter tobte fern von den böhmischen Marken.

Bei dieser Veranlassung konnte der Fleischer seine Neckerei nicht unterlassen, mit welcher er stets seines Gevatters ängstliche Besorgnisse begleitete.

„Siehst Du, Hostal!“ sagte er schmunzelnd, „jetzt ist's doch gut, daß Dein Haus in Prag steht und nicht am Rhein draußen oder in Schwaben, oder sonst da, wo die Kriegsfurie grade los ist. Wie es bei uns drunter und drüber gieng, hast Du Dich mit Deinem Gebäude immer in's Reich hinaus gesehnt und ich habe Dir zu Liebe selbst gewünscht, Du könntest es wie eine Schnecke auf den Buckel nehmen und damit fortwandern, dahin, wo's gerade immer keinen Krieg gibt. Freilich ein schnellerer Schritt, als bei der Schnecke, wär' nothwendig gewesen und da der Krieg bald da, bald dort hinzieht, so hätte das mitunter einen beschwerlichen Marsch gegeben.“

„Spotte, so viel Du willst,“ versetzte der grämliche Kürschner, „ich weiß, woran ich bin und was ich ausgestanden habe. Sollte ich einmal wieder auf die Welt kommen und der Himmel mir ein kleines Glück bescheeren, so weiß ich, daß ich alles Andere, aber nie wieder ein Hausbesitzer werde. — Der ist am glücklichsten und am sorglosesten, der das seinige in der Tasche herumträgt: da kann sich ihm Keiner einquartiren.“

„Aber ausgeplündert kann er werden vom ersten besten Straßenräuber. Doch Dein Haus können sie Dir nicht forttragen.“ —

„Wenn's möglich gewesen wäre: die Spitzbuben von Soldaten hätten's auch gethan. Mit den Dachsparren, den Thüren und Fensterrahmen, ja sogar mit Stühlen und Tischen haben sie eingeheizt und gekocht, obwohl ich ihnen das beste Holz gegeben habe. Sie meinten, Jenes wäre trockener und brennte besser. Die bleiernen Dachrinnen haben sie 'runter gerissen; — sie brauchten's für Munition. Schöne Munition! Das Blei haben sie nach dem Gewicht verkauft und von dem Erlös Bier,

und Wein getrunken. Es war nichts, als die Lust am Ruiniren, am Zerstören, so in Freundes, wie in Feindes Land. Unsere ehemaligen Freunde und Befreier, die Schweden, haben's am Aergsten gemacht und unsere Beschützer, die Kaiserlichen, auch nicht besser. In Summa: sie hatten Alle ihre Freude dran, den ruhigen Bürger um seinen Erwerb zu bringen, ihn zu schinden und zu placken und zu verachten; als wäre die Welt — möcht' ich sagen — nur für die Soldaten auf der Welt."

— „Weil Ihr g'rad vom Haus sprecht und vom irdischen Besitzthum," unterbrach Pankraz die Rede, „so möcht' ich Euch darüber eine Geschicht' erzählen, oder eigentlich nur eine Aeußerung von einem Araber, von einem Heiden also, die in ihrer Art auch ihre Wahrheit hat. Denn wenn halt die Heiden auch blind sein für unsere alleinseligmachende Religion, so hat ihnen der liebe Gott doch auch den menschlichen Verstand gegeben, wie uns, nur in einer andern Art. Und wenn's sein heiliger Wille ist, so werden sie mit der Zeit halt auch zur wahren Christusreligion bekehrt werden, weil geschrieben steht: Es wird ein Hirt und eine Heerde sein. Amen! — Also, daß ich mich nicht unterbrech'. — Die Geschicht' hat mir ein Kaufmann erzählt aus Venedig, der viel im Orient gereist ist, in Asien und Afrika und bei den Barbaresken, in seinen Handelsgeschäften. Also — er war auch unter den Arabern. Diese bewohnen theils große Länder in Asien, theils in Afrika und haben keine Städt' und Dörfer, wie bei uns, sondern sie ziehen das ganze Jahr mit ihren Kameelen, Rindern und Schafen durch die Wüsten hin und her und wo sie nur Weideplatz und Wasser finden — man nennt das Oasen — schlagen's ihr Lager auf, und wohnen Sommer und Winter unter Zelten. Der Winter is halt nit so streng dort, wie bei uns. — Also, der hat einen Araber, wie er auf der Reise war — man nennt's dort Caravanen — g'fragt, warum sie sich keine Häuser bauen aus Stein, und da-

neben Feld und Garten anlegen und ein geruhiges, bequemes Leben führen, — das wär' doch viel besser, als das ewige Herumvagabundiren, wo man halt nirgends zu Haus is. — Da hat ihn der Araber ganz groß ang'schaut und hat g'sagt: So lang der Araber lebt, hat er g'nug an seinem leinwandnen Haus — er meint das Zelt — weil ja so auf der Erd' Alles vergänglich ist. Ist er aber erst todt, so kriegt er sein steinernes Haus! Und dabei hat er ihm ganz kleine niedrige Gemäuer gezeigt in der Gegend des Lagers, alle viereckig und aus Ziegeln gebaut: das sein halt ihre Grabstätten und darunter werden sie beerdigt, damit die dortigen wilden Thier', die Schakale und die Hyänen, die Leichen nit ausgraben und die Ruhe der Todten stören. — Also hat der Heid' sagen wollen, daß wir uns nicht zu sehr um die Zukunft bekümmern sollen und mit Müh' und Noth uns Häuser bauen, die wir halt doch nicht überleben werden und die wir nicht mitnehmen können. — Auf der andern Seiten muß man aber auch nicht vergessen, daß man als Christenmensch für seine Nachkommenschaft zu sorgen hat, denn der liebe Gott hat die ganze Menschheit zu einer Familie gemacht, wo Eins aus dem Andern hervorgeht und der Eine für den Andern sorgen soll."

Der Pater hatte noch nicht vollendet, als der Fleischer plötzlich auffuhr und rief:

„Was ist das!?"

— Glockengeläute zu so ungewöhnlicher Stunde — es war früher Nachmittag und kein besonderes hohes Fest. Gleichzeitig schallte es von den Thürmen der Malteserkirche und bei St. Thomas und bei St. Nicolaus. Endlich erdröhnte auch der gewaltige Ton der mächtigen Riesenglocke vom Hradšiner Dom. —

Das war weder Sturmgeläute noch Feuerruf. —

Mehrere von den Gästen, so auch der Fleischer stürzten zur Thüre hinaus, um nach der ungewöhnlichen Veranlassung

zu forschen. In den Straßen sammelte sich das Volk in Haufen, die Fenster füllten sich, es gab sich eine seltsame Aufregung kund, die aber weit entfernt schien, wie zu andern Zeiten, einen drohenden Charakter anzunehmen. —

Nach geraumer Weile kehrte Sojka zurück und sagte langsam und nicht ohne Bewegung:

„Der Kaiser ist todt! Unser König Ferdinand der Zweite. Er starb heut vor vier Tagen in Wien. — Von den Thürmen wehen schwarze Fahnen.“ —

— „Der Kaiser ist todt!“ wiederholten Alle und es herrschte plötzliche Stille in der Versammlung. —

Ferdinand wurde von den Böhmen nicht geliebt; er hatte sie mit eisernen Ruthen gezüchtigt. Aber — es war ein Kaiser gestorben! Und in diesem Ereigniß lag ein gewaltiger Eindruck.

„Requiescat in pace!“ sagte Pankraz, faltete die Hände und sprach ein stilles Vaterunser.

— „So wäre also,“ nahm der Kürschner nach langer Pause das Wort, „jetzt Ferdinand der Dritte unser regierender König.“

„Der Herr segne und erleuchte ihn, Amen!“ sprach Pankraz mit Andacht.

— Die Schenke leerte sich allmählig, die Neugierigen strömten hinaus, um vielleicht einige Nebenumstände des hohen Sterbefalls zu erfahren, obgleich der Courier nichts Anderes als diese einfache Nachricht hinterbracht. Er hatte vor vier Tagen — so lange brauchte man damals — Tag und Nacht eingerechnet — zu einem Ritt von Wien nach Prag — die österreichische Hauptstadt verlassen, unmittelbar nachdem der Kaiser Nachts um drei Uhr in seinem 59. Jahre, mit den Sacramenten der Sterbenden versehen, seine Seele ausgehaucht.

Immerfort ließen die Glocken ihr dumpfes Geläute erschallen, mehr und mehr Volkshaufen sammelten sich in den Straßen und

auf den Plätzen, alle Kirchen wurden geöffnet, wohinein Andächtige strömten, man bekleidete die Altäre schwarz, die Kommandanten der Besatzung, der Oberstburggraf, die Beamten von der Statthalterei, die Rathsherren der vier Städte, das Kapitel, die Welt- und Klostergeistlichkeit, die Universität, die frommen Brüderschaften: Alles war in Bewegung. — Vom Wyšehrad wurde von Viertelstunde zu Viertelstunde ein Geschütz gelöst. —

Nur unsere drei bekannten Freunde waren in der Schenke zurückgeblieben, um ihre Beobachtungen über dieses plötzliche Trauerereigniß und dessen wahrscheinliche Folgen auszutauschen.

„Er ruhe in Frieden!" sagte endlich der Kürschner, „obgleich er uns kein milder Herr war. Man soll von den Todten nur Gutes sagen, vielmehr also von einem Kaiser, den Gott eingesetzt hat."

„Er steht vor dem Throne Gottes," sagte begütigend der Pater, „und der Allbarmherzige wird verzeihen, wenn er geirrt hat, wie er der geringsten Menschencreatur verzeiht."

„Nur daß die Irrthümer und Sünden," sprach Hostal, „eines Kaisers schwerer in die Wagschale fallen, als die eines geringen Mannes."

„Er hat uns nie geliebt," fiel der Fleischer ein, „er hat uns gehaßt sogar. Er hatte nicht die Milde eines Vaters für uns im Herzen, sondern nur den Zorn eines Herrschers. Er strafte hart, und nach verbüßter Strafe vermochte er nicht einmal zu verzeihen, was doch Gottes Gebot ist."

— „Ich möchte mit diesen Seufzern und Wehklagen von hunderttausend Menschen belastet," ergänzte der Kürschner, „nicht vor Gottes Thron erscheinen. Wir wollen für ihn beten, aber unsere Liebe kann ihm nicht folgen, weil sich die Liebe ohnehin nicht gebieten läßt."

„Man muß Alles verzeihen," bemerkte der Pater, „und wenn's Herz darüber zerbrechen möcht'! man muß halt! So

hat's unser Heiland Jesus Christus gethan und so hat er's uns vorgeschrieben."

„Auch das, Hochwürdiger!" entgegnete Sojka, „gebe ich zu: wenn ich aber das mir widerfahrne Leid, das Elend, die Schmach nicht vergessen kann, weil's in meinem Gedächtniß lebt!? Da muß erst die Zeit drüber, und das Grab. Verzeihen, ja! — aber vergessen, — das ist schwer, das ist unmöglich."

„Und dieser blutige Krieg, diese Ströme von Blut, die vergossen worden," seufzte der Kürschner, — „um seines Starrsinnes willen! Die Ausbreitung des Glaubens muß der Mensch dem Himmel überlassen, meine ich; denn der Herrgott selbst hat sich keiner Armee, sondern blos seines himmlischen Sohnes, der in einer Krippe geboren worden, für das Werk der Erlösung bedient."

„Es ist freilich nicht zu vergessen," warf, durch dieses Argument in Verlegenheit gesetzt, der Pater ein, „daß der Kaiser als apostolische Majestät für die Aufrechterhaltung der katholischen Religion und für die Heiligkeit des römischen Stuhls und der alleinseligmachenden Kirche hat einstehen müssen. — Und wenn vielleicht hier und da mit Härte hat verfahren werden müssen, so muß man halt betrachten, daß auch ein Kaiser nicht unfehlbar ist, und daß ihm oft schlimme Räth' zur Seiten steh'n, und daß er halt nit Alles mit eigenen Augen sehen und beurtheilen kann."

„Ich dächte aber," rief der Fleischer, „er muß keine schlimmen Räthe dulden, er muß sie fortjagen. So thu' ich's bei meinen Leuten. Ich seh's bald Einem an, wenn Einer ein schlechter Kerl ist. Wem viel anvertraut ist, der hat auch viel zu verantworten. — Und vor allen Dingen muß vom Thron herab die Liebe herrschen, die Liebe zum geringsten Unterthan und nicht die Verachtung und das Mißtrauen. — Und Ferdinand's ganzes Regiment war aus Mißtrauen zusammengesetzt."

— „Er hat halt freilich auch bittre Erfahrungen gemacht; wie ihn seine eignen Bürger in Wien und der österreichische Adel,

der Thonradl von Ebergassing an der Spitze, in seiner Burg belagert haben, wie sie zu ihm gewaltsam in sein Kabinet gedrungen sein, wie die Räuber, und haben ihm eine Schrift vorgehalten und haben geschrien: ‚Ferdl, unterschreib'!' — Das is halt auch nit zu verkennen. Er ist da nur, wie durch ein Wunder gerettet worden, wie der Dampierre g'rad in dem Augenblicke per Zufall mit seinen Dragonern in die Burg eing'ritten is." —

„Hätte er den protestantischen Oesterreichern," meinte Hostal, „das Billige freiwillig gegeben, so hätten sie nicht nöthig gehabt, das Unbillige mit Gewalt zu verlangen."

— „Und ich, Sojka, bin der Meinung, wenn ein Mensch an mir falsch und undankbar handelt, so darf ich deswegen nicht alle Menschen für falsch halten und sie hassen. Ich glaub', es ist immer besser, wenn ich von zehn Menschen betrogen worden bin, ich trau' dem eilften doch noch. Denn er kann ja gar ein durchaus Redlicher sein, und ich würde ihm so himmelschreiendes Unrecht anthun."

„Das ist wahr," rief Pankraz nach einem stärkenden Trunke, „das ist schön von Euch, lieber Freund! das heiß' ich christlich gedacht. Dabei bleibt's."

„Und die Böhmen hat er verachtet," fuhr Hostal fort, „und hat es ganz offen ausgesprochen. Aber ihre Krone hat er nicht verachtet, die hat er nicht wollen fahren lassen."

„Und sein Wort hat er nicht gehalten," stimmte Sojka ein, „und wo er's gab, da hat er daran gedeutelt und gemäkelt, und hat's verdreht und verkürzt. Und an Spanien und an die Karmeliter und Dominikaner hat er uns vererben, um nicht zu sagen, verkaufen wollen. Und die Jesuiten hat er uns mit Gewalt in's Land gesetzt! Das ist auch wahr."

— „Er ist freilich in einer gar schlimmen, traurigen, confusen Zeit zur Regierung gekommen, meine Herren! Das müssen wir auch nicht vergessen. Es gehört immer etwas dazu, so viele

Länder und so viel verschiedene Nationen in eigner Person zu regieren! Und wie er halt an seinem christkatholischen Glauben — den halt' auch ich, und die Herren müssen mir's nit übel nehmen! für den alleinwahren halt'! — wie er an dem mit Leib und Seel' g'hängt hat, so hat er wollen, daß in allen seinen Staaten nur eine Religion herrschen soll: der Einigkeit wegen."

„Ei!" rief Sojka triumphirend, „das wissen wir ganz gut, Hochwürdiger! oder vielleicht besser. Verzeiht, wir hatten in unserm Freund dem Magister einen guten Lehrer. — Wenn Ferdinand als Herzog von Steiermark nicht haben wollte, daß die neue Lehre in sein Land dringe und sich dort ausbreite: da mochte er im Recht sein. Er konnte sich widersetzen, hat sich widersetzt und — recht blutig gewirthschaftet. — Nun, Gott verzeih' es. Aber in Böhmen bestand die Lehre schon seit zweihundert Jahren und tausend und abermal tausend Böhmen hatten von Hussen's Scheiterhaufen her — das war am 6. Juli 1415 — bis auf den heutigen Tag dafür ihr Blut vergossen. Die Glaubensfreiheit war uns durch Rudolph und Mathias verbrieft, und er selbst hat, als wir ihn auf König Mathias' Vorschlag wählten, den Majestätsbrief beschworen. Hinterher aber, nach dem leichten Sieg auf dem weißen Berge, hat er uns mit Feuer und Schwert zu seinem Glauben bekehrt, hat tausende fleißiger und treuer Unterthanen von Haus und Hof vertrieben und in die Fremde gejagt. Was eine Anzahl der großen Herren, was die Stände, die ihn abgesetzt, verschuldet, hat müssen das ganze Volk büßen. — Ist das gerecht? — Ist der gemeine Mann nicht auch ein Mensch, ein Unterthan des Monarchen? — Der gemeine Mann, der arbeitet und sich plagt und schindet, um die großen Herren zu ernähren?" —

Er schlug im Ausbruche seines Zorns mit der Faust auf den Tisch, und, indem er den Krug, als wollte er seinem Aerger Nahrung geben, mit einem Zuge leerte, fuhr er fort:

„Ich sollte nur einmal so ein vornehmer Herr sein, oder die Macht haben, vor sie hin zu treten: Ich wollte ihnen schon die Wahrheit sagen. Schämt Ihr Euch nicht, würde ich sprechen, Ihr, die Ihr nichts thut als schmausen und banquettiren und liebhabern und jagen, noch das Brot des armen Mannes zu nehmen, der für Weib und Kind sich plackt und zuletzt an sich selbst denkt? Schämt Ihr Euch nicht hochmüthig oben die Baumwipfel zu sein und über alles Andere Euch stolz zu erheben, während Euch doch die Wurzel da nuten, — da unten! — Pater! das sind wir — Saft und Nahrung gibt? Schämt Ihr Euch nicht, den Menschen da unten, ohne den Ihr ja nichts wäret, zu verläugnen? — Und wenn Ihr Euch nicht schämt und meint, es müsse so sein, so möchte ich sagen: Gut! Wir gehen Alle fort, wir vom Volke, von der Niedrigkeit, und nun baut die Aecker selbst, wenn Ihr essen wollt, schlachtet, kocht, bratet, — zieht das Vieh auf, das Euch Milch und Fleisch gibt, zimmert, mauert, — und Ihr werdet Christum erkennen lernen. — Ich möchte sagen — hol' mich der Teufel! — verzeiht, Pater — ich weiß nicht, was ich noch Alles sagen möchte.“ —

Pankraz, der den Heftigen gern beschwichtigen mochte, hatte während dieser Expectoration häufig in seiner Verlegenheit dem Kruge zugesprochen und als jetzt der Fleischer erschöpft schwieg, nahm er beschwichtigend seine Hand und sagte:

„Es is halt viel Wahres und Gerechtes darin, was Ihr da sagt, Herr Sojka! und ich hab' mir's ja schon oftmals fast ebenso gedacht; aber wie ich Euch, meine Herren! schon oft in früheren Unterhaltungen bewiesen hab', so ist diese Welt ja nicht die vollkommene. Und wenn's halt die vollkommene sein sollt', — na! da möchten wir uns bedanken. Das weiß Gott besser — und deswegen hat er uns nicht erschaffen, er hat uns ja auf eine andere verwiesen. — Also — der Irrthum und das Unrecht auf der Welt wird nicht aufhören, so lang' der Herrgott will,

daß diese Welt in dieser Art bestehen soll. — Die Seel', die unsterbliche Seel', für welche unser Heiland sich geopfert hat, die hat überm Grab ein anderes Reich. — Um aber auf unsere erste Red' wieder zu kommen: so muß ich Euch sagen: die Fürsten haben einen schweren Stand. Man kann leicht sagen: der und der König muß's so und so machen, oder, er hätt's besser machen können. — Ja, — aber is denn schon von uns einer König gewesen? Wissen wir denn, ob wir's in der Lag' und den Umständen anders gemacht hätten, ob wir's besser g'wußt hätten? — Da weiß ich eine G'schichte: In Steiermark is Einer einer Gams nachgeklettert und wollt' sie schießen, — immer weiter und weiter, aber die Gams hat auf einmal einen ungeheuern Sprung in die Tiefen gethan und war — heidi! — Der Jäger hat nun umkehren wollen, aber er hat vor sich und hinter sich nichts als eine scharfe, platte Felsenwand g'habt und hat also nach Hilf' gerufen, und endlich seine Seel' Gott empfohlen. Die unten g'standen sein, die haben ihm zugerufen: Da — da — dort — dort — is ein Stein in der Felsenmauer, der draus hervorsteht. Setz' Dein' Fuß dahin — und dorthin, — dann kannst'n wieder dahin setzen, und so kommst herunter! — — Aber der oben hat halt die Stein nit sehen können, die die von unten g'sehen haben, und hat endlich g'sagt, wie's immer lauter und ungeduldiger g'schrien haben: Kommt doch selbst 'rauf und zeigt mir's, dann will ich's halt schon thun, und wenn wieder Einer oben is, will ich ihm auch schon den guten Rath geben. — Gelobt sei Jesus Christus!"

Er nahm einen tüchtigen Schluck Bier, als wollt' er sich für dieses schlagende Argument belohnen.

„Ich glaube gern," äußerte nach einer Weile der Kürschner, „daß es schwer sein mag, ordentlich Regiment zu führen über so viel Land und Leute, und jedem gerecht zu werden. Ich glaub' auch, daß es einem Menschen nicht möglich ist, denn wir murren

ja so oft über die göttliche Vorsehung. Aber ich spreche nur von dem seligen Kaiser, als unserem König. — Er hat die Böhmen nie geliebt; er wollte das Land blos besitzen, ohne nach der Liebe seiner Bewohner zu fragen. Gegen diese war er hart und hochmüthig. — Er hat öffentlich selbst gesagt: „Das Böhmen is ein schönes Land, wenn halt nur keine Böhmen darin wären'." — Seht, Hochwürdiger! so Etwas thut weh. — Wenn ich Euch nun, da Ihr ein Oesterreicher seid, sagen wollte, das Viertel unter dem Mannhardtsberg ist ein schönes Land, wenn halt nur keine Oesterreicher dort wären, — sondern — Böhmen! — Das würde Euch doch auch und den braven Oesterreichern, die noch dort sind, weh thun, sehr weh' thun. — Schaut, Pater! wenn ich mein Haus nicht hätt' — und habe nur erst Einer ein Haus! ich wäre längst aus diesem Lande, meinem Vaterland, das ich so lieb habe, wie das Kind seine Mutter, ausgewandert, weil wir — weil wir jetzt unter einem fremden Regiment sind, — nicht etwa, weil Ferdinand ein Habsburger ist, ein österreichischer Erzherzog, denn seine Vorgänger, die braven Fürsten, waren ja auch aus diesem glorreichen Stamm, — sondern weil wir verachtet werden von dem, — dem wir die Krone gegeben; denn die böhmischen Stände haben ihn bei seines Oheims König Mathias' Lebzeiten zum Nachfolger im Königreiche gewählt — ich sage gewählt! — und gekrönt. — Das, hochwürdiger Pater! thut weh! Kein Volk läßt sich von einem andern gern besiegen und beherrschen; aber — verachten noch weniger, — das thut weh! — Es sollte eigentlich aber auch kein Volk das andere unterjochen wollen; denn das ist gar Unrecht, und Gott will es nicht; Jedes mag für sich bleiben, wie er's eingesetzt. — Aber da kommen wir wieder auf die Habsucht und Herrschsucht der Fürsten, die ihre Macht und ihre Sippschaft nicht genug weit ausdehnen können, denn Länder und Völker sind ihr Eigenthum — meinen sie — und ihre Sache, und sind ihretwegen auf der Welt."

„Du hast gut gesprochen, Hostal!“ sagte Sojka, nachdem jener erschöpft geschwiegen, und reichte ihm zur Anerkennung seinen vollen schäumenden Krug hin. „Ja — ich seh's, Du denkst doch noch manchmal über Dein Haus hinaus, und was Du gesagt, ist wahr, so wahr mich Gott —! verzeiht, Pater! Aber es ist einmal in der Menschennatur, daß sich Keiner gleichgültig mit Füßen treten läßt. — Und selbst der Wurm krümmt sich. — Marinka, Marinka! Einen frischen Krug! Ich habe mich geärgert und zeig' mir 'mal ein freundliches Gesicht, daß ich wieder auf andere Gedanken komme. — Es fehlt nur noch, daß meine Frau heut mit mir zankt, wenn ich nach Hause komme.“

„Meine liebwerthen Herren und Freunde,“ sagte Pankraz beschwichtigend und nahm ihre Hände in die seinigen, „wir sein gewiß gute Leute und wollen uns und Andern nichts zu leid thun. Wir sehen dies Alles ein, wir ärgern uns drüber, wir bedauern's, wir möchten's besser machen, aber 's geht halt nicht, weil wir's nicht können. Freilich, wenn Alles mit der Lieb' angefangen werden möcht', und beendigt, und kein Irrthum käm' dazwischen: da wären wir der Vollkommenheit schon näher; denn ich sag' apart: I r r t h u m! Mehr durch den Irrthum und durch's Vorurtheil g'schieht so viel Unheil in der Welt, als durch die beabsichtigte Bosheit, die im Grund' g'nommen rar is unter den Menschen. Gott sei Dank! der Teufel is nicht so mächtig, als man halt öfter glaubt. Er nimmt sich in Acht. — Also, meine Herren! Lassen wir den alten Gott regieren, wie er's zum Besten der Welt thut. Vergessen und verzeihen wir das Schlimme, was wir erfahren haben, und freuen wir uns über das Gute. Un's gibt halt noch viel Guts auf der Welt, sonst wär's 'en Herrgott seine Welt nicht. — Und wenn der selige Kaiser seine Laster g'habt hat; — na! so ist da oben für ihn ein Richterstuhl und wir hier unten schlagen auf unsre Brust und sagen: mea culpa, mea maxima culpa! Das heißt: Wir sein halt auch Sünder.

Und so wollen wir annehmen, daß der hochselige Herr weniger aus Haß als aus Irrthum, weniger aus Verachtung gegen einen andern Glauben, als aus Anhänglichkeit für seine Religion, weniger aus Ueberzeugung, als aus Unkenntniß gegen die Böhmen hart gehandelt hat. — Es hat jeder Mensch sein Unglück durchzumachen, und akurat so haben auch die Völker ihr Glück, und haben auch ihr Unglück durchzumachen. Und Böhmen, wenn's auch jetzt gedrückt und niedergetreten ist, kann schon einmal wieder glorreich aufstehen nnd sagen: Der Löw', der Löw, — meine Herren! das is ja Euer Vaterlandswappen! — is immer noch ein Löw' und hat seine Kraft schon wieder. Deswegen braucht's kein' Haß, kein' blutigen Krieg; und wenn ein guter gerechter Fürst kommt, so werden ihn die Böhmen halt auch lieben, wenn er g'rad nicht ganz gut böhmisch spricht; wie ich's halt auch nicht ordentlich erlernen kann, weil's gar so schwer ist." —

Der Fleischer lächelte, drückte dem Pater die Hand und rief halb im Rausche:

„Ja, bei allen — Heiligen, wollt' ich sagen; wenn Alle so dächten, wie wir, und das Herz so hätten: es gäb' nur Lieb' und Einigkeit auf der Welt. Der alte Herrgott nennt uns alle seine Kinder und ich — ich muß noch einen Krug trinken, noch einen, obgleich's über die Zahl; aber erstens Euch zu lieb, Pater, und dann, — dann weil's Bier gar so gut ist heut — und Du, Marinka, — lach' einmal, lach' Dirne! Du siehst noch einmal so hübsch aus, wenn Du lachst. — Das sagt Dir ein Ehemann, der auch eine hübsche Frau hat: darauf kannst Du Dir 'was einbilden."

„Ja," meinte der Pater, auf den Scherz eingehend, „die Madel'n sein pfiffig. Sie wissen, daß sie doppelt so schön ausschauen, wenn's lachen und mit den Augen so spitzbübisch zwinkern. Aber sie meinen halt, wenn's immer so thäten, könnten wir uns dran g'wöhnen und es wäre nichts Besonderes mehr,

d'rum halten's uns kurz und geben's uns wie eine Delicatesse auf den Speistisch." —

„Uebrigens," redete Hostal wieder ernst in diese Scherzrede hinein, „sagt man allgemein, daß unser neuer König, — und es hat auch den Anschein — viel milderen Gemüths ist, als sein Vater seliger; namentlich was die Toleranz betrifft: kein Jesuitenknecht. Er hat ein gutes Herz — und ein gutes Herz ist unter Menschen tausendmal mehr werth, als ein großer Geist; — wenn dieser auch öfter viel nützlicher ist und oft sehr nothwendig." —

„Wenn man halt mit den Herzen die Herzen regieren könnt'," erwiederte der Pater, „und immer die Herzen, und nicht wider den Verstand und seinen Hochmuth anstoßen müßt' —: so wär's halt schon hier eine vollkommene Welt."

Er erhob sich. —

„Gelobt sei Jesus Christus! meine Herren, — ich muß fort, hab' noch einen weiten Weg auf den Hradšin, und wir werden nach dem Segen noch in's Chor müssen, und das Miserere für den hochseligen Kaiser singen. Also in Lieb' und ohne alles Mißverständniß: gute Nacht, Ihr Herren und Freunde."

„Gute Nacht!" versetzten die Beiden, seine Hand schüttelnd, und Sojka fügte noch hinzu, als er sich entfernt:

„Er ist doch eine redliche, brave Seele, treu gegen sich und Andere, gerecht und sanft im Tadeln, und ein Herz voll von Liebe."

„Ja," bestätigte der Kürschner, — „er verdient ein Böhme zu sein."

„Du hast Recht; aber vor Allem ist er ein trefflicher Mensch und das ist auch genug. — Wollte Gott, alle Böhmen wären solche Menschen und diese Böhmen die ganze Menschheit."

Sie saßen noch geraume Zeit, dann trennten sie sich.

13.

Pater Xaver brachte am folgenden Morgen der Gräfin Terzky die Nachricht vom Ableben des Kaisers.

Sie war erschüttert bei dieser plötzlichen Kunde und verharrte lange im dumpfen Schweigen. Dann sagte sie mit feierlicher Betonung:

„Ferdinand! Du stehst jetzt vor Gott und wirst Rechenschaft geben müssen. Und wenn Du es nicht wußtest, wirst Du erfahren, daß Du ungerecht gerichtet. Du hast es wohl nicht geahnt, als Du das Bluturtheil unterschriebst, daß Du sobald folgen müßtest! — Wo ist nun Deine irdische Krone, Ferdinand! Du bald Staub und Moder wie sie, die Du vernichtet! — Amen!“

Sie wandte sich rasch zu Xaver:

„Sagt mir, Pater! War es nicht der letzte Großmeister der Templer, der aus dem Scheiterhaufen heraus Philipp den Schönen von Frankreich und den Papst zu einer bestimmten Frist vor Gottes Richterstuhl geladen? — Und sie mußten erscheinen.“

— „So erzählt es die Geschichte. Es war Jacob Molay, — und seine Voraussagung traf ein.“

„Ob es nicht vielleicht auch Albrecht's letzter Gedanke war, als die Mörderrotte in sein Schlafgemach brach, und im Namen des Kaisers die Hellebarde in seine Brust bohrte? In einem Momente mußte er das Ungeheure überblicken —: er starb schweigend; aber was er dachte!?

— — Sagt, Pater! Wie starb der Kaiser?“

„Nach kurzem Krankenlager, aber schwer.“

— „Also schwer? Es regte sich vielleicht der innerliche Mahner, der nichtzubeschwichtigende! Es muß etwas Gewaltiges sein mit einer solchen Todesstunde, wo das ganze vergangene Leben im Fluge, und doch scharf ausgeprägt, im Geiste vorüber-

geht und dieser, wie ein Wanderer, der auf der Höhe rastet, die Landschaft überschauend, den prüfenden Erinnerungsblick darüber wirft und hier und dort auftauchen sieht Wiege und Haus, Tisch und Garten, Saal, Prunkgemach, Altar und Kreuz. Wenn es dann pocht an die Brust und ruft: Dort, dort ist ein dunkler Fleck, den hast Du gemacht, — der ist nicht gut, der entstellt Dein Bild, und den kannst Du nicht mehr abwaschen! Und wenn dann Gestalten auftauchen vor dem innern Auge, das wir Erinnerung nennen, und sie sprechen aus hohlem, bleichem Munde: Du, wir sind nicht begraben, nicht versunken und vernichtet; wir haben nicht vergessen, auch wenn Du vergessen wolltest. Gib uns unser Recht, unser heiliges Recht heraus. Aber das vermagst Du nicht mehr und mit dem Unrecht belastet siehst Du hinunter zu uns, den Todten! Sieh! wird sind gerechter befunden worden, als Du! Und wenn dann die Seelenangst sich anklammert an das Dasein und stöhnt und fleht und wimmert: O noch einmal, noch einmal das Leben vom Anbeginn: ich will Alles anders, ich will es besser machen! Doch der Todesengel ruft: Vergebens, Deine Uhr ist abgelaufen! Ja, Pater Xaver! es muß etwas Schauerliches sein um die Todesstunde eines Schuldbeladenen. Glaubt Ihr nicht, daß tausend blutige Gestalten am Gesicht des Kaisers vorübergewandelt, ob er auch das Auge schloß und betete: Herr! laß es nur Nacht sein rings um mich!"

„Er ließ sich," berichtete der Jesuit, „in einem Klosterhabit begraben, — im Habit unsers Ordens."

„Er war Euch treu bis in den Tod, und in der Art, wie er gewaltet, — ist er Euch Dank schuldig. Ich bin ein Weib und verstehe mich nicht auf Gottesgelahrtheit und auf Eure theologischen Spitzfindigkeiten: mein Gott ist ziemlich menschlicher Natur und wohnt in meiner Brust; aber ich hasse Ferdinand noch im Tode und nach dem Tode, weil kein Herz in seinem Busen schlug, kein menschlich Herz, diese schöne Gabe des Him-

mels, sondern nur ein starrer, kalter, eiserner Wille, und weil er seinen treuesten Freund und Diener mit dem schwärzesten Undank gelohnt. — Wie klein und demüthig war er doch damals, als er den Herzog durch den Fürsten Eggenberg flehentlich bitten ließ, das Kommando wieder zu übernehmen! Wie war er ohne Armee, wie wankte sein Thron, wie lag er vergeblich hilfeflehend vor seinem Crucifix, das ihn ja damals in seiner höchsten Noth, als ihn die österreichischen Empörer in der Hofburg bedrängten, gerettet hatte! Und der Herzog schuf ihm die Armee, er reinigte seine Staaten vom Feinde, erfocht Sieg' auf Siege und in Wien athmete man freier und kein Lob und keine Schmeichelei war groß genug für den Herzog. — Aber als man in der Burg glaubte, jetzt sei das Schwierigste vollbracht, jetzt genüge es nur noch den Schlußstein zu setzen: — ein leichtes Werk! als man vermeinte, der Herzog könnte gar zu mächtig werden, als das Maß der schuldigen Dankbarkeit zu groß und darum zu lästig wurde; als man sich an das schriftliche Versprechen erinnerte, wornach man dem Herzog als Extracompens ein österreichisch Erbland versprochen: da wurde der Gläubiger, der so lange geborgt, mit einem Male lästig, da wurde er, dem man nicht zu befehlen hatte, mit einem Male ein Verräther, dessen man sich lebendig oder todt zu bemächtigen habe. — Freilich, — das Werk war vollbracht, eine siegreiche Armee auf den Beinen, — und jetzt genügte die Hand eines Knaben, die friedländische Schöpfung zu vollenden. — Ja, Hochwürdiger! Ferdinand hinterläßt eine blutige Spur in der Weltgeschichte, doch sproßt an ihrer Seite kein Lorbeer. Aber der Herzog, das kann ich mit Stolz sagen und es hebt mir mitten in unserm Elend die Brust, der Herzog hinterläßt die Fußtapfen eines Löwen, die er noch zum Schluß mit seinem Herzblut gefärbt. — Ja, es ist lächerlich, sie haben den Löwen getödtet, um seine Mähne dem jungen Erzherzog um die Schultern zu hängen. — Er ist

jetzt unser König! — Also der Kaiser starb schwer, — sagt Ihr?" —

„Seine ganze Hoffnung war zuletzt nur auf den Himmel gerichtet, und es tröstete ihn und verhieß ihm die Seligkeit, daß er in einem geistlichen Gewande sterben konnte."

— „Und diesen Mann nannte man einen großen Geist, weil er hartnäckig war. — In der Sterbestunde, wo er dem unbekannten Feind stehen mußte, vor dem ihn keine Meuchelmörder schützen, hüllt er sich in eine Mönchskutte."

„Auch Karl der Fünfte hat dies gethan."

— „Er war ein kranker Schwärmer, der am Irdischen verzweifelte. Keine solche Schuld belastete sein Gewissen, und er rang mit einer größern Zeit, als Ferdinand gerungen." —

„Gnädige Gräfin! wäre es nicht gerathen, jetzt, wo ein neuer, und wie man sagt, milderer Herrscher den Thron bestiegen, Schritte zu veranlassen, die Euch in den Wiederbesitz von einigen der Euch confiscirten Güter brächten? Sie sind noch nicht vertheilt, noch in den Händen des königlichen Fiscus. Was dem Grafen Adam von Terzky und Lipa gehörte, ist, — weil man ihn einen Verräther nannte, — freilich unwiederbringlich verloren, weil auch schon den Verschworenen von Eger zugetheilt." —

„Ich sollte um Gnade betteln," versetzte die Gräfin mit bitterer Geringschätzung, „da, wo ich — wär' ich eine Macht — mein Recht fordern könnte!? Ungerechtigkeit ist ihr eigener Richter. Wenn Ferdinand der Dritte nicht fühlt, daß er etwas gut zu machen habe, — so mag es bleiben, wie es ist."

„Ich meine, es bedarf nur Eures Auftretens unter den Lebendigen, der Geltendmachung Eurer Ansprüche — Frau Gräfin! — Man wird der Witwe Terzky's, der Schwägerin Wallenstein's, Achtung zollen. Das Grab deckt jetzt den Kaiser und den Herzog. Die Ueberlebenden richten milder."

— „Und was sollte ich damit? Ich verlange nicht mehr

nach Glanz und Hoheit; denn die alten Zeiten können doch nimmer wiederkehren. Soll ich ein neues Dasein beginnen? Vermöchte ich's? Und wenn ich's vermöchte, glaubt Ihr, daß ich es wollte? — Nein, nein! Zu trügerisch war jener Schein und unsre Hoheit weit entfernt von der Ahnung eines so nahen und tiefen Falles. — Wenn meine Sendung vollendet: verlange ich nichts, als ein Grab! Ein Grab bei den Meinigen: recht tief und still, — und das Vergessen: eigenes Vergessen und Vergessen-werden! Dann mag die Zeit über unserer Gruft ihr Rad rollen und das Schauspiel immer wiederkehren sehen, wie wir es an uns erlebt, wo Hoheit und Größe gebeugt wird, um am Bettelstab durch die Welt zu schleichen zur Augenweide für das höhnische Mitleid, und Niederträchtigkeit, Verrath und Raubsucht sich bläht im Prunkpalast und in goldenen Gewändern." —

„So jung, gnädige Frau, und Ihr wolltet schon verzichten?" —

— „Ich lebe nur noch für die Liebe meiner Kinder; denn Rafael, das wißt Ihr, muß ich meinen Sohn nennen."

„Und für diese gälte es, einen Theil jener Hoheit zu erretten."

— „Rafael bedarf meiner nicht; er ist reich, und wäre er arm: ich würde ihn beschwören, in den Stand der Niedrigkeit hinabzusteigen, wo Genügsamkeit allein Glück gewährt. — Und Bohumila kennt Ihr, Hochwürdiger! und wißt, daß ihr Sinn nicht nach Rang und Glanz strebt. Sie mag Rafael folgen in sein Vaterland und dort mit der Heimath auch die Erinnerungen der Heimath vergessen."

„Ob sie sich auch von Euch trennen wird — gnädigste Frau! und ob Ihr sie werdet missen können?"

— „Es wird einen harten Kampf kosten, vor dem ich selbst bebe; aber hier wie dort schiede mich doch die
ihr und dem Leben."

„Wenn es kein Opfer wäre, Ihr könntet ihnen auch ferner im Glücke Mutter sein und neu aufleben in ihrem Glücke."

— „Damit ich darin die Erinnerungen ewig wieder wachfände, die Erinnerungen an unsre Tage des Glückes, die ich einschläfern, begraben will."

„Lassen wir der Zukunft die Entscheidung, gnädigste Frau! Wie ich das Fäulein zu kennen glaube, läßt sie eher von ihrer Liebe und bricht mit eigener Hand ihr Herz, ehe sie von Euch sich trennt. Sie war unendlich stark im Gehorchen, aber das Fundament dieser Stärke ist doch nur die Liebe zu Euch, Frau Gräfin!"

— „Das weiß Gott!" versetzte mit einem tiefen Seufzer Frau von Terzky. —

„Es ist auch," fuhr der Pater in seinem Berichte fort, „der Graf Lorenzo Piccolomini aus Italien angekommen, der muthmaßliche Erbe des Fürsten und sein Stammhalter, seit Graf Sylvio wahnsinnig."

„Wie ist er?" fragte die Gräfin.

„Jung, ziemlich hübsch, eitel und anmaßend. Er weiß sich nicht zu finden in sein neues Glück, das ihn plötzlich aus einer verfallenen Villa und von den Schafen seines väterlichen Meierhofes zu solchem Glanz berufen. Er hatte bereits Zwistigkeiten mit mehreern unserer jungen Edelleute, und wenn vielleicht auch der Muth nicht seine starke Seite ist, so besitzt er doch die Kühnheit eines Zänkers und Raufboldes. Das Uebrige ergänzt der Hochmuth."

„Also übermüthig," sprach die Gräfin lauernd, „das paßt zu dem gestohlnen Range seines Oheims wohl; — ich möchte ihn wohl kennen lernen. Was wird es den Fürsten Octavio kümmern, daß ein Neffe, Sylvio, wahnwitzig geworden; er kann den Fürstenhut auf einen andern vererben. Also übermüthig der Knabe, der nichts gethan, der seine Sporen noch nicht ver-

dient und mit dem Verdienste geschmückt wird, das des Alten Lüge und Verrath erworben. Sollen wir ihn fühlen lassen, daß die Rachegeister noch fortwirken, die unsre geschändete Ehre rächen und dem Betrug die gleißnerische Larve abziehen wollen?"

— Seine Unbesonnenheit fürhrt ihn vielleicht selbst in's Unheil, oder uns in den Weg. — Uebrigens reift unser Plan mit Katharina. Buttler ist in Wien und dürfte, nun der Kaiser todt, wenn nicht gerade dieser Umstand dort seine Thätigkeit in Anspruch nimmt, bald zurückkehren. Er hat Ferdinand noch am Leben gefunden und neue Gnadenbeweise von ihm erhalten. Auch die Verbindung mit dem Fürsten hat der Monarch genehmigt. — Er kam noch zur rechten Zeit, um dem Kaiser, seinem Wohlthäter, die Augen zuzudrücken."

„Er hat sie auch," warf die Gräfin mit bittrem Hohne ein, „dem Herzog, seinem ersten Wohlthäter, zugedrückt; nur in anderer Art."

— „Hier überbot ein Wohlthäter den Andern! Der Emporkömmling dachte: Wer mehr gibt, der hat mich. — Es leidet keinen Zweifel, daß er unter dem neuen König sich behaupten, vielleicht noch höher steigen wird." —

„Dann rasch gehandelt, Hochwürdiger! Fassen wir ihn also an der Seite, wo er allein zugänglich ist. Nur dieser Schlag vermag ihn zu vernichten, sonst nichts. Diese gewaltige Natur überdauert viel! Wir stören den Plan seines Ehrgeizes und rauben ihm die Liebe seines Kindes. — Ob ihn dies wohl erschüttern mag?" —

„Der morgige Tag, gnädige Gräfin! soll uns Entscheidung bringen." —

Der Jesuit nahm Abschied und die Gräfin verlor sich in Gedanken. —

— Es war zu dieser Zeit noch ein spanischer Edelmann, Don Jose de Gerona, nach Prag gekommen. Eine Wunde,

mehr aber noch der Zorn über eine Zurücksetzung, die ihm von Seiten des Feldmarschall-Lieutenants Piccolomini widerfahren war, hatte ihn bewogen, die Armee zu verlassen. Er wollte über Prag nach Wien gehen, um wo möglich dort bei Hofe Beschwerde zu führen.

Bei seiner Durchreise besuchte er den Don Rafael als Landsmann, der ihn auch früher schon im Feldlager hatte kennen gelernet. Er wurde auf das Zuvorkommendste aufgenommen, und Rafael unterrichtete den Freund, soweit es Verhältnisse und Klugheit gestatteten, von seiner Lage und den Beweggründen, die ihn so lange in Prag festhielten. Die herzliche Aufforderung Rafael's bewog den Spanier länger, als er Anfangs beabsichtigt, in Prag zu verweilen.

Don Jose war eine wilde, ungebändigte Natur aus Biscaja; nahe bereits den Vierziger Jahren, sonnverbrannt, von fast maurischer Färbung, die ganze Gestalt lang, hager und wie ausgedörrt. So ernst, finster und gemessen sein äußeres Wesen schien, so glühte und tobte doch ein Vulkan von Leidenschaften in seinem Innern. Er war heftig bis zur Wuth, rachsüchtig wie ein Tiger; er vermochte sich zu beherrschen, aber er mochte es nur selten. — Dabei war er doch treu, aufopfernd, großmüthig gegen seine Freunde, die er einmal lieben gelernt; aber gegen den Feind schonungslos, unerbittlich. Mit größerer Mäßigung wäre er ein Held geworden; so taugte er nur — und das im vollen Maße — für einen Condottiere des Mittelalters. —

Wenige Tage nach seiner Ankunft besuchte er das Ballhaus Mičový dům, in der nach demselben genannten engen Gasse, die vom Bergstein nach dem Kohlmarkt zu führt; — dies war damals ein ansehnliches Gebäude mit einem ganz stattlichen und geräumigen Saal, wo sich die jungen Edelleute im Ballspiel übten, das damals ein moderner Zeitvertreib, und da es viele Geschicklichkeit erforderte, mit hohen Wetten verbunden war. —

Hier fand er auch den jungen Grafen Lorenzo Piccolomini, der ihm sofort auffallen mußte durch die Art und Weise, wie er seinen Uebermuth gegen den böhmischen Adel zur Schau trug. Diesen übte damals mehr oder weniger jeder Ausländer; denn Ferdinand selbst suchte bei jeder Gelegenheit die Böhmen durch Geringschätzung zu demüthigen, und ihm ahmten Diejenigen nach, die, um ihr Glück zu machen, in seine Dienste getreten waren und sich wie die Sieger einem besiegten, niedergelegten Volke gegenüber fühlten.

Es währte nicht lange, so gerieth der Spanier bei einer Tour mit dem Grafen Lorenzo in Wortwechsel.

Der Italiener wagte es sogar, über das Aussehen des Spaniers zu spotten und fragte ihn, wieviel Jahrhunderte er in den römischen Katakomben gelegen, und ob er schon vom Papst heilig gesprochen sei.

Die Folge davon war, daß der Spanier seinen Degen aus der Scheide riß; das Gleiche that Lorenzo, der viel auf seine Fertigkeit baute, und beide standen einander kampfbereit und wuthschnaubend gegenüber.

Aber sie wurden durch die Umstehenden getrennt; der Spanier fügte sich, als man ihm vorstellte, das Ballhaus sei gewissermaßen ein geheiligter Ort, wo kein Waffenkampf stattfinden dürfe, und wo er, der Ausländer, vor Allem das Gastrecht beobachten müsse.

Zähneknirschend nnd eine Drohung vor sich hinmurmelnd, verließ der Spanier den Saal. Haßte er bereits den Oheim, um wieviel mehr mußte er jetzt auch den Neffen hassen. — Zwei Piccolomini's hatten ihn an der Ehre gekränkt: das verlangte Rache, und eine Rache, wie sie nur der Charakter eines Don Jose gebären konnte. —

Als er dem Freunde sein Abenteuer erzählte, pries dieser den Umstand glücklich, daß der Zweikampf durch Vermittelung nicht stattgefunden habe.

„Denn," sagte er, „willst Du in Wien Gerechtigkeit suchen, so darfst Du dort nicht mit dem Blute eines Piccolomini bespritzt auftreten."

„Du meinst doch nicht," versetzte der Spanier wild, „ich vermöchte meine Rache aufzugeben? Das habe ich noch nie gethan. Aber gut, — es sei für geraume Zei; die Ungeduld wird ihr nur Nahrung geben, und finde ich in Wien kein Gehör, dann wird der Umstand sie zur Wuth steigern. Wie es auch sei: dieser Lorenzo darf mir nicht mehr in den Weg treten. Und habe ich erreicht, was ich bezwecke, so will ich schon auch auf meine Sicherheit besorgt sein. Ein erbämlicher, wälscher Marmottenführer wagt's, einen spanischen Edelmann zu beleidigen, der seine Abkunft bis zu den Königen von Leon hinaufführt!"

Als Rafael der Gräfin von diesem neuerlichen Vorfall erzählte, sagte sie triumphirend für sich: „Sein Verhängniß umschlingt ihn schon mit den Eisenarmen, und so Einen nach dem Andern: Alle — Alle!!"

14.

Katharina Buttler saß am Fenster in ihrem Gemache und beobachtete das Leben und Treiben auf dem großen altstädter Ringe.

Da ward ihr Pater Xaver gemeldet und willkommen geheißen.

Er war es allein, dem sie ihre halblauten Klagen, ihre Wünsche und Hoffnungen anzuvertrauen pflegte. Er war ihr Beichtiger, hatte ihr oft schon mit Rath und That beigestanden, und jetzt, wo das Grauen über Deveroux's schreckliches Ende gewichen, wußte sie ihm fast Dank, daß sie durch seine, wenn auch absichtslose Veranlassung von jenem verhaßten Ehebündnisse befreit worden war. Ihm auch gestand sie allein, daß nur der Gehorsam

gegen den Vater, die Furcht ihn zu kränken, sie bewegen könne, dem Fürsten Colalto ihre Hand zu reichen.

„Ich komme diesmal nicht allein, gnädigstes Fräulein," sagte der Jesuit, „eine arme Frau hat sich unter meinen Schutz begeben und bat um meine Fürsprache. Wollt Ihr sie hören?"

— „Ihr verpflichtet mich zum Danke," rief Katharina lebhaft, „wenn Ihr mir Gelegenheit gebt, Gutes zu thun. Laßt sie nur kommen — wenn ich ihr helfen kann, soll es gerne geschehen!"

„Ich weiß nicht genau, ob sie als Bittende kommt," versetzte der Pater, „sie sagt, sie habe Euch allein eine Mittheilung zu machen, etwas zu übergeben, das nur in Eure Hände gelangen dürfe; sie sei aus Amberg." —

„Aus Amberg!" rief erstaunt und freudig die junge Gräfin und eilte zur Thüre, „aus Amberg: da muß ich sie sprechen!" —

Und schüchtern und verlegen trat die uns bekannte Witwe Lehrbacher herein, die Schwester von Katharina's Mutter.

Erschreckt und verwundert starrte das junge Mädchen die Erscheinung eine geraume Zeit an, dann die Hand der Frau fassend, sagte sie:

„Um des Himmels willen! ist denn das ein Traum, oder ihr Geist, — diese Aehnlichkeit; — seid Ihr — wäre es möglich — die todte Lehrbacher, die mir Mutter war, nein —"

„Ich bin es selbst, mein gnädiges Fräulein," versetzte die Frau zitternd und suchte die Hand der Gräfin zu küssen: „ich bin ja nicht todt; ich lebe noch und freue mich, Euch zu sehen, wie Ihr so groß und schön geworden."

„O nenne mich Du — Du warst ja auch meine Mutter! Aber wie ist denn das Alles möglich? Soll ich an ein Wunder glauben?"

— „Ach, mein Fräulein," versetzte die Lehrbacher unter Thränen, „Ihr seid ja die Tochter meiner leiblichen, seligen Schwester, und als ich Euch Eurem Herrn Vater, dem Grafen

brachte, weil ich nicht mehr im Stande war, Euch zu ernähren, — da — ach! Ihr müßt mich nicht verrathen! — beschenkte er mich zwar reichlich, aber er machte es zur Bedingung, daß ich sofort nach Amberg zurückkehren und Euch und Niemand hier ein Lebenszeichen mehr geben sollte. Das mußte ich ihm angeloben; denn freilich! — Ihr wurdet ja eine Gräfin, und ich war nur ein armes Weib niederen Standes."

„Das konnte er thun? Die einzige Verwandte von mir losreißen und mich durch ihre falsche Todesnachricht täuschen?" sagte Katharina und ihre Wangen erblaßten. Dabei blickte sie zugleich nach Pater Xaver fragend hin, der entfernt im dritten Fenster lehnte, und, als schenke er bescheidentlich der Unterhaltung der beiden Frauen durchaus keine neugierige Aufmerksamkeit, nach dem Markt blickte.

„Ach, mein gutes Kind, mein Fräulein," fuhr die Lehrbacher geschwätzig fort, „der Rang unterscheidet gar viel im Leben, und das kommt schon vor, daß sich die reichen Verwandten der armen schämen. Ich habe mich unter tausend Thränen von Euch getrennt; denn Ihr wart ja meiner Schwester Kind, ihr theuerstes Unterpfand, das sie mir auf dem Todtenbette anvertraut. — Aber durfte ich denn Eurem Glücke im Wege sein!? Der Graf befahl mir und ich mußte gehorchen. — Er hat mich reich belohnt, — das muß ich ihm ehrlich nachsagen. — Aber gutmüthig, wie ich bin, habe ich das Geld an schlechte Leute verborgt, und als die Schweden das vorletzte Mal in Amberg waren, haben sie mich rein ausgeplündert, so daß ich beinahe wieder an den Bettelstab gekommen bin."

„Und warum habt Ihr Euch nicht, da Ihr meinen Aufenthalt kanntet, an mich gewendet, Eure nächste Verwandte?"

— „Du lieber Himmel! ich fürchtete den Herrn Grafen, der mir mit seinem Zorn gedroht, wenn ich wieder kommen würde, und dann war ich ihm ja auch Dank und Gehorsam für

sein Geschenk schuldig. — Ach! ich hätte es ja auch heute nicht gewagt, wenn ich nicht eine Pflicht gegen meine todte Schwester zu erfüllen hätte; und den Willen der Sterbenden muß man heilig halten. — Ich habe nämlich der guten Katharina auf dem Sterbebette geloben müssen, ihrer Tochter, wenn sie achtzehn Jahr alt sein würde, diesen versiegelten Brief, diese Locke, diesen Ring und dieses silberne Kreuz, welches die Mutter in der Todesstunde getragen, zu übergeben. — Und das mußte ich denn freilich ausrichten, und was die Liebesgaben der guten Schwester und Mutter zu bedeuten haben, das wird wohl der Brief enthalten. — Der gnädige Herr Graf wird zwar gewaltig zürnen; aber ich konnte mir nicht anders helfen und das verwandtschaftliche Blut läßt sich nicht verläugnen."

Katharina bemächtigte sich mit Hast der angebotenen Gegenstände, eilte in's Fenster und öffnete den Brief. Ein Ducaten, Wallensteinischen Gepräges, fiel heraus; es war dies einer jener Ducaten, die damals Buttler im Lager auf eine so herzlose Weise der Katharina Fahrbacher als Almosen hatte reichen lassen.

Das junge Mädchen las mit fliegender Hast den Inhalt des ziemlich langen und ausführlichen Schreibens; sie wurde immer bleicher während dessen, und als sie die letzte Seite umgeschlagen, neigte sie den Kopf über ihre Arme und schluchzte laut. —

Pater Xaver gab der Lehrbacher einen Wink, sich ruhig zu verhalten und die junge Gräfin in ihrem Schmerze nicht zu stören.

Der Brief enthielt die ganze Lebensgeschichte der Katharina Fahrbacher, wie wir dieselbe bereits kennen, er gab der Tochter Auskunft über ihre Herkunft, berichtete von der schmachvollen Hartherzigkeit ihres Vaters, von ihrem Elend und ihrem frühzeitig nahenden Tode, er sprach die tiefste Verachtung gegen Buttler's Charakter aus und schloß mit den Worten:

„Solltest Du mein geliebtes, in Schmerzen verlassenes Kind jemals im Leben Deinen Vater wiedersehen, dann stelle ihm den kupfernen Ring und den einen Ducaten seines schmachvollen Almosens wieder zurück. Leider zwang mich die Noth, den andern zu benutzen, aber von dieser seiner Bettlergabe habe ich mich doch nicht ganz trennen können, trotz der herbsten Entbehrungen, damit sie einst in Deiner Hand zeuge gegen ihn. Nicht rühren sollst Du ihn dadurch, meine Tochter! sondern beschämen. Und hast Du es gethan, so fliehe ihn mit Verachtung. Sollte er Dir, wenn dereinst sein Gewissen schlägt, auch Schätze bieten wollen, so wende Dich ab und bettle lieber vor fremder Leute Thüren das Brot, ehe Du eine Gabe von ihm empfängst. Das bist Du Deiner tief gekränkten Mutter schuldig, die er unbarmherzig frühzeitig in den Tod getrieben. Ich habe nichts als meinen Segen, Du armes Kind; ich kann Dir nicht einmal einen Vater hinterlassen; aber besser eine Waise, eine Fremde und Verstoß'ne in der Welt, als die Tochter eines solchen Vaters. Vor Gottes Richterstuhle werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen; aber in einer schönern Welt, wo die Tugend belohnt wird, sehen wir uns wieder, mein geliebtes Kind; denn mir verkündigt es eine Ahnung, Du wirst fromm und gut sein."

„So habe ich nichts mehr auf dieser Welt," sagte für sich weinend das Mädchen, „als meinen Heiland und die Jungfrau und meine einsame Klosterzelle. Doch das ist ja Alles, Alles und schließt mein Glück in sich." —

Sie raffte sich empor, sie hatte einen großen Entschluß gefaßt: die Entscheidung über ihr Leben. —

Sie warf sich an die Brust der Lehrbacher, indem sie sagte: „O habt Dank, meine theure, zweite Mutter! selbst für den Schmerz, den mir Eure Botschaft brachte. Ist er doch ein heiliges Angedenken meiner Mutter, meiner armen in Leiden und Entbehrungen so früh verblühten Mutter. Und dieser Brief zeichnet

mir die Lebensbahn vor, die ich von nun an zu wandeln habe, und die Worte der theuren Geschiedenen werden mir Kraft geben, das Alles zu vollbringen, was ich vollbringen muß. — Freilich, meine theure Verwandte, ist Eures Bleibens nicht länger hier, — denn auch ich werde scheiden. Fragt nicht wohin? ich werde gut aufgehoben, ich werde glücklich sein. — Heut noch sollt Ihr bleiben, denn der Vater kehrt vielleicht erst später zurück, — und sollt mir recht viel von meiner Mutter erzählen, die ich ja nie gekannt, damit ich mir ein lebendiges Bild von ihr, dieser schmerzhaften Dulderin, entwerfe und meine Einsamkeit damit ausschmücke. — Ihr werdet — denn in der That, mein Vater dürfte zürnen über diese Entdeckung! — nach Amberg zurückkehren; ich werde Euch von meinem Reichthum mittheilen, den ich leider nicht selbst verdient, von dem ich aber in eitlem Vergnügen geschwelgt, während meine Mutter darbte; — Ihr sollt die Noth ferner nicht mehr kennen, nur mir ein liebendes Angedenken bewahren."

Sie trat wieder zum Fenster zurück und sagte, ihre Thränen trocknend leise für sich: „Ich sollte eine Fürstin werden und in Glanz und Hoheit mich bewegen, und meine Mutter haben so jung und früh Noth und Kummer getödtet. — Nein! die Ahnung über meinen Beruf hat mich nicht betrogen. Was soll ich Dem Vaterliebe heucheln, den ich nicht mehr zu lieben vermag, ja auch nicht mehr zu ehren. Wohl weiß ich, daß er mich schmerzhaft missen wird, denn ich soll ja seinem Ehrgeiz dienen, und — er liebt mich auch, ich glaube es, er liebt mich; aber — hat er denn," setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „je meine Mutter gemißt, als er sie verstoßen? Und er hatte sie doch auch geliebt. — Es ist entschieden, ich vollende es!"

Der Kammerdiener trat in diesem Augenblick herein und übergab der Gräfin einen Brief, den so eben ein Courier aus Wien überbracht.

Buttler schrieb, der plötzliche Tod des Kaisers nöthige ihn, noch vierzehn Tage in Wien zu bleiben, dann wolle er aber auf Sturmesflügeln nach Prag zu seinem heißgeliebten Kinde eilen; die allerhöchste Genehmigung zu Katharina's Verbindung mit dem Fürsten sei erlangt und alle Vorbereitungen getroffen; mit ihm zugleich würde auch der Fürst kommen. Das Beilager selbst sollte in Prag gefeiert werden."

Bitter lächelnd legte das Mädchen den Brief auf den Tisch und sagte zu sich: „Vierzehn Tage — so habe ich noch zehn Tage Zeit, — und in dieser Frist kann Alles vollbracht sein." —

„Laßt meinen Wagen vorfahren," gebot sie dem Diener, dann wandte sie sich zu Pater Xaver:

„Hochwürdiger! Ihr müßt so gefällig sein und mich zu Seiner Gnaden dem Fürsten Erzbischof geleiten."

— „Darf ich, gnädiges Fräulein! Eure Absicht wissen?"

„Alles, Alles sollt Ihr erfahren, mein väterlicher Freund, denn ohne Euch werde ich keinen entscheidenden Schritt wagen. Ihr werdet erkennen, daß ich erst nach harter Prüfung meine Beschlüsse gefaßt."

Sie wandte sich zur Lehrbacher.

„Ich muß Euch jetzt auf kurze Zeit verlassen; laßt es Euch daher inzwischen allein gefallen, meine Dienerinnen werden zu Eurem Befehle sein."

Sie klingelte und ließ der alten Frau ihr Zimmer anweisen; dann trat sie rasch auf Xaver zu, faßte seine Hand, preßte diese heftig und brach vom Neuen in Thränen aus.

„Meine arme, schmerzgeprüfte Tochter!" sagte Xaver mit Salbung, „ich ahne, was in Eurer Seele vorgeht, obgleich mir noch nicht Alles ganz klar, und Eure gewaltige Bewegung mir nicht geeignet scheint zu einem entscheiden den Entschlusse."

„Hier!" versetzte sie und gab ihm den Brief ihrer Mutter,

„les't — ich habe ja kein Geheimniß vor Euch. — Beim ewigen Gott: ich kann nicht anders!"

Nachdem Xaver gelesen, faltete er mit einem tiefen Seufzer die Blätter wieder zusammen, dann fragte er:

„Und der Herr Graf, Euer Vater? Er liebt Euch so überschwänglich, Ihr seid sein Stolz, seine Zukunft! Wie wird er's ertragen?"

„Gott verzeihe mir die Sünde," versetzte das Mädchen tonlos, „ich kann ihn nicht mehr lieben, ich vermag es nicht. — Ja, Hochwürdiger! Ihr habt das rechte Wort gewählt: Ich bin sein Stolz, weiter nichts. Wäre ich häßlich, entstellt, krüppelhaft: weiß der Himmel, ob er mich als sein Kind anerkannt hätte. — Doch sprechen wir nicht weiter von dem, wessen sein Herz fähig oder nicht fähig ist: er ist doch mein Vater, und ich — ich sehe nichts als die ungetrockneten Kummerthränen meiner Mutter. — Darum, theuerster Freund! seid mir behilflich, den Frieden zu finden, den mir die Erde allein noch gewähren kann. O gewiß, — ich bringe kein Opfer, ich kehre zu einem Glücke zurück, nach welchem ich mich ja oft gesehnt. — Wohl, Pater, — und vor Euch sei jede Falte meines Herzens offenbar — wohl habe ich geträumt von Männerliebe, ich habe von mancher Freundin erfahren, wie sie beglücke, wenn Seele sich zur Seele findet, und selbst eine Nonne erschloß mir ihre Brust, die ihrer Neigung Glück und Weh, nachdem ihr der Tod den Theuren geraubt, in der dunklen Klosterzelle begraben —, ich habe daran gedacht, davon geschwärmt, wenn mir ein Bild entgegenträte, das den Pulsschlag meiner Seele erbeben macht, wenn ich frei wählen dürfte: aber, da ward mir erst Deveroux aufgedrungen und jetzt der greise Fürst Colalto. — Ich soll ein Opfer bringen. Für meine Mutter hätte ich dies und noch ein härteres gerne gebracht; aber jetzt — für wen? — Was mir des Vaters Güte als Eigenthum gegeben, darüber kann ich, ohne mir untreu zu

werden, verfügen. Eurem Orden gehört das Gut Bokenic im Bunzlauer Kreise, womit er mich an meinem letzten Namenstage beschenkt. Ein Anderes erhält das Karmeliterkloster und was ich sonst noch besitze, soll meiner Verwandten Lehrbacher anheimfallen, damit sie bis an ihr Lebensende vor Mangel geschützt sei. Ihr werdet dafür sorgen, daß es bestimmt in ihre Hände komme. Ich bin achtzehn Jahre alt und darf daher über mein Besitzthum verfügen. — Ich werde diesen meinen letzten Willen niederschreiben und das Document in Eure Hände legen. Wie ich den Grafen — meinen Vater — kenne, so wird er mir und Euch in allen diesen Verfügungen kein Hinderniß in den Weg legen." —

„Wenn aber sein Dazwischentreten, gnädiges Fräulein! Euren Entschluß unmöglich macht?"

— „Darum will ich ihm zuvorkommen, und Alles soll schon vollbracht sein, wenn er zurückkehrt. — Nein, er soll mich daran nicht zu hindern vermögen: ich gehöre von da der Kirche an, und nicht ihm."

„Ihr werdet so gütig sein, mein Fräulein! dem Herrn Grafen, Eurem Vater gegenüber, mir zu bezeugen, daß ich an dieser unseligen Enthüllung schuldlos bin. — Hätte ich von der Bedeutung dieses Schreibens, von der Sendung dieser Frau Kenntniß gehabt: ich hätte vielleicht Beides unterdrückt, um des Grafen willen, und dann, weil Euch Schmerz verursacht worden ist. Wir sind oft glücklicher, wenn wir nicht wissen!" —

„Es ist so besser, Hochwürdiger! Meine Seele ist beruhigt, nun ich weiß, daß ich nichts Schlimmes mehr zu erfahren habe. Und für Euch seid unbesorgt; meine Verwandte hätte auch ohne Eure Bevorwortung, blos durch Nennung ihres Namens, den Weg zu mir gefunden. So standet Ihr mir doch sogleich troststreich zur Seite. — Der Wagen ist vorgefahren. — Eilen wir." —

— Der Fürst Erzbischof von Prag ertheilte der Gräfin Katharina Buttler, da sie großjährig und bei dem Umstande, daß sie sich schon mehrere Jahre vorher in einem Kloster den geistlichen Uebungen unterzogen, die apostolische Erlaubniß, das Gelübde sogleich ablegen und den Schleier nehmen zu dürfen. Er selbst versprach der Ceremonie ihrer Einweihung zu assistiren.

— Nach einer langen Unterredung, die sie mit dem Kirchenfürsten gepflogen und in Folge welcher er ihren Beruf sowohl, wie ihren unabänderlichen Entschluß hatte kennen gelernt, kehrte sie in das Vorzimmer zurück, wo Pater Xaver sie erwartete.

„Es ist vollbracht,“ sagte sie mit leiser Stimme zu ihm, aber mit dem Ausdruck vollständiger Resignation.

Er geleitete sie im Wagen wieder in die Altstadt hinüber, dann kehrte er in das Clementinum zurück, um seinen geistlichen Oberen den schuldigen Bericht über den Erfolg seiner Handlungsweise und namentlich über die geschehene Schenkung des schönen und einträglichen Gutes der Gräfin abzustatten.

Den Nachmittag verbrachte Katharina allein mit der Lehrbacher. Diese mußte ihr von der Mutter und aus den ersten Jahren ihrer Kinderzeit Ausführliches erzählen. Mit tiefer Rührung und oft unter Thränen versenkte sich das junge Mädchen in ihre düstre und doch so wehmüthig reizende Vergangenheit.

Dann schrieb sie bis lange nach Mitternacht. Ein Brief war an den Vater gerichtet und diesem das Schreiben ihrer Mutter, nebst der Münze und dem Kupferringe beigelegt. Das silberne Kreuz und die Locke behielt sie als theures Angedenken. Kein unzartes Wort entfloß ihrer Feder, den durch ihre Lossagung Gebeugten noch tiefer zu beugen. Sie schloß mit den Worten:

„Ich bin in dieser Welt ohne Liebe; meine Liebe ruht begraben bei meiner Mutter. Ich kann Dich nicht täuschen, mein Vater! ich vermag nicht zu heucheln; ich tauge nicht für Deinen Glanz. Ich folge dem innern Rufe; meine Welt ist von nun die

stille Klosterzelle. Dort werde ich zu Gott und zur Mutter beten. Auch für Dich. Versöhnt sehen wir uns Alle in einer lichteren, reineren Welt wieder. Dem Fürsten Dank für die Ehre, die er mir zugedacht. Ich bin und bleibe Gottesbraut. — Deine Liebe, die Du mir so unzweifelhaft bewiesen, wird es gestatten, daß die Schenkungen, welche ich gemacht, nach meinem Willen vollstreckt werden, auch wirst Du den treuen Dienerinnen dasjenige gewähren, was ich an Schmuck und Kleidern ihnen bestimmt.“ —

Am folgenden Tage nahm sie rührenden Abschied von der Fahrbacher, nachdem sie durch ein überreiches Geschenk, dessen Verwaltung dem Pater Xaver anvertraut wurde, ihre Zukunft sicher gestellt; die alte Frau eilte, nach einem kurzen Besuch bei dem Jesuiten, Prag zu verlassen; die Furcht vor dem Grafen und die Sehnsucht nach ihrer Heimath trieb sie.

Drei Tage noch waltete, schmerzbetrübt zwar, doch still und ergeben, Katharina in den schönen Räumen, die ihr Vater ihr so glänzend ausgeschmückt, ohne daß sie sich jemals darin heimisch gefühlt, wenn auch ein und der andere Gegenstand ihr lieb geworden.

Am Abend des vierten trennte sie sich unter Thränen von ihnen.

Pater Xaver erschien, um sie abzuholen; er geleitete sie in das Ursulinerkloster, dessen Oberin von ihrem Beschlusse und der Genehmigung des Erzbischofs bereits unterrichtet war.

Niemand von der Dienerschaft ahnte ihren Schritt. Sie trug ihnen blos auf, dem Vater, wenn er zurückgekehrt, zu sagen, sie habe einen längeren Besuch bei den Ursulinerinnen gemacht, und ihm das Packet zu übergeben, welches für ihn bestimmt war.

Da Katharina oftmals längere Zeit bei den Ursulinerinnen zugebracht, so fand man in diesem neuerlichen Besuche nichts Auffallendes.

Im Kloster angekommen sank Katharina laut schluchzend der Fürstin Aebtissin in die Arme, sie begrüßte ehre ehemaligen Gespielinnen, die sich um sie sammelten, mit den Worten: „Nun

bin ich für immer die Eurige!“ dann dankte sie dem Pater Xaver, beschwor ihn, ihren Vater zu trösten, und bat ihn um seinen Segen.

Einen Augenblick später schloß sich hinter ihr die innere Klosterpforte. —

— Pater Xaver gieng von da zur Gräfin Terzky.

Am folgenden Morgen um zehn Uhr läuteten sämmtliche Glocken von den zwei uralten, mit Steinplatten gedeckten Thürmen der Georgskirche. Das Volk strömte in das Gotteshaus und mit Verwunderung und Staunen erfuhr und erzählte Jedermann, daß die schöne, mildthätige Tochter des Grafen Buttler so eben den Schleier nehme.

Die Nonnen waren im Chor versammelt, die Kirche gedrängt voll, die Orgel brauste das „Veni Sancte Spiritus,“ der Erzbischof in Pontificalibus celebrirte das Hochamt und wenige Augenblicke nachher fiel von seiner Hand unter der Scheere das schöne dunkle Haar Katharina's auf die Altarstufen, und der schwarze Schleier bedeckte ihr geisterhaft bleiches Angesicht.

„Der ist gewiß das Herz gebrochen,“ sagten die jungen Mädchen aus dem Volke und wischten die Thänen aus ihren Augen.

„So jung, so schön und reich,“ sagten Andere, — „sie muß dennoch namenlos unglücklich sein.“ —

Auch Pater Xaver verließ mit dem herausströmenden Volke die Kirche.

Nach der ersten Bestürzung schickte Buttler's Haushofmeister einen Courier mit dieser merkwürdigen Nachricht nach Wien.

Aber der Graf war schon auf dem Wege nach Prag.

15.

„Es ist vollbracht," sagte Pater Xaver, bei der Gräfin Terzky eintretend, „noch hallen die Glocken von den Thürmen der Georgskirche der neuen Gottesbraut zur Feier. Die allgemeine Theilnahme gab sich in Thränen und Gebeten kund. So jung, so schön, sagten sie, und schon der Welt abgestorben. Mich selbst übermannte die Rührung, denn sie war so unedlich edel und gut, ganz das Widerspiel des Vaters, und ertrug mit heldenmüthiger Kraft den furchtbaren Schlag. — Aber sie hat ihren Frieden gefunden und dort eine Welt, die mit der in ihrem Innern harmonisch zusammenklingt."

— „Wie auch ich im Dunkel einer Klosterzelle meinen Frieden finden werde — und vielleicht nicht, — so lange dieses Herz schlägt und sein Gedächtniß hat," versetzte dumpf die Gräfin, — dann sich von diesem Gedanken losreißend, wandte sie sich zu dem Jesuiten:

„Wenn aber Buttler zurückkehrt; er wird Himmel und Erde in Bewegung letzen, sein Kind, die Braut des Fürsten Colalto, deren Ehebündiß ein sterbender Kaiser gesegnet, dem Kloster wieder zu entreißen."

„Und vergebens," fiel Xaver lächelnd ein, „die Kirche gibt keinen heraus, der ihr einmal zugeschworen. Selbst der Machtspruch des Papstes vermöchte dieses vielleicht nicht, oder wenigstens würde eine solche Bemühung des Grafen eine vergebene sein. Es haben in früherer Zeit wohl einige heilige Väter bei königlichen Prinzessinen, da wo es sich um die Erbfolge und das Heil der Christenheit und der von Gott eingesetzten Herrscherhäupter handelt, wenige Ausnahmen gemacht und das kirchliche Gelübde gelöst. Wie vermöchte jetzt ein kaiserlicher General einen ähnlichen Anspruch mit Erfolg zu erheben? Zudem hat Katharina freiwillig den Schleier gewählt und wird das Kloster nicht verlassen wollen.

Welche Macht der Erde könnte sie zwingen, da die Kirche hier in ihrem Gebiete allmächtig ist? — Und Graf Buttler wird wohl auf sein Kind verzichten müssen, da er erfährt, daß er der Tochter Liebe nicht mehr besitzt, da ihn Scham über das Vergangene ihr gegenüber niederdrücken muß. Darauf ist er sicher nicht gerüstet, daß die Frevelthat, welche er an der Mutter begangen, an den Tag kommen, daß sie seiner geliebten Katharina bekannt werden würde." —

„Ja, —" rief die Gräfin freudig, „ich hoffe, dieser Streich wird ihn treffen in's innere Mark. Fürst Colalto, zurückgesetzt und gekränkt, muß sein Feind werden; man wird allgemein sprechen, das junge Mädchen habe sich in das Kloster geflüchtet, um dem ihr aufgedrungenen Ehebündniß zu entfliehen. Der allgemeine Haß wird sich gegen Buttler kehren und der Fürst und all die Seinigen werden die Ehrenkränkung eines edlen Hauses nicht ungerächt tragen. — Doch ich habe Euch noch etwas zu verkündigen, Hochwürdiger! — Graf Lorenzo Piccolomini, der meine Bohumila gesehen, verfolgt sie, sein Herz scheint gezündet zu haben. Diese beiden Piccolomini's sind meinem Kinde gegenüber wie Nachtschmetterlige, die mit trübem Blick um die Flamme gaukeln, bis sie sich versengen und elendiglich enden müssen. — Sollen wir ein ähnliches mit ihm beginnen, wie mit Scipio? Meine Bohumila ist jetzt gerüstet, sie liebt und wird geliebt und ist sicher im Besitze. An ihrer Bereitwilligkeit wird es nicht fehlen, und auch Rafael muß seine Hand bieten, um Einen von dem feindlichen Geschlechte zu vernichten."

— „Vielleicht später, gnädige Frau. Der junge, zügellose Mann stürzt sich wohl selbst in's Verderben. Er ist in Prag vom Adel allgemein gehaßt; eine Keckheit, eine Zudringlichkeit gegen das Fräulein, gegen eine Dame, dürfte den Haß zur Erbitterung steigern."

„Dem setzte ich mein Kind nicht gerne aus. Ihr sagt immer:

Später, später! als wäre meine Zukunft so weit und meine Geduld unermeßlich. — Rafael drängt, er verlangt Bohumila's Hand, er will in sein Vaterland mit ihr ziehen. Und ich sehe die von der Liebesschwärmerei abgehärmten Wangen Bohumila's, die nach dem Besitze des Geliebten schmachtet und vor der nächsten Stunde bangt, die ihr ihn wieder entreißen könnte. — Noch aber lebt Buttler und wir wissen nicht, ob ihn der Schlag vernichtet; noch lebt Leßly in Glanz und Ehren und erkämpft Ruhm in Ungarn. Mac Fergus hat keine Nachricht gegeben über die Erfolge seiner Sendung und seiner persönlichen Racheluſt. Ihr seht, Pater, daß ich noch lange nicht fertig bin, daß noch manches zu vollbringen ist."

„So wollt Ihr, gnädigste Frau! das Fräulein nach Spanien ziehen lassen mit Don Rafael, — Ihr seid fest entschlossen —?"

— „Noch ahnen sie es nicht, daß wir werden scheiden müssen. Was soll vor der Zeit ihren Hoffnungshimmel trüben? Ich selbst muß gestehen, daß ich so weit als möglich diese Trennung hinausschieben möchte."

„Vielleicht wird es anders kommen, gnädige Frau! Denn in einem fremden Lande und im Anschauen des Glückes Eurer Kinder dürftet Ihr leichter der grauenhaften Erinnerungen vergessen."

„Nein, Pater Xaver! es ist fest beschlossen, die strenge Regel der Karmeliterinnen nimmt mich auf für die wenigen Tage meines Erdendaseins; denn ich ahne es, es werden deren nur wenige sein. Es wird einen gewaltigen Kampf kosten, mich von Bohumila loszureißen und von Rafael; aber dies Herz hat schon andere Siege erkämpft, es ist daran gewöhnt zu bluten. Lassen wir das, bis die unabweisbare Stunde der Erfüllung kommt. Ich werde auf Mittel sinnen, meinem Kinde den Abschied zu erleichtern." —

„Ich habe noch zu berichten," nahm Xaver das Wort, „daß der Jude Löw auf die Sequestration der Güter des Grafen Leßly

angetragen und daß das Landrecht seine Forderungen geprüft, richtig gefunden und die Beschlagnahme für zulässig erklärt hat. — Ich habe nicht unterlassen, diese Nachricht den Gliedern der gräflichen Familie Dietrichstein durch die dritte Hand zu hinterbringen. — Der Eindruck soll ein außerordentlicher gewesen sein. Die junge Gräfin brach in Thränen aus und sagte sich laut los von diesem Ehebündniß, das ohnehin nicht ein Ergebniß ihrer Neigung wäre."

„So hätte bereits," rief Frau von Terzky mit freudestrahlenden Blicken, „ein Pfeil getroffen. Nun mag nur auch Mac Fergus nicht länger säumen; er mag handeln!"

— „Ich habe," fuhr Xaver fort, „bevor noch der Ausspruch des Landrechtes Jemandem bekannt geworden, einen Eilboten nach Ungarn an unsern Verbündeten, den Schotten, abgesandt, habe ihm bündig die Sachlage geschrieben und ihm aufgetragen, diese Nachricht nicht nur unter der Armee zu verbreiten, sondern sie auch dem Grafen schonungslos in einer Stunde, wo es ihm am empfindlichsten sein dürfte, mitzutheilen. Vielleicht bringt dies auch eine Wirkung hervor."

„Vortrefflich, Pater! so ist's gut eingeleitet, und auf den Schotten können wir bauen."

„Oh, er vertritt sich selbst in dieser Sache und wird nicht fehlschlagen, wo er treffen will."

16.

Es war am 21. Mai desselben Jahres, als König Ferdinand der Dritte nach Prag kam.

Er versammelte hier die mit ihm verbündeten Fürsten, um mit ihnen über die Fortsetzung des schwedischen Krieges zu berathschlagen.

Man war allgemein der Meinung, Deutschland würde innerlich zum Frieden wieder zurückkehren, wenn erst die Einmengung und die durch die Protestanten hervorgerufene Suprematie jener Ausländer — der Schweden — beseitigt wäre. Denn die nordischen Gäste hatten längst aufgehört Gäste zu sein, sie wurden die Bedränger ihrer Schützlinge.

Man weiß nicht, ob es Gustav Adolf's Absicht war, das protestantische Deutschland für Schweden zu erobern und so ein großes nordisches Reich zu stiften, aber seine Generale, die Nachfolger im Kommando, strebten ohne Zweifel dahin, ihrer jungen Königin Christine wenigstens den halben Reichsadler in das Wappen zu flechten.

Obgleich nun Bernhard von Weimar mit den Schweden bei Rheinfelden gesiegt, und einige Monate später, nach dem Treffen bei Breisach, Breisach selbst erobert hatte, so war doch die Macht der Schweden in Deutschland gebrochen, denn nicht wie die deutschen Völker vermochten sie sich durch Anwerbungen zu ergänzen, sondern sie mußten die nöthige Mannschaft aus ihrer dünnbevölkerten Heimath herbeischaffen. Dienten auch zwanzigtausend protestantische Böhmen unter den Schweden, so waren doch diese, wie die Hauptarmee jener, seit dem Jahre 1630 mehr als decimirt.

Deshalb beschloß endlich Kaiser Ferdinand, im Verein mit den ihm ergebenen oder neu vorsöhnten Fürsten, den Krieg gegen die Schweden, die nun selbst der protestantischen Partei mehr als Dränger, denn Helfer erschienen, forzusetzen. —

Der Schwede sollte in Deutschland ferner nicht herrschen. Ihren Zwiespalt wollten die Deutschen ohne fremde Einmengung unter sich ausgleichen, das deutsche Kaiserreich sollte nicht eine eroberte Provinz Schwedens werden, und Christine, die achtzehnjährige Königin, voll Launen und Wissenschaft, voll Talent und Bizarrerie, nicht die deutsche Kaiserkrone, wenn auch zur Hälfte

tragen, die bis jetzt das Haupt der Sachsenfürsten, der Hohenstaufen, der Habsburger ruhmreich geschmückt. —

— Die Völker stöhnten und ächzten bereits unter diesem furchtbaren Kriegesdruck. Aber, war ihnen denn eine hellere Aussicht, eine bessere Zukunft beschieden unter der Fremdherrschaft, die jetzt und immer die Rolle der Besieger und Eroberer, so gegen Freund, wie gegen Feind gespielt haben würde!?

Deutschland hat immer verloren, ist stets gedemüthigt und geknechtet worden, wenn es sich den Fremden in die Arme warf, wenn es ihnen seine Arme lieh. Nur in seiner Beständigkeit, in seiner Einigkeit war sein Heil. Jene Heereszüge der Kaiser nach Italien, um dort ihre undeutschen Erbschaften zu behaupten, vergeudeten auf Jahrhunderte hin die Kraft Deutschlands.

Und die unnatürlichen Eroberungen jenseits der Alpen mußten doch aufgegeben werden. Papst und Volk Italiens widersetzten sich fanatisch dem nordischen Elemente, und wenn den deutschen Heeren auch keine römischen Legionen mehr gegenüber standen, desto mehr gaben ihnen Banditen und Verräther zu schaffen, und jede eroberte Stadt war für sie ein Capua.

Ferdinand der Dritte war, wie wir bereits angedeutet, keineswegs intolerant und Glaubensfanatiker, wie sein Vater, der Jesuitenzögling. Er suchte die Wunden, die dieser dem Böhmerlande geschlagen, nach Kräften zu heilen, er liebte nicht nur die böhmische Nation, sondern auch ihre Sprache, deren er vollkommen mächtig war.

Und es schmeichelte dem Ehrgeize des böhmischen Volkes nicht wenig, daß er, so oft er sich im Lande befand, und dem Gottesdienst beiwohnte, mit der andächtigen Gemeinde das uralte böhmische Kirchenlied:

„Svatý Václave,
Vejvodo České Země rc.“

(Heiliger Wenzeslaus, Herzog des Böhmerlandes rc.), so laut

sang, daß man seine Stimme aus der Versammlung heraus hören konnte. Er war es, der die Wissenschaften nach ihrem tiefen Verfall wieder erweckte; denn gleich nach Antritt seiner Regierung entriß er den Jesuiten die Karoliner hohe Schule. Er ernannte den Obersten Landrichter Liebsteinský von Kolowrat, nebst einigen Appellationsräthen zu Commissarien der Universität. Diesen mußte der Pater Rector des Jesuitencollegiums in der Altstadt, P. Georg Meridies, der geistliche Vorgesetzte des Pater Xaver, das Carolinum öffentlich übergeben. Zugleich mußte die Congregation Jesu alle Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Bibliotheken rc. und was ihnen noch sonst bei der Uebergabe der Universität von Ferdinand dem Zweiten anvertraut worden war, der königlichen Behörde überantworten. Sie behielten lediglich die Kirchen und Kapellen, welche sonst zum Carolinum gehört hatten, auch wurde ihnen gestattet, als Lehrer der Philosophie und Theologie ferner wirksam zu sein. Alle anderen Fächer wurden von Professoren außerhalb des Jesuitenordens besetzt. — Der Kaiser ernannte ferner den Herrn Friedrich von Talenberg zum Beschützer der hohen Schule in Prag und gab ihm die Vollmacht, Professoren sowohl in der Arzneikunde, als auch in der Rechtsgelehrsamkeit einzusetzen und die akademischen Würden ertheilen zu lassen.

Da der Erzbischof von Prag vor einiger Zeit eine Bulle ausgewirkt hatte, kraft welcher man in seiner Residenz den Doctorhut in der Philosophie und Theologie ohne besondere Prüfung erlangen konnte, so hob Ferdinand später diese päpstliche Erlaubniß auf. Weil aber die Jesuiten befürchteten, es könnten sich in Folge dieser Reformen protestantische Lehrer im Carolinum festsetzen, so bewogen sie endlich den Kaiser zu einer Verordnung, welche dahin lautete, daß jeder Professor, sowohl im Carolinum, als im Jesuitencollegium, bei Antretung seines Amtes einen Eid ablegen sollte, in welchem er die Ueberzeugung

aussprach, daß die Jungfrau Maria von der Erbsünde unbefleckt erhalten worden sein. Dieser Eid mußte alljährlich von sämmtlichen Professoren erneuert werden.

Erst Kaiser Joseph II. beseitigte, so wie viel anderes Unsinnige, auch diese Verordnung. —

Auf diese Art waren — wir müssen hier die Aufmerksamkeit unserer Leser auch für den historischen Theil unsers Buches in Anspruch nehmen; — gleichsam zwei Universitäten in Prag: die Karolinische und die der Jesuiten, welche letztere den Namen der Ferdinandischen führte.

Da der Kaiser die nachtheiligen Folgen, welche aus einer solchen Trennung für die Wissenschaften hervorgehen konnten, voraussah, so beschloß er beide Akademien zu vereinigen und erließ folgende Verordnung:

1) Die zwei Universitäten, die Karolinische und Ferdinandische sollen vereinigt werden. 2) Beide zusammen sollen Universitas Carolo-Ferdinandea heißen und gleicher Vorrechte mit einander genießen. 3) Der Erzbischof von Prag wird wie sonst Kanzler der Prager Universität sein. 4) Alle Jahre soll ein Rector, jedesmal aus einer andern Facultät, unter dem Titel Rector magnificus gewählt werden. 5) Der Kaiser und König allein wird die Macht haben Lehrer einzusetzen. 6) Die Professoren der Arzneiwissenschaft und der Rechte werden aus den Erträgnissen der Universitätsgüter besoldet. 7) Die Hörsäle der Medizin und Jurisprudenz bleiben im Carolinum, die Philosophie und die Theologie werden im Clementinischen Collegium gelehrt; doch sollten die akademischen Würden im Carolinum allein ertheilt werden. 8) Die Jesuiten allein sollten Theologie und Philosophie lehren.

Diese Vereinigung fand übrigens erst am 4. März 1654 statt. An diesem Tage verfügte sich der Kardinal und Erzbischof von Prag, Graf Ernst von Harrach, in die Kirche am Tein. Christoph, Freiherr von Lobkowic, bisher Protector des Carolinums,

die Landesstände, eine große Anzahl des vornehmsten Adels, alle Professoren und Glieder der Universität erschienen daselbst. — Dann wurden die oben angeführten Verordnungen des Kaisers in lateinischer und böhmischer Sprache abgelesen, der Erzbischof von Prag zum Kanzler, der Jesuit Johann Molitor, bisheriger Rector des Clementinischen Collegiums, aber zum Rector magnificus der Prager Universität ernannt und ausgerufen. Dann hielt Marcus Marci, damaliger Professor der Medizin, an den bisherigen Beschützer des Carolinums, Christoph von Lobkowic, eine Dankrede für den Schutz, den er bisher der hohen Schule hatte angedeihen lassen. Der Jesuit Pater Grobendonk aber wünschte dem Kanzler und dem Rector zu ihren neuen Ehrenposten Glück.

So geschah die Vereinigung der zwei Akademien, woraus die Karl-Ferdinandische Universität zu Prag entstand, welche bekanntlich Kaiser Karl IV. als die erste Hochschule in Deutschland bereits 1348 gestiftet hatte. —

Ferdinand selbst starb leider schon im Jahre 1657, erst neun und vierzig Jahre alt. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber geben ihm ein ehrenvolles Zeugniß: er war ein braver, redlicher und thätiger Fürst, von milder Gesinnung, duldsam in Glaubenssachen, so weit es die Abhängigkeit von Rom gestattete, wohlwollend, versöhnlich, den Böhmen zugethan, die er es ferner nicht mehr fühlen ließ, daß sie ein unterjochtes Volk.

Der Krieg, welchen er neuerdings, wie wir oben erwähnt, gegen Schweden fortzusetzen beschlossen hatte, war kein Glaubenskrieg; der Kaiser wollte nur die Fremdherrschaft aus Deutschland weisen, und den Frieden im Reiche herstellen.

Noch vor seinem Tode schloß er deshalb mit Polen, Dänemark und Brandenburg ein Bündniß, das zum Zwecke hatte, die Macht der Schweden für immer zu brechen.

Aber der Tod überraschte ihn, als er eben im Begriffe war,

die Waffen gegen Karl Gustav, Pfalzgrafen am Rhein, den Nachfolger Christinens auf dem Throne der Wasa's zu ergreifen. —

Des Kaisers Feldherr, General Gallas, hatte — wir kehren wieder zum Jahre 1637 zurück, — die Schweden aus Sachsen und Brandenburg vertrieben. Er verfolgte sie bis nach Pommern, wo ihnen endlich nur noch die Städte Anklam, Stettin und Stralsund übrig blieben. In die Nähe derselben verlegte Gallas seine Winterquartiere und man war damals in ganz Deutschland der Meinung, daß im nächsten Frühjahr durch einen einzigen glücklichen Feldzug die Schweden würden für immer aus Deutschlands Gauen über die Ostsee getrieben werden.

Aber der schwedische Feldherr, Johann Banner, gieng nach Stockholm und stellte den versammelten Reichsständen in eindringlicher Rede die Nothwendigkeit vor, den Krieg in Deutschland fortzuführen und die skandinavische Suprematie wieder herzustellen, wodurch er sie bewog, neue Völker zu werben.

So wurde ein frisches Heer aufgebracht und dieses landete, nachdem die Ostsee vom Eise befreit, an der Pommerschen Küste und eroberte rasch hinter einander Wolgast, Damm, Garz und andere feste Plätze. —

Gallas mußte Mecklenburg und ganz Pommern räumen und sich nach Sachsen zurückziehen. —

17.

Mac Fergus war, seiner Rachelust und seinem Angelöbniß treu, in Ungarn thätig gewesen.

— Nach Kräften verbreitete er die vom Pater Xaver erhaltene Nachricht in der Armee und theilte Leßly selbst diese schonungslos vor einem Treffen mit, in welchem der kaiserliche

General, der gegen die aufständischen Ungarn unter Tökely focht, unterlag und sich zurückziehen mußte. Die Offiziere murrten und gaben den Verlust ihrem Führer schuld.

Dies blieb Leßly nicht fremd und im Ingrimm darüber, und über die ihm in Prag widerfahrene Schmach, beschloß er, am folgenden Tage den Feind mit seiner ganzen Macht anzugreifen und durch einen Streich zu vernichten.

Sein Plan war trefflich entworfen, die Stellung, die er einnahm, sehr günstig. Schon tobte der Kampf und neigte sich zur Entscheidung; die kaiserliche Reiterei sollte jetzt hinter einem Walde hervorbrechen und sich auf den linken Flügel des Feindes werfen, der von seiner eigenen Mannschaft im Centrum gedrängt und zwischen zwei Anhöhen hineingeschoben worden war.

Leßly selbst, im Kampfeseifer, wollte den Befehl dorthin überbringen, — kein Offizier war gerade in seiner Nähe; — nur Mac Fergus.

Er hatte den Schotten wohlwollend in seinem Heer aufgenommen. Der ihm angethanen Beleidigung hatte er längst vergessen, den Mac Fergus sogar befördert und zu seinem Generalstab gezogen. Er ahnte nicht, daß in dessen Brust die Rache lebe und laure. —

Als er jetzt gewahrte, daß dort die Entscheidung der Schlacht auf der Spitze stand, rief er Mac Fergus zu:

„Die Reiterei dort — vorwärts! Wir haben gesiegt. — Schnell fliegt dorthin — führt sie in's Gefecht —; der Sieg ist unser. — Doch nein," unterbrach er sich und gab dem Pferd die Sporen, „ich will selbst." —

Er setzte sein Roß in Galopp und sprengte in die Ebene zum Waldrand hinab. Kugeln schlugen vor ihm und hinter ihm ein. Er achtete dessen nicht; der Eifer trieb ihn blind in die Gefahren.

„Du willst siegen?" murmelte der bleiche Schotte höhnisch

für sich, „das sollst Du nicht — weil ich nicht will. — Leßly, der Feind ist auch in Deinem Rücken.“

Und dieses denkend spornte er seinen Rappen und sauste hinter Leßly einher, ersah — während herüben und drüben die Kanonen donnerten, einen Moment, wo das Pferd des Generals vor einem Graben hielt, um im weiten Sprunge über diesen zu setzen, zog sein Faustrohr und jagte dem Rosse die Kugel in den Leib.

Der Gaul überwarf sich und riß den Reiter mit in den Graben, Mac Fergus aber, — als gewahre er den Unfall des Generals nicht, spornte sein Pferd und sprengte zurück nach dem rechten Flügel der Kaiserlichen, der noch immer der ungarischen Reiterei Stand hielt, und auf das Einhauen der deutschen Kavallerie, von welchem auch sein Vorrücken bedingt war, harrte.

Aber diese deutsche Kavallerie, welcher der Wald den Anblick des Schlachtfeldes entzog, erschien nicht; das ungarische Fußvolk erklomm die Anhöhe zur Rechten und kam dem Centrum zu Hilfe, dieses ordnete sich, verstärkte seine Reiterei auf dem rechten Flügel, — und Tökely hatte die Schlacht gewonnen.

Leßly lag im Graben unter der Wucht seines verendenden Pferdes; flüchtige Soldaten fanden den Feldherrn, befreiten ihn aus seiner schrecklichen Lage und führten ihn aus dem Bereiche der Schlacht.

Erst einige Stunden später vermochte er die Trümmer seines Heeres zu sammeln und — einen schmachvollen Rückzug anzutreten. Zwei Drittel seiner Streitkräfte waren aufgerieben. Ein Courier flog mit der Trauerbotschaft nach Wien und bat um Verstärkung.

Die Kaiserlichen nahmen ihren Rückmarsch nach der österreichischen Grenze, ungestüm von den siegreichen Ungarn verfolgt.

Leßly ahnte nicht, wer es war, der ihm den sichern Sieg entrissen. Eine feindliche Kugel, meinte er, habe sein Roß im entscheidenden Momente niedergestreckt; es war das Schicksaal, das ihn besiegt, und diesem fluchte er.

Indessen lachte Mac Fergus höhnisch vor sich hin und sprach: „Das ist leicht gesagt: der Sieg ist unser; aber ich mußte erst auch dabei sein. In Eger war's ein leichtes Spiel. — Der Pater Xaver wird mich beloben, wenn er erfährt, was ich gethan. Ich weiß zwar nicht, was er daran hat, wenn der Feldmarschall zu Grunde gerichtet wird; aber ich thue es für mich, und das Andere kann mir gleich sein. — Und so lange ich seinen Fußtapfen folge, soll er mir die Ungarn nicht mehr schlagen.“ —

Vom nächsten Quartiere aus erstattete er Pater Xaver schriftlichen Bericht über den Erfolg seiner Unternehmung und schickte den Brief durch seinen Reitknecht nach Prag. —

Pater Xaver war eben auf dem Wege nach dem Hradsin, als ihn sein Diener erreichte, und ihm die eben erhaltene Depesche übergab.

Er trat unter das Portal der Niclaskirche und las den Inhalt des Schreibens.

„Eine ziemlich gute Nachricht,“ sagte er für sich, „aber sie wiegt die traurige nicht auf, die ich bringe.“

Er setzte rasch seinen Weg zur Frau von Terzky fort. —

Als er hier eintrat, befand sich Bohumila bei der Mutter im Saale.

Die Dringlichkeit dessen, was er zu melden hatte, ließ ihn die Gegenwart des jungen Mädchens übersehen, und er sagte mit rascher Bewegung:

„Faßt Euch, gnädigste Gräfin! es ist ein Unglück geschehen, — oder wenn wir es zu unsern Zwecken deuten, — ein Glück. Graf Lorenzo Piccolomini ist im Zweikampf von Don Rafael erstochen worden.“

„Barmherziger Gott!“ rief Frau von Terzky, und Bohumila sank mit einem Wehschrei ohnmächtig in den Armstuhl.

Die Gräfin sprang ihr bei und Pater Xaver berief Madlena.

Bohumila erholte sich; man wollte sie in ihr Zimmer bringen, aber sie widersetzte sich.

Ihre ersten Worte, nachdem sie das Bewußtsein wieder erlangt, waren:

„Mutter! Mutter! so bin ich denn nur geboren, um Unheil zu stiften auf dieser Welt.“

„Wenn Ihr erst ruhen wolltet, Fräulein,“ sagte Xaver, „vielleicht wird Euch die Nachricht nicht so heftig berühren, wenn Ihr sie gefaßteren Gemüthes vernehmt.“

„Nein,“ entgegnete sie, „ich will Alles wissen, und dann nur erst kann ich ruhiger werden, wenn ich erfahren, ob ich Alles verloren, oder noch etwas zu hoffen habe.“—

„Wie kommt Ihr zur Kenntniß des Vorfalls?“ fragte Frau von Terzky.

— „Nach dem, was gestern geschehen“, berichtete Xaver, „mußte ich die Gefahr ahnen. Ich sandte meinen vertrautesten Diener am frühen Morgen aus, den Grafen Piccolomini zu beobachten. Aber der Graf schien seine Maßregeln genommen zu haben; er fürchtete, Graf Colloredo, dem er auf's Wärmste von seinem Oheim, dem Fürsten, empfohlen ist, könnte den Zweikampf verhindern. Er hatte sein Haus schon vor Tagesgrauen verlassen. Die Diener sagten, er sei nach Weltrus geritten. Statt dessen verließ er Prag durch das Augezder Thor auf der Straße nach Königsaal. Dort auf dem Hügel, der über Königsaal ragend ein altes Kirchlein trägt, das von einer Kirchhofmauer umfriedet ist, fand der Zweikampf statt. — Mein Bote kam zu spät, um Zeuge sein zu können. Er erfuhr blos von den Landleuten der Umgebung, der Graf Piccolomini sei von einem spanischen Offizier erstochen worden. — Man hat den Sterbenden in einem Wagen noch Vormittags in die Stadt gebracht.“

„Und ich beschwor Rafael,“ wehklagte die Gräfin, „fast auf den Knien, daß er diesen Zweikampf nicht eingehen soll.“

— „Nach dem, was vorgefallen, gnädigste Frau! — Er ist Soldat und Edelmann.“

„Aber er gehört nicht sich allein; er gehört hier meinem Kinde.“

— „Ich glaube, es war nicht zu umgehen.“

„Und wo ist jetzt Rafael? Er muß fliehen.“ —

— „Ich eilte nach jener Nachricht sofort in seine Wohnung. Die Dienerschaft sagte mir, er sei am frühen Morgen ausgeritten und noch nicht zurückgekehrt. — So konnte ich nicht länger zweifeln, daß das Unheil geschehen. — Und — wenn es schon ein Unheil ist, so liegt doch darin ein Heil, daß nicht Don Rafael das Todesopfer geworden ist, sondern der freche Italiener.“

„Ihr sprecht wahr, Pater Xaver! Rafael soll nur auf seine Sicherheit bedacht sein; diese Piccolomini's fallen auch ohne uns ihrem Schicksal anheim.“

Sie trat zu Bohumila, nahm deren Hände in die ihrigen und sagte:

„Beruhige Dich, mein Kind, dies ist der letzte Sturm, der Deines Glückes Rosen trifft; — keine Prüfung mehr soll Dir und Deinem weichen Herzen auferlegt werden.“

„Aber Rafael,“ rief das Mädchen wimmernd, „ein Mörder!?“

— „Er mußte es werden, solltest Du nicht einen Gemordeten beweinen.“

„Ach Mutter — fort, fort aus diesem Prag! Hier bietet uns jede Stelle nur Schauer der Erinnerungen oder neues Unheil.“

„Ja, Bohumila — wir werden bald, recht bald gehen. — Doch vor Allem, Pater Xaver! beruhigt mich erst über Don Rafael's Schicksal. Warum kommt er nicht?“

— — Seit jenem Wahnsinnsausbruche Don Sylvio's vor der Kapuzinerkirche und der damaligen Verwundung Rafael's, besuchte Bohumila die Messe nicht mehr daselbst, sondern sie gieng

in die still gelegene Allerheiligen-Kirche nächst dem Dome; meist gefolgt von der alten Dienerin und ihrem Geliebten.

Als sie am Morgen, der der letztgeschilderten Scene vorangieng, mit Madlena aus dem Portal des Gotteshauses trat, während Rafael mehrere Schritte hinter ihr zurückgeblieben war, stellte sich ein junger Mann — es war Lorenzo — vor ihr in den Weg, betrachtete sie frech und versuchte, nachdem sie rasch den Schleier vor das Gesicht gezogen, diesen zu entfernen, indem er mit roher Galanterie rief:

„Bei Gott, Madonna! Ihr seid so schön, daß ich nicht zu irren glaube, wenn ich annehme, daß Euer Bild meinen armen Vetter Sylvio wahnsinnig gemacht hat.“ —

Bohumila trat bei Seite und blickte schutzsuchend nach Rafael zurück.

Er war auch schnell bei ihr, er hatte jedes Wort Lorenzo's vernommen, und sagte in ernster Haltung:

„Ihr werdet diese edle Dame nicht beleidigen, Herr!“

— „Ein Graf von Piccolomini,“ rief sich brüstend der Italiener, „weiß sich zu benehmen und kennt allein die Vorschriften, die ihn sein eig'ner Anstand lehrt.“

„Auch ohne Nennung dieses Namens,“ rief Rafael lebhafter und gereizt, „konnte ich den Träger desselben leicht errathen. Die Unverschämtheit scheint erblich im Hause der Piccolominis.“

„Wer sagt das?“ schrie Lorenzo und faßte an den Griff seines Degens.

— „Don Cogollos, Grand von Spanien und Ritter des Calatrava-Ordens,“ versetzte Rafael mit Würde, indem er die zitternde Bohumila an seinen Arm nahm, „er wird seine Braut vor einem italienischen Abenteurer zu schützen wissen.“

„Also Braut?“ versetzte höhnisch Lorenzo, „dann beneide ich Euch Herr Spanier und bedaure die Dame.“ —

„Dies meine Antwort!“ rief Rafael, zog den Handschuh

von der Rechten und warf ihn dem Italiener in's Gesicht, „mein Diener hier wird Euch meine Wohnung nennen."

„In die Hölle mit Dir!" schrie der Italiener und riß seine Waffe aus der Scheide; aber die Umstehenden, mehrere junge Edelleute, die in seiner Begleitung gekommen waren, fielen ihm in den Arm, zogen ihn bei Seite und machten ihm begreiflich, daß in Folge dieses Auftritts ein ritterlicher Zweikampf nöthig sei und er den spanischen Edelmann üblich herauszufordern habe. Sie tadelten offen sein Betragen und belobten die Haltung Rafael's als eine cavaliermäßige.

Lorenzo mußte dies erdulden, wollte er sich nicht gänzlich seines Anhanges berauben.

Es ward beschlossen, im Verlaufe des Tages die Forderung an Rafael gelangen zu lassen. — Lorenzo erfuhr zugleich durch seine Begleiter, daß Rafael und Bohumila dieselben Personen, gegen welche sein Vetter sich im Wahnsinn jenen auffallenden Angriff hatte zu Schulden kommen lassen.

„Wenn dies der Fall," sagte er mit leichtem Hohne, „und sie meinen armen Sylvio um den Verstand gebracht hat, so räche ich ihn blos. Ich weiß nur, daß ein Piccolomini würdiger wäre, sie zu besitzen, als dieser spanische Policinello."

Der übermüthige Italiener begriff nicht, daß allein das schreckliche Unglück, welches den Grafen Sylvio betroffen, ihn von seinem väterlichen Meierhofe in seine neue glänzende Stellung berufen. Dem alten Fürsten war es um einen Träger seines Namens zu thun und so kam Lorenzo an die Reihe, den er von Person noch gar nicht kannte. —

Rafael geleitete die zitternde Braut in ihre Wohnung.

Hier theilten sie der Gräfin den Vorfall mit und schilderten den gehabten Auftritt.

So sehr sie denselben früher im Stillen herbeigewünscht hatte, mit dem Verlangen, auch Lorenzo möge sich wie der Falter

an der Flamme die Flügel versengen, — so erschreckte sie doch jetzt der plötzliche Eintritt desselben. Sie erkannte, daß ein Zweikampf die unabweisbare Folge dieses Zusammentreffens sein müsse, und Rafael sollte sich dem ungewissen Lose desselben abermals aussetzen; er, der kaum von der Wunde genesen, die ihm der Degen eines andern Piccolomini geschlagen.

Vereint mit Bohumila beschwor sie nun Rafael jedes Mittel anzuwenden, um das Duell zu umgehen. Ihren stürmischen Bitten fügte sich scheinbar der junge Mann und gab gezwungen ein Versprechen, das er nicht halten konnte, wenn Lorenzo, wie nicht zu bezweifeln war, die Forderung an ihn gelangen ließ.

Er kehrte in seine Wohnung zurück, wo er seinen Landsmann Don Jose fand. Diesem erzählte er den Vorfall und schilderte ihm das Schwierige seiner Lage.

„Du mußt Dich mit ihm schlagen," sagte er nach kurzem Besinnen, „wenn er — was ich bezweifle — den Schimpf nicht auf sich sitzen läßt. Ich werde Dein Zeuge sein. — Daß es für die Gräfin und Deine Braut ein trauriges Ereigniß, mag ich denken; aber es ist eine Nothwendigkeit, und die Cavalierehre, die Ehre eines Spaniers geht über Alles; selbst über die Liebe. Wir wollen uns heut noch tüchtig in den Waffen üben und Lorenzo's Abgesandten erwarten."

Dieser erschien auch im Verlaufe des Nachmittages. Piccolomini forderte zum Zweikampf mit geschärften Waffen. Das Rapier sollte zum Hieb und Stoß dienen. —

Es war bereits in der Abendstunde, als Don Jose seinen Freund verließ. Er gieng von hier geraden Weges in Lorenzo's Wohnung, welche zufälligerweise dieselbe war, welche Deveroux innegehabt hatte.

Er ließ sich durch seinen Diener bei Lorenzo melden, welchen er allein zu Hause traf.

„Herr Graf," sagte er im rauhen Tone, „ich habe mit

Euch seit jenem Auftritt im Ballhause etwas abzumachen. Der Leichnam aus den Katakomben wünscht einiges Blut. Seid Ihr im Glück, so werdet Ihr Euch überzeugen, daß auch das seinige noch fließen kann."

„Ich weiß die Ehre zu schätzen, Herr Spanier," sagte leichtfertig Lorenzo, „doch müßt Ihr Euch in etwas gedulden. Ich werde morgen Vormittags so frei sein, einem zweiten Spanier, einem Landsmann von Euch, die Ader zu öffnen; dann könnt Ihr an die Reihe kommen."

— „Ich habe Eile — ich verlasse morgen Prag; — zudem ist mein Anspruch älter."

„Dennoch werdet Ihr Euch gedulden müssen."

— „Ich kann und mag nicht! — Ich werde Euch zwingen, Herr."

„Wie könntet Ihr dies?"

„Indem ich Schimpf auf Schimpf häufe. Ihr habt die Spanier Policinelle genannt. — Hier! nehmt dies!"

Und er schlug ihn mit der geballten Faust in's Gesicht.

Wuthschäumend griff Lorenzo zum Dolche und warf sich auf den Spanier.

Aber mit einer raschen Wendung rang ihm dieser die Waffe aus der Hand und schleuderte sie durch die Fensterscheibe auf die Straße.

Sich hoch empor richtend sagte er mit furchtbarer Stimme:

„Ich glaubte mit einem Edelmann zu thun zu haben, nicht mit einem Banditen. Werdet Ihr Euch morgen nach Sonnenaufgang mit mir schlagen, und zwar mit mir zuerst; denn darauf muß ich bestehen, weil sonst der andere spanische Degen mir zuvorkommen und so meine Rache unbefriedigt bleiben könnte? Wollt Ihr?"

„Ja — im Namen der Hölle und aller Teufel!" knirschte Piccolomini, „ich will's; denn jetzt dürstet mein Degen, Euer

Blut früher zu trinken, als jenes Eures Landsmanns. — Mein Bote wird Euch den Ort bezeichnen: also gleich nach Anbruch des Tages, und scharfe Waffen. Don Cogollos wird sich bis zum Nachmittag gedulden müssen."

„Dann ist mein Besuch zu Ende," sagte stolz der Spanier, „ich habe die Ehre Euch zu grüßen."

— Er verließ nach diesen Worten Lorenzo und gieng in seine Wohnung, indem er spöttisch lächelnd für sich sagte:

„Bin ich im Glücke, so blase ich diesem Maccaronihelden das Lebenslicht aus, ohne daß sich Rafael zu bemühen braucht, und erlöse die Gräfin und seine Braut von ihrer Angst. Was dann werden wird? Es mag mir gleich sein. Ich sehe, daß mir in diesem deutschen Lande kein Stern leuchtet." —

Der Ort des Zweikampfes war der Hügel bei Königsaal, wo das alte Kirchlein steht.

Hier trafen sich die Gegner, nachdem sie fast gleichzeitig durch die Dörfer Smichov und Slichov und das Städtchen Königsaal hinausgeritten. —

Rafael erhielt in den Vormittagsstunden seine Herausforderung für den Nachmittag; er gieng zu Don Jose, um sich mit ihm zu besprechen. Dieser war aber, wie der Diener berichtete, schon vor Tagesanbruch ausgeritten, ohne anzugeben, wohin. —

So kam es, daß Rafael in dem Augenblicke, wo Pater Xaver seinen Bericht vollendet hatte und die beiden Damen noch rathlos der Verzweiflung hingegeben waren, bei diesen plötzlich im Saale eintrat.

Die Gräfin stürzte ihm entgegen und sank fast ohnmächtig an seine Brust.

„Was hast Du gethan, Rafael! Du versprachst doch mir — Bohumila — daß Du den Kampf vermeiden wollest, nnd jetzt ist Dein Kopf verwirkt. Der Fürst wird blutige Rache fordern und Graf Colloredo wird sie ihm gewähren müssen."

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter!“ versetzte Rafael und überblickte staunend die Gruppe. „Der Zweikampf mit Lorenzo Piccolomini ist nicht zu vermeiden; er hat mir wider Erwarten die Nachmittagsstunde anberaumt. — Aber seid ruhig: mir sagt eine Ahnung, ich werde diesmal Sieger sein.“

Er eilte auf Bohumila zu, die gesenkten Hauptes und todtenbleich im Sessel saß, er kniete zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre weißen Hände mit Küssen, indem er sagte:

„Wenn diese Hand mich segnet, was kann mir denn dann Schreckliches widerfahren!?“

„Gnädiger Herr!“ nahm jetzt Xaver das Wort, „so habt Ihr den Grafen Lorenzo nicht erstochen? Er ist im Zweikampf heut Morgens geblieben, — meine Nachricht trügt nicht, — man hat ihn sterbend in einem Wagen nach der Stadt gebracht. Er kämpft in demselben Zimmer, wo Deveroux endete, mit dem Tode. Sein Gegner war ein Spanier, — und Ihr seid es.“

„Ich bin es nicht, ich soll mich mit ihm erst schlagen.“

— „Halt da!“ unterbrach er sich plötzlich, im Geiste den Zusammenhang überblickend, das hat Don Jose gethan. Er sollte mein Beistand sein, — und wollte — ja! so ist es — mir den Kampf unmöglich machen. Beruhigt Euch! Wenn Graf Piccolomi getödtet ist, so hat ihn Jose erstochen, nicht ich, und er hat seinen Lohn, Geliebte! ohne daß sich meine Hand mit seinem Blute geröthet. Ja, Du magst diese Hand immer mit der Deinigen fassen, sie ist rein. Es ist für Dich, mein holdes Mädchen, besser so, wenngleich meine für mich nach seinem Blute verlangte. — Es ist mir nun völlig klar. Seit jenem Auftritt beim Ballspiel hatte ihm ja Don Jose Rache geschworen, er benutzte den Umstand, ihm zuvor zu kommen. — Aber jetzt muß ich Euch verlassen, ich muß auf die Sicherheit des aufopfernden Freundes bedacht sein, — und ist es nöthig, so gewährst Du ihm, Mutter, — heut Nacht bei Dir ein Asyl. — Oder Ihr, Pater Xaver?“

„Es ist besser," versetzte der Jesuit, „Ihr geleitet ihn, bevor ihn der Grandprior verhaften läßt, in's Clementinum."

„Aber ist denn das Alles wahr, was Du sagst, Rafael?" fragte die Gräfin.

„So wahr, wie meine Liebe zu Dir, zu Bohumila. Ich muß es Dir gestehen, daß der Zweikampf nicht zu vermeiden war, daß ich meinem Versprechen und Bohumila's Bitten zuwider mich mit Lorenzo schlagen wollte, schlagen mußte. — Wenn aber ein Spanier heute verwundet, oder getödtet hat: so kann dies nur Don Jose de Gerona gewesen sein. — Jetzt lebt wohl —, Ihr Pater bleibt bei den Frauen, bis ich wiederkehre. Ich eile, den Freund zu suchen und in Sicherheit zu bringen. — Bohumila! Geliebte! Dies soll der letzte Sturm gewesen sein, der an Deinen Lebensblüten rüttelt. Ich schwöre Dir's."

„Ja," rief die Gräfin dazwischen tretend und legte ihre Hände segnend auf Rafael's und ihrer Tochter Haupt, „wenn es sich so, wie Du sprichst, mein Sohn! zu unsern Gunsten wendet, dann soll sie morgen Deine Gattin werden und Pater Xaver soll die Weihe der Kirche über euern Lebensbund aussprechen."

„Deutet's nicht übel, Hochwürdiger!" rief Rafael, indem er sich von der Braut entzückt zum Pater wandte, „wenn ich Euch um die Erlaubniß bitte, daß mein Freund Pankraz, der mich in meiner Krankheit so liebevoll und schonend gepflegt, den Segen über uns spreche. Es wird ihn glücklich machen, — und wir schulden ihm so viel."

„Ich ehre diese zarte Rücksicht," versetzte der Jesuit, „und freue mich derselben. Glaubt, daß ich unaufgefordert denselben Vorschlag gemacht haben würde. Der würdige Mönch aus dem Bettelorden ist auch mir werth; für die Unzulänglichkeit seines Geistes gibt sein redliches Gemüth reichen Ersatz. Auch die gnädige Gräfin wird meiner Meinung sein. Doch werdet Ihr gestatten, daß ich der Trauung assistire."

„Mein Wunsch ist,“ sagte beistimmend die Gräfin, „daß die Trauung in aller Stille in der Sacristei der Salvatorkirche vollzogen werde.“

„Ich werde die nöthigen Vorbereitungen treffen,“ entgegnete der Jesuit.

„So nenne ich Dich also,“ rief Rafael wonneselig, indem er die Stirne der Geliebten küßte, „heut zum letzten Male meine Braut, und morgen meine Gattin, und dann soll keine Macht der Erde Dich mir entreißen. — Jetzt lebt alle wohl — bald seht Ihr mich wieder. Die Pflicht ruft mich zu meinem Freunde.“

Er stürmte fort.

Er fand Don Jose nicht zu Hause, sondern in seiner eigenen Wohnung, wo ihn dieser erwartete und ihm ganz kaltblütig das bestandene Abenteuer erzählte.

Die Kampfzeugen, welche Don Jose de Gerona bei dem Kirchlein bereits nebst seinem Gegner vorfand und die zugleich ihm bei diesem Ehrenhandel beistehen sollten, waren zwei Freiherren Bratislav von Mitrovic und ein Lobkowic.

Lorenzo Piccolomini gieng mit großem Uebermuthe in den Kampf. Er dünkte sich dem Gegner weit überlegen und seines Sieges gewiß.

Aber gleich beim ersten Ausfallen bohrte ihm der Spanier, der mit ungemeiner Ruhe und Gelassenheit in den Kampf gieng, den Degen in die Brust.

Der Stich gieng durch die Lunge; röchelnd sank Lorenzo auf den Rasen, ein Blutstrom quoll aus seinem Munde hervor.

Nachdem Don Jose, wie es Sitte, dem Gefallenen die Hand gereicht, grüßte er höflich die Cavaliere und ritt in die Stadt zurück.

Er eilte zu Don Rafael, um diesem anzuzeigen, daß sein Zweikampf nun überflüssig geworden, aber dieser hatte bereits seine Wohnung verlassen, um den Freund aufzusuchen und ihm Nach-

richt zu geben, daß erst Nachmittags sein Duell mit Lorenzo stattfinden würde. Später begab sich Rafael, nachdem er, wie wir wissen, Don Jose vergebens gesucht, auf den Hradčin zur Gräfin.

Rafael dankte dem Freunde für seine Aufopferung. Um Bohumila's willen war es ihm doppelt lieb, daß er den Kampf nicht hatte bestehen müssen.

Er bewog Jose, um seiner eigenen Sicherheit willen, ihm in's Clementinum zu folgen, wo er ihn der Obhut von Xaver's vertrautem Diener übergab.

„In Prag," sagte er, als er von ihm schied, „ist Deines Bleibens nicht länger. Du mußt zur Nachtzeit morgen die Stadt und das Land verlassen. Ich gebe Dir Briefe nach Spanien; auf meinen Gütern findest Du ein Asyl, dort magst Du als Herr gebieten, bis ich mit meiner Gattin Dir folge."

„Du feierst morgen Deine Vermählung," versetzte Don Jose, „gern möchte ich Zeuge Deines Glückes sein, — und doch mag ich's nicht verlangen, um Deiner zarten Braut willen. Sie ist keine Spanierin, die im Sieger des Zweikampfes den Helden bewundert und — liebt; es ist eine nordische Natur. Ich könnte den schönen Eindruck der frommen Handlung stören: denn im Grunde habe ich doch in eines solchen Mädchens Augen den Lorenzo umgebracht. — Aber, wie wird es nun mit meiner Reise nach Wien und meiner Beschwerde vor dem Hofkriegsrath?"

„Daran ist nicht mehr zu denken," entgegnete Rafael, „Du hast den Neffen und Erben des Generallieutenants Fürsten Piccolomini getödtet. Man wird Dir den Prozeß machen, Dich vielleicht zum Henkertode verurtheilen."

„Ihr seid verflucht ernsthaft in solchen Dingen in Deutschland," versetzte Don Jose mit leichtem Spott. „Es mag darum gut sein; Du folgst mir also bald und bist Deines Aufenthaltes auch satt in diesem Rebellande, wo man keinen Feldherrnstab erringen, höchstens einen muthwilligen Maccaronigrafen umbrin-

gen kann. Im Grunde ist's gleich! Ich habe meinem Unterdrücker Octavio Piccolomini auch eine Schlacht geliefert, die er vielleicht weniger verschmerzt, ais ein verlorenes Treffen für den Kaiser."

„Meine Pferde sollen Dich morgen über die bairische Grenze bringen, gebiete über meine Börse; längstens in zwei Monaten sehen wir uns unter dem warmen Himmel von Valencia. Leb' wohl indeß, — morgen noch ein kurzes Wiedersehen zum Abschied." —

Rafael eilte auf den Hradčin.

Er vermochte nunmehr seine Vermuthungen der Wahrheit gemäß den Frauen zu bestätigen. So kam wieder Trost und Beruhigung in ihre Brust und Bohumila's blasse Wange röthete sich wieder und das feuchte Auge, aus dem sie die Thränen getilgt, leuchtete sternenklar.

Der Pater Xaver war damit einverstanden, daß Don Jose Prag heimlich verlassen sollte, bevor ihn die Rache des Fürsten Piccolomini erreichen konnte.

Er hatte der Gräfin bereits seine Nachrichten von Mac Fergus aus Ungarn mitgetheilt. Jetzt, da Rafael, geborgen und gerettet, kosend an Bohumila's Seite saß, klärte sich auch der finstre Blick der Gräfin und sie sagte zu dem Jesuiten, der neben ihr im Fenster lehnte:

„Es war am heutigen Morgen für uns ein Gewitter aufgezogen; doch wunderbar klärte sich uns der Abend. Was könnte ich mehr verlangen? Leßly in seinem Feldherrnruhme mißglückt, — wahrscheinlich in Ungnade bei Hofe; die Frechheit jenes Piccolomini gezüchtigt, und der Fürst um eine neue Hoffnung ärmer. Das wird sein graues Haupt noch bleicher färben. — Nun mag er in Italien einen neuen Neffen seines Namens suchen, und das junge Reis auf seinen Stamm pflanzen, der nun einmal verdorren soll, weil ich es will! — So bleibt uns nur noch Buttler übrig. — Und dann, Pater, ist's vollbracht, — und doch fühl' ich hier in der Tiefe meiner Brust, als sei noch nicht genug gethan." —

„Dann folgt Ihr dem jungen Paar nach Spanien," sagte der Pater, die Hand der Gräfin küssend und sich verabschiedend.

„Nein, Hochwürdiger! Nein! — Gedenken wir nicht der Scheidestunde, sie verbittert uns sonst das Vorher, da sie doch auch das Nachher verbittern muß. — Euer Wagen holt uns morgen zur Trauung."

„Ich werde zu Euren Befehlen sein." —

Obgleich es schon ziemlich spät in der Nacht war, so eilte noch Rafael in das Kapuzinerkloster zu Pater Pankraz und bat ihn um seinen geistlichen Beistand bei seiner Vermählung.

Der brave Klosterbruder fühlte sich dadurch eben so erfreut als geehrt und Thränen der Wonne funkelten in seinen Augen.

18.

Buttler's erste Frage, als er in Prag anlangte, lautete nach seiner Tochter.

Man meldete ihm, sie sei bei den Nonnen und übergab ihm den zurückgelassenen Brief.

Er öffnete das Paket, aus welchem der kupferne Ring und der Ducaten in seine Hand fiel. — Dann las er mit wachsendem Entsetzen die beigefügte Schrift, — auch die Zeilen von Katharina Lehrbacher, seine Anschuldigung, sein Verdammungsurtheil.

Der Schweiß trat auf seine Stirne und halb ohnmächtig, rathlos, beschämt, fast vernichtet warf er sich in einen Sessel, die Faust vor seine Augen gedrückt, aus denen Thränen der Scham, der Wuth und vielleicht auch der Reue quollen.

Sein erster Gedanke war: Ich konnte dies ahnen, — und mußte dies Weib tödten, um mein Geheimniß zu bewahren.

Was liegt an einem solchen Menschenleben, wo es sich um mein Alles handelte, wo ich die Tochter allein sicher zu besitzen im Stande war. Denn beim ewigen Gott! sie war mein Alles, mein Stolz, meine Liebe, meine Zukunft. Um sie nur habe ich gekämpft und gerungen. — Der Satan mischte mir das Spiel, eben als es gewonnen war. — — Ich weiß, ich weiß: das danke ich den Pfaffen und jener gleißnerischen Aebtissin, für die die reiche Erbin ein fetter Bissen. — Aber, was vermag ich gegen die, gegen die Jesuiten, welche durch Xaver mit im Spiele!“

Er seufzte tief auf, dann verharrte er lange schweigend und fuhr in seinem Selbstgespräch fort:

„Armes Kind! Ich hatte Dich bereits durch Liebe und Zärtlichkeit an mein Herz gefesselt, hatte die zarte Neigung zu mir in Dir erweckt; dann kommen diese Bestien und reißen Dich los und zertrümmern mein mühsam errichtetes Gebäude. — Nun ist Alles hin, — ich mag die Grafenkrone in einen Winkel werfen und wieder gemeiner Reiter werden.“

„Aber was!“ unterbrach er sich, wild aufspringend, denn so furchtbar ihn auch der Schlag getroffen, seine Riesennatur widerstand, daß er nicht unterlag, „ich muß sie wieder haben: ich bin ihr Vater, ihr erster und oberster Gebieter und ohne meine Bewilligung ließ man sie diesen entscheidenden Lebensschritt unternehmen!? — Der Kaiser muß mein Recht wahren, — und er wird es. Diese Pfaffen dürfen einen seiner tapfersten und treuesten Generale nicht beschimpfen. — Ja, wenn mein Ferdinand noch lebte! ich wäre meiner Sache gewiß. — Aber auch so; ich will sehen, welche Macht der Erde mir mein Kind entreißen will. Die Schwärmerin selbst: sie hatte keinen freien Willen. Man mußte sie von der Thorheit zurückhalten, sie daran verhindern, mußte meine Rückkehr, meine Einwilligung abwarten. — Mit wenig sanften Worten hätte ich meine Katharina bewogen.“ —

Er unterbrach sich, bedeckte die Stirne mit der Hand und langsam auf und abgehend, sagte er nach einer Pause dumpf:

„Freilich — jetzt stehe ich anders zu meinem Kinde — seitdem es weiß, was es niemals wissen sollte. — Ja ganz anders, meine arme Katharina! Dieser Ruf aus dem Grabe heraus mußte Dein zartes Herz tief erschüttern und von mir wenden. — Daß selbst die Todten nicht schweigen können! — Wie sollte ich jetzt meine Augen gegen Dich erheben? — Der Vater gedemüthigt, zerknirscht vor der Tochter? — Und dennoch: sie ist so gut; mit wenig Worten hätte ich ihre Verzeihung, ihr Vertrauen wieder gewonnen. Denn anders kennt sie mich, als ihre Mutter hier mich schildert.“

„Freilich — ihr jetzt entgegenzutreten, dem armen, gebeugten, in seinen Erinnerungen so hart getäuschten Kinde: — es wird ein herber Augenblick! Der Vater wird beschämt die Augen vor der Tochter niederschlagen. — Und doch muß es geschehen! Sonst kenne ich mich nicht mehr! Ich habe doch nie in der Schlacht gezittert, ich habe selbst nicht gezittert — — — still, still davon! Und jetzt bebe ich vor meinem Kinde! — Ich fange an alt zu werden, mein' ich; wie griffe das Alles sonst so tief in meine Brust? Aber was ich längst begraben glaubte, steht wieder auf, und tritt als Gespenst in mein Leben. — Ja, wenn ich das nur Alles hinwegläugnen könnte! — Du, meine arme, selige Katharina! Das hast Du nicht gut gethan. Ich habe längstens tief bereut und Dir abgebeten und die Liebe, die ich Dir entzogen, in doppeltem Maße auf dein Kind übertragen; Du aber hassest mich noch vom Grab herauf und verfolgst mich. Und ich wollte doch nur das Glück Deiner Tochter, dem solltest Du vom Jenseits Deinen Segen spenden!“ —

„Und Fürst Colalto!! Beim ewigen Gott; ich bin entehrt, — und er schmählich beleidigt von mir. — Auf! Ich will zum Erzbischof, er muß mir meine Tochter wieder herausgeben, sonst

rüttle ich mit dem Degen an der Klosterpforte. — Katharina selbst!? — Zu ihren Füßen will ich liegen und sie beschwören, daß sie wieder die Meinige wird. Denn sie war mir ja Leben und Lust, in Allem Alles. — Mein Gott! Ich glaub' es nicht, daß Du mich strafen wolltest. Denn er, er hatte auch eine Tochter, ein einzig geliebtes Kind, und diese hat jetzt keinen Vater mehr. — Aber Gedanken ändern das Vergangene nicht und das Geschehene ändert keine Reue. — Und es mußte ja geschehen! — Ich will mein Kind wieder haben."

Er rief den Kammerdiener und befahl den Wagen anzuspannen. Dann fuhr er auf den Hradčin zum Erzbischof.

Der Kirchenfürst nahm ihn wohlwollend auf und hörte aufmerksam seine Beschwerde, seine bald rauhe, bald wehmüthige Klage an; aber er gab zugleich sein Bedauern zu erkennen, daß das einmal Geschehene nunmehr auch unabänderlich sei. Die Kirche fesselt mit diamantenen Ketten, die keine irdische Macht zu brechen vermag. Er schilderte ihm Katharina's festen Willen, ihre Beharrlichkeit, mit welcher sie seinen Gegenvorstellungen begegnete, den unzweifelhaften Beruf, den sie aussprach, und erklärte schließlich seine eigene Ohnmacht in solchen clericalischen Dingen, denen er sich, wolle er nicht selbst gegen die Satzungen und das Ansehen der Kirche auftreten, — nicht entgegensetzen dürfe. Er bedauerte den gekränkten, tiefbetrübten Vater, suchte ihn mit Hinweisung auf das Seelenheil und das sichtbare innere Glück der Tochter zu trösten, und bemerkte zum Schlusse, das Einzige, was er ihm als Gunst, laut seiner apostolischen Vollmacht, gewähren könne, sei die Erlaubniß, seine Tochter noch einmal sehen zu dürfen. Ohne eine solche erzbischöfliche Gestattung sehen selbst Eltern und Geschwister die Gottesbraut am Tage ihrer Profeß für diese Erdenwelt zum letzten Male.

Buttler war zu spät gekommen, die Vergünstigung des Kirchenfürsten jedoch gestattete hier durch einen Machtspruch eine

Ausnahme. — Wenn auch wenig getröstet durch die Einwürfe und Vorstellungen des Erzbischofs, nahm er doch dankbar diese Gewährung an.

Wenn er vor dem Anblick seiner Tochter zitterte, — denn wie anders erschien er ihr jetzt, als vormals! — so drängte es ihn doch mit aller Macht, sie noch einmal zu sehen und zu sprechen, auf die Gefahr hin, durch diesen Abschied „auf ewig," den Dorn seines Schmerzes noch tiefer in die Brust zu drücken. Ja, in seiner Seele stieg sogar, für den Fall, daß sein Kind verzeihend und versöhnt ihr Herz ihm wieder zuwenden dürfte, der romanhafte Gedanke an eine Flucht oder eine Entführung aus den Klostermauern auf. Er war mächtig, er war reich; warum sollte er nicht helfende Arme finden? Und gelang die That, dann barg er seine Katharina in dem entlegensten seiner Schlösser, er selbst aber suchte Zuflucht und Gnade am Throne des Kaisers. Ja selbst bis zum Stuhle Petri wollte er dringen und vom heiligen Vater die Auflösung ihres Gelübdes erflehen.

Denn jetzt wieder wurde er sich seiner That stolz bewußt, — wie sie nämlich vor der Welt als eine gerechtfertigte gelten sollte. Hatte er nicht den apostolisch-römischen Kaiserthron gerettet? Hatte er nicht der Kirche, indem er den Herzog verhinderte sich mit den Protestanten gegen den Katholicismus zu verbinden, einen hohen Dienst geleistet? Und Fürst Colalto mußte, schon um seines eigenen Ansehens willen, mit ihm im Bunde sein. Zwar galt es einen Kampf mit der niedern Clerisei; aber er schlug seinen Standpunkt und seinen Einfluß hoch genug an, um hoffen zu können, der allerhöchste Würdenträger der Christenheit könne hier eine Ausnahme gestatten und zu seinen Gunsten entscheiden. —

Diese und andere Gedanken durchkreuzten ihn, während er durch die Burg zu Sct. Georg fuhr.

— Die Schwester Pförtnerin meldete der Fürstin Aebtissin

den General Grafen Buttler. Zugleich übergab sie derselben das eigenhändige Schreiben des Erzbischofs, welches der Graf überbracht.

Die Aebtissin las den Inhalt und theilte diesen Katharina, die jetzt den Klosternamen Schwester Benigna führte, mit.

Katharina erblaßte zur Lilie, nachdem sie gelesen und warf einen zitternden Blick auf die ehrwürdige Mutter.

„Der hochwürdigste Fürst Erzbischof befiehlt," sagte diese liebevoll, „wir müssen gehorchen. Die Duldung und Ergebenheit einer Gottesbraut muß sich auch mit dem Muthe paaren. — Führe den Herrn Grafen an's Sprachgitter," befahl sie der Pförtnerin.

„Es wird der letzte bittre Kampf für's Leben sein," sprach mit einem schmerzhaften Blick nach oben Katharina-Benigna, und folgte schwankenden Schrittes der Aebtissin.

Da wo das Sprachgitter sich nach dem Kreuzgang öffnet, herrschte Dämmerung, so daß nur in nächster Nähe, und nachdem sich das Auge an das Dunkel gewöhnt, die Gestalten sichtbar wurden. Hier lehnte Buttler.

Als Katharina an der Hand der Aebtissin näher schwankte und er ihr bleiches Antlitz erkannte, faltete er seine Hände über dem Haupt und sagte mit tiefbewegter, fast schluchzender Stimme:

„Meine Katharina! Katharina! Warum hast Du mir das gethan?"

— „Benigna nennt sie, Herr Graf!" fiel in ernstem Ton die Aebtissin ein, „sie hat Alles, was weltlich an ihr, abgestreift, da sie den Schleier nahm."

„Mein Vater," sagte mit leiser Stimme Katharina, „seid mir gegrüßt im Namen der heiligen Jungfrau und im Namen unserer heiligen Schutzpatronin!"

„Darf ich, hochehrwürdige Mutter," flehte Buttler, „nicht kurze Frist mit meinem Kinde allein sprechen?"

— „Das ist gegen die Ordensregel. Wenn Ihr darauf

besteht, Herr Graf, müssen wir uns entfernen, — und dem Befehl des hochwürdigsten Erzbischofs ist Genüge geschehen."

„So mußtest Du mich denn verlassen," wehklagte Buttler, „meine Tochter! die ich doch so unendlich heiß geliebt, und ahntest und wußtest Du denn nicht, wie tief ich bereut, und wie ich bemüht war gut zu machen, und wie ich auf Dich alle Liebe übertrug, die ich damals im Irrthum glaubte versagen zu müssen. Bist Du doch mein Kind, mein einziges Kind, und ein solches reißt sich nicht so leicht vom Vaterherzen los."

„Herr Graf!" entgegnete feierlich die Oberin, „als Benigna von der Welt schied und sich dem Erlöser zu eigen gab, da verließ sie freiwillig, was man auf Erden Vater, Mutter, Geschwister und Verwandte neunt. Denn so verlangte es der Erlöser von denen, die ihm allein angehören und seiner vollen Himmelsglorie theilhaftig werden wollen. Sie ist Gottesbraut, nichts auf Erden ihr mehr anverwandt." —

„Ich konnte nicht anders, mein Vater!" sagte sanft Katharina und Thränen netzten ihre Wangen. „Nur hier blüht mir mein Frieden und mein Glück. Und Du wolltest doch nur mein Glück! Vergib mir, wenn ich Dir Schmerz bereitet. Aber die Stimme von oben und der Ruf, — der Ruf — meiner Mutter war mächtiger. Zürne nicht!"

„Alle meine Kränze, Katharina! hast Du frühzeitig in's Grab gelegt. Ich stehe hier ein blätterloser, ein dürrer Stamm; Du warst daran das einzig grüne Reis, seine Zukunft, seine Hoffnung, seine Zuversicht und sein — Gottvertrauen. Das Alles ist nun dahin!"

„Werft Euch in die Arme der Kirche, Herr Graf, wie dieses fromme Kind, und Ihr werdet Alles wieder finden."

— „Glaubt, mein Vater! jenseits blüht uns ein schönerer Kranz, den flicht uns die Mutter, versöhnt und liebevoll. Wir

tauschen die so schnell welkenden irdischen Blumen mit den ewig duftenden himmlischen."

„Aber Katharina, würdest Du mir folgen, wenn sich Dir diese Pforte wieder zur Rückkehr in die Welt öffnete? Der heilige Vater in Rom ist allmächtig, er kann dies Bündniß lösen. Ich eile mit des Kaisers Empfehlungen nach Rom, werfe mich dem Oberhaupt der Christenheit zu Füßen und erhalte die Dispens. — Sprich! willst Du?"

Die Aebtissin entgegnete, bitter lächelnd:

„Das wird, das kann nicht geschehen. Doch mag Schwester Benigna selbst antworten."

„Ich kann, ich darf nicht, mein Vater!" sprach Katharina mit einem Seufzer, aber im Tone der Entschlossenheit. „Hier ist allein meine Welt bis zur Sterbestunde. Darum, laß mir das schönere Wiedersehen jenseits, das uns Alle glückselig vereint!"

„So stößt das Kind seinen Vater, wie einen Bettler, unerhört, von sich, ja noch ärmer als diesen; denn das Mitleid Anderer kann ihm dort eine Gabe spenden, die hier versagt worden. Aber, wer gibt mir auf Erden Ersatz für das, was ich verloren? Ich setze Dir eine schwer errungene Fürstenkrone auf's Haupt: Du wählst eigensinnig einen schwarzen Schleier."

„Herr Graf!" bedeutete die Aebtissin, „was sich der Himmel erkoren, das behält er sich zu eigen und Ersatz werdet Ihr finden, wenn Ihr allein auf ihn baut, zu ihm allein empor hoffend das Auge richtet. Alle Erdenkronen aber überragt die Palme der himmlischen Braut Christi. — Doch verzeiht, Herr Graf, unsre Frist ist um. Es geruhe Euch, Abschied zu nehmen."

„Katharina!" rief Buttler außer sich und bemühte sich durch die Gitterstäbe ihre Hand zu fassen, „und wenn ich gegen Deinen Willen —"

Die Aebtissin zog die junge Nonne rasch zurück, indem sie sagte:

Gott gethan, das dankt Ihr ihm; folglich ist diese zärtliche Lieb' nichts als die Liebe zu Gott; darum schaut's: er hat das Alles so gut eingericht't, daß man auch ihn gar nicht vergessen kann, weil er halt allgegenwärtig is. Benedico vobis in nomine patris, filii et spiritus sancti. Amen."

Selig weinend, sank erst Bohumila ihrer Mutter an die Brust, dann Don Rafael. Es waren nächst den Genannten nur noch Pater Xaver, der das lateinische Ritual sprach — die Verbindung durch die Stola und den Wechsel der Ringe vollzog Pankraz —, dann die beiden treuen Dienstleute des Hauses: Basil, der Haushofmeister, und die Kammerdienerin Madlena, Zeugen der heiligen Handlung. —

Gleich darnach fuhren sie in das Haus der Gräfin und verbrachten den Rest des Tages in stiller Freudigkeit. —

Leßly verlor in Folge seines mißlungenen Feldzuges das Kommando in Ungarn, doch behielt er sein Regiment und ward nach Wien abberufen.

Damit seine Absetzung aber nicht allzusehr das Gepräge einer kaiserlichen Ungnade haben möchte, so entschädigte man ihn durch den Kammerherrnschlüssel und ernannte ihn zum Hauptmann der Trabantengarde.

Später eilte er nach Prag, um seine dortigen widerwärtigen Angelegenheiten zu ordnen.

19.

Wenige Monate darauf, als Leßly bereits wieder an das kaiserliche Hoflager zurückgekehrt war, ereignete sich Folgendes in Wien.

Ein Weib aus dem Volke, Namens Barbara Fel-

binger, erregte ein gewaltiges Aufsehen. Wie ein weiblicher P. Capistran fanatisirte sie den Pöbel, und auch viele, die darüber standen, durch ihre improvisirten Predigten und — Prophezeiungen. Sie war von niederer Herkunft, die Witwe eines Greislers, nahe an sechzig Jahre alt, von häßlicher Gesichtsbildung, abgemagert zum Gerippe, ohne jede höhere Bildung, aber von einer instinctartigen Redegewalt, die sich oft bis zur Höhe des poetischen Bildes und Gedankens verstieg, so daß sie überraschte, ihr niederes Auditorium aber förmlich erbaute, hinriß, zerknirschte. — Sie predigte Buße, nichts als Buße und den Kreuzzug gegen die Türken. Der letztere Umstand mochte dem Hofe genehm sein, denn er bedurfte der Sympathie des Volkes in Masse gegen die fanatischen Dränger aus Osten, die bereits halb Ungarn in ihrer Gewalt hatten.

Barbara Felbinger war ohne Zweifel eine Wahnsinnige oder ein — Werkzeug der Clerisei; noch wahrscheinlicher ist, daß Letztere den schon vorhandenen Irrsinn zu ihren Zwecken auszubeuten und die arme Irre zu leiten wußte. Denn die Kreuzpredigten derselben waren häufig auch gegen die Ketzer, die Protestanten, gerichtet, deren Macht man, wie sehr auch der eherne Fußtritt Ferdinand's ihre Nacken in den Erbstaaten (man rechnete damals auch schon Böhmen dazu!) in den Staub gebeugt, noch immer als eine gefahrdrohende betrachtete, zumal in Ungarn, wo der Protestantismus den Aufstand und offenen Kampf seiner versuchten Begrenzung und Unterdrückung entgegensetzte. Was Ferdinand in Steiermark, Oesterreich und Mähren gelungen, das mißlang ihm im Land der rauhen, aber heldenmüthigen Magyaren. —

Die Barbara Felbinger, im schwarzen Büßergewande, das Crucifix in der Hand, die Geißel im Gürtel neben dem Rosenkranz, mit fliegenden Haaren, barfüßig, hörte in den verschiedenen Kirchen Wiens jedes Vormittags zehn Messen und das

Volk geleitete sie in Strömen von den Schotten, wo sie bereits vor Tages Anbruch ihren Ausgang begann, zu den Michaelern, Augustinern an der Burg, den Kapuzinern am Mehlmarkt, von da zu den Maltesern, in den Stephansdom und so fort, bis sie ihre Pilgerfahrt in der kleinen gothischen Kirche zu Maria Stiegen beschloß. Sie hörte nur sogenannte stille Messen an Seitenaltären, denn zu den sogenannten gesungenen, oder zu Hochämtern würde der Zeitraum eines Vormittags nicht ausgereicht haben.

Und des Abends wieder wohnte sie in mehreren Kirchen der Vesper bei und zum Schlusse, wenn der Priester bereits den Altar verlassen, und alle Kerzen bis auf die ewige Lampe verlöscht waren, scharten sich die Andächtigen um sie, knieend im Kreise, während sie mit einer mächtigen und erschütternden Stimme die Litanei vorbetete.

Schon seit Monaten und mit immer steigender Theilnahme trieb sie ihr Wesen; sie hatte sogar die letzte Niederlage in Ungarn vorhergesagt, — behaupteten ihre gläubigsten Anhänger, — und als Ursache derselben den Umstand angegeben, daß der Feldherr vor dem Gefechte kein Hochamt celebriren und die Soldaten nicht hatte beichten und communiciren lassen. Alte Weiber waren der festen Ueberzeugung, sie würde demnächst Wunder wirken und nach ihrem Tode jedenfalls heilig gesprochen werden. Schon jetzt brachte man ihr kranke Kinder, um über ihnen zu beten und sie zu segnen; Blinde, Lahme und Taube ließen sich von ihr streichen und rütteln, Epileptische den vermeintlichen Teufel austreiben. Die Clerisei sah diesem Treiben zu und wenn man sie nach der Wahrhaftigkeit der Sendung der Felbinger befragte, so antwortete sie durch eine feierliche Miene, die etwa ausdrücken sollte: Der Herr ist oft auch mächtig im Schwachen. Eine bestimmtere Erklärung vermied die höhere Geistlichkeit; denn sie mochte der Felbinger noch nicht ganz sicher sein, eben weil eine

Verrückte sich nicht gut leiten läßt, und weil sie zur Zeit noch befürchten mußte, durch ein offnes Bündniß mit der Prophetin leicht compromittirt zu werden. —

Endlich wurde der Hof selbst, wahrscheinlich durch die Jesuiten angeregt, aufmerksam auf die Prophetin. Der Kaiser befand sich nicht in Wien, nur die jungen Prinzen Ferdinand und Leopold und eine Erzherzogin. Man gab den Wunsch zu erkennen, die Felbinger zu sehen und zu hören; dieser Wunsch ward derselben mitgetheilt und sie erklärte, daß sie — gleich der Johanna d'Arc etwa — jede Person in der ihr unbekannten Versammlung kraft ihrer Sehergabe, ohne daß sich eine derselben durch ihre Tracht kenntlich machte, mit ihrem betreffenden Namen und Rang bezeichnen würde. Diese Versicherung steigerte nicht wenig die allgemeine Neugierde und wob um die seltsame Alte noch einen breitern Nimbus des Wunderbaren.

Es wurde in der Burg ein Saal zu diesem Experiment eingerichtet, mit einem Altar und zahlreichen Sitzen an den Wänden für die Zulässigen versehen. Diese bestanden, nebst den kaiserlichen Personen, aus den obersten Hofämtern, den Generalen, mehreren höheren Offizieren, vielen vom hohen Adel und der gesammten höhern Geistlichkeit. — Unter den Offizieren befand sich auch Feldmarschall Leßly und der gegenwärtige Obristwachtmeister Mac Fergus.

Der Abt vom Schottenkloster war beauftragt, gewisse Fragen an die Seherin zu richten.

Sie ward eingeführt und lag ausgestreckt vor dem Altare, während ein Augustinermönch eine stille Messe las. Nach derselben erhob sie sich auf den Zuruf des Abts, betete knieend die Litanei vor, zu welcher die ganze hohe Versammlung respondirte, und betrat dann eine Estrade, um ihre Bußpredigt zu halten.

Sie sprach über die sieben Todsünden mit einer Art fanatischer Schwungkraft und mitten aus einem Schwall unzusammen-

hängender Worte tauchte mancher kühne Geistesblitz, manches feurige Wort auf, namentlich als sie den Tod des unbußfertigen Sünders und die Qualen der höllischen Verdammniß schilderte. — Die Rede dauerte mehr als eine Stunde und die Prophetin endigte ziemlich erschöpft mit dem Vaterunser und dem apostolischen Glaubensbekenntniß. Die Versammlung schien tief erschüttert, wenigstens bemächtigte sich eines Jeden ein unheimliches Gefühl beim Anblick dieses verzerrten, gespensterhaften, abgezehrten Weibes. — Man labte die furchtbar nervös Aufgeregte mit einem Glase Wasser und Weines, die Näherstehenden umdrängten sie, sprachen sie an, richteten Fragen und Segensworte an sie. Auch Mac Fergus befand sich darunter. Ihn, der das Gaukelwesen der Verrückten oder Verzückten im Innern belächelte, überkam ein seltsamer Gedanke, der mit etwas Heiterkeit gemischt war, und er raunte ihr beim Vorübergehen leise die Worte zu: „Du darfst heut nicht prophezeien, es ist ein Mörder Wallenstein's in der Versammlung!“ welche die Alte jedoch nicht zu beachten schien, denn ihre Blicke waren so eben starr nach der Höhe gerichtet, von wo sie sich ihre Weihe und jedesmalige Begeisterung zu holen schien. Nichts an ihr zeigte an, als hätte sie jene leis' gesprochenen Worte vernommen, oder zu einem Zusammenhang zu bringen gewußt.

Der zweite Act des Schauspiels sollte nämlich beginnen und die Seherin die Schicksale der nächsten Zukunft verkündigen. — Zum Beschluß erst wollte sie jene verheißene Erkenntnißprobe ablegen.

Todtenstille herrschte wieder in der Versammlung, die Prophetin stand isolirt auf ihrer Estrade und der Abt richtete in feierlichem Tone die Frage nach dem Erfolg des eben beschlossenen neuen Feldzugs gegen die Türken an sie. —

Kein Athemzug bewegte sich, aber auch die Prophetin verharrte lange schweigend, die Blicke stier auf den Boden gesenkt,

ihre Hände hielten das Crucifix krampfhaft umklammert, ihre Brust arbeitete convulsivisch und Schweißperlen bedeckten ihre Stirne. —

Ohne Zweifel war bei der Unglücklichen nach der vorhergegangenen Anstrengung Gedankenlosigkeit eingetreten und die nöthige Nervenaufregung wollte sich nicht wieder einstellen.

Nach einer überaus langen Pause, während welcher Todtenstille und ungemeine Spannung herrschte, wiederholte der Abt seine Frage:

„Was verkündigt Dir, fromme Schwester! der Geist über unsere nächste Zukunft im Kriege gegen die Ungläubigen?" —

„Oder," fuhr er, als sie noch immer schwieg, nach einer Weile fort, „ist vielleicht die Gnade und Erleuchtung des Himmels noch nicht über Dich gekommen?" —

Jetzt erhob — als finde sie sich wieder — die Alte fürchterlich kreischend ihre Stimme und schrie:

„Die Gnade wird nicht kommen, die Gnade kann nicht kommen; es ist ein blutiger Mörder Wallenstein's in der Versammlung!"

Alles war entsetzt, Aller Blicke wendeten sich nach Leßly, der in der Nähe der kaiserlichen Prinzen stand. Auf einen Moment peinlicher Stille folgte seltsames Geräusch, Flüstern, Murmeln; aber die Alte, die, nach der Art der Wahnsinnigen, einmal einen Gedanken oder eine Phrase erfaßt hatte und davon nicht loszukommen vermochte, wiederholte unabläßig und unzählige Mal mit der markzerreißenden kreischenden Stimme: „Die Gnade kann nicht kommen, es ist ein blutiger Mörder Wallenstein's hier; ich kenne ihn!"

Der Hof erhob sich und entfernte sich bestürzt.

Auf einen Wink des Prinzen Ferdinand wurde die tobende Prophetin hinausgeschafft, die mit ihrem ewig wiederkehrenden Rufe noch lange die Gänge der Hofburg erfüllte.

Leßly war vernichtet! Alles floß wirr um ihn durcheinander; die ganze Versammlung wich in peinlicher Verlegenheit. Kaum behielt der General so viel Besinnungskraft, um sich, mit dem einen Arme auf seinen Adjutanten, mit dem andern auf den Obristwachtmeister Mac Fergus, der ihm hilfreich beisprang, gestützt, aus dem Gedränge zurückzuziehen. —

Man zerbrach sich über diesen entsetzlichen Zwischenfall — denn der Fortgang des ganzen Schauspiels wurde natürlich aufgegeben — die Köpfe. War dieser ungehörige, plötzliche Aufschrei der Alten eine phantastische Eingebung und sollte er eine Bedeutung haben, vielleicht für Wallenstein's Unschuld, wofür sich schon damals bei Hofe eine Partei insgeheim aussprach, aus einer prophetischen Seele heraus zeugen? Oder war es das Ergebniß einer Anstiftung, eines schändlichen Mißbrauches der Seherin zum Behufe einer Demonstration? Aber von wem sollte diese ausgehen? Weder vom Hofe, noch von der Clerisei, denen Beiden daran gelegen sein mußte, den Eger'schen Mord als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Und in wessen Händen und unter wessen Einfluß befand sich lediglich die Wahnsinnige? Unter dem der Geistlichkeit! Nie hatte sie bisher über ähnliche Verhältnisse in ihren Reden und Verkündigungen sich geäußert; sie hatte gegen Sünden, gegen Türken und Ketzer gepredigt. Die Verhältnisse des Hofes, des Landes waren ihr fremd; nur der Krieg gegen die furchtbaren Osmanen füllte nach dieser Seite hin ihren ganzen Ideenkreis aus. — Von einem Anhänger Wallenstein's also? — Er hatte keinen einzigen bei Hofe. — Von denjenigen, die, wie oben bemerkt, im Stillen an seine Schuldlosigkeit glaubten, gestand sich Jeder selbst, daß er nicht im Stande sei eine solche Demonstration zu veranlassen, weil sie erstens nicht in seinem Interesse lag, weil sie unnöthig und überflüssig war, und endlich aus Furcht vor den schrecklichen Folgen eines solchen Wagnisses, das als eine Verhöhnung der Justiz des hochseligen Kaisers angesehen werden mußte,

Der Hof selbst war außerordentlich bestürzt über den Vorfall und fühlte sich schmerzhaft berührt, um so mehr, als man sich vergebliche Mühe gab, Bewzggründe und Zweck desselben zu erforschen. Mit der peinlichsten Aengstlichkeit hatte man schon längst bei Hofe sowohl, als in den ihm angehörigen adeligen Kreisen vermieden, des Herzogs von Friedland auch nur namentlich zu erwähnen. Man wünschte die ganze Wallensteinische Verschwörung vergessen, als läge sie schon Jahrhunderte lang begraben, man wünschte sie aus dem Gedächtniß der Zeitgenossen verwischt.

Natürlich wurde die alte Prophetin über Grund und Wesenheit ihrer Aeußerung scharf inquirirt, ohne jedoch Auskunft geben zu können, da in ihrem zerrütteten Gehirne das Gedächtniß gewiß die schwächste Seite und dessen Folgenreihe eine äußerst lückenhafte war. Man mußte sich jetzt überzeugen, wenn man es nicht schon wußte, daß man es mit einer Wahnsinnigen zu thun habe. Die Alte ward in sicheres Gewahrsam gebracht; ihre Kirchfahrten, öffentlichen Gebete und Predigten hatten ein Ende. Sie starb auch bald darnach im vollständig ausgeprägten Wahnsinn unter frommen Visionen und Teufelsgesichten in einem Nonnenkloster. Dem Volke blieb ihr Aufenthalt sowohl, wie die Zeit ihres Todes ein Geheimniß. Denn gleich nach dem Verschwinden seiner Seherin aus der Oeffentlichkeit, verbreitete sich unter dem Volke das dumpfe Gerücht, die fromme Felbingerin habe bei Gelegenheit jener Vorstellung am Hofe dem Kaiserhause entsetzliches Unheil prophezeit und werde deshalb, und damit jene Prophezeihung durch sie nicht etwa schreckverkündend in's Publikum bringe, gefangen gehalten; auch hätten alle Diejenigen, welche den Offenbarungen beigewohnt, einen feierlichen Eid schwören müssen, ein ewiges Stillschweigen darüber zu beobachten.

Und doch war dies Alles nichts, als ein durch Rachelust verstärkter Muthwille des Schotten Mac Fergus, der ihn dem Weibe jene Worte zuflüstern hieß, ohne die entfernteste Berechnung

des erwachsenen, so gewaltigen Erfolges, und dem sein Spiel gelungen war.

Warum aber verfuhr Mac Fergus so entschieden feindselig gegen Leßly? War es allein der Auftrag Pater Xaver's, der ihn dazu bestimmte, oder die Beleidigung, die ihm in früherer Zeit widerfahren und die er nicht verschmerzen mochte? Beides! Vor Allem aber die Dankbarkeit, die ihn an den Jesuiten fesselte. Ja, der Schotte, wenn auch durch keine andere gute Eigenschaft besonders ausgezeichnet, war doch der Dankbarkeit im vollsten Maße fähig. Deveroux und Leßly waren in seinen Augen schlechte Menschen, die sich, durch Hoffnung auf Lohn und Beförderung, zur Ermordung Wallenstein's und seiner Generale hatten brauchen lassen. Leßly, sein Landsmann noch dazu und gleichfalls von geringer Herkunft, wie er, hatte, vom Glück frühzeitig zum Offizier befördert, den gemeinen Soldaten, der noch keine Gelegenheit gefunden, die Blicke des Feldherrn auf sich zu ziehen, seinen Uebermuth fühlen lassen. — Damals, als der Niedere, von tyrannischem Gehorsam Geknechtete, mußte er seinen Zorn zurückhalten. Jetzt fühlte er sich ebenbürtig, jetzt sah er ein, wie es keine so besondere Kunst und kein so seltener Vorzug sei, zu steigen, jetzt dünkte er sich nicht weniger, als Jener, aber besser. Denn, hatte er auch in der Wuth den schurkischen Wallonen getödtet, der wohl dasselbe an ihm gethan haben würde, wäre er ihm nicht zuvorgekommen, so hatte er doch nicht leidenschaftlos und für schnöden Lohn gemordet und wen gemordet? Den ruhmreichen Feldherrn, der Alle, die er treu glaubte, und dafür hielt er alle seine Mörder, durch Erhebungen und Ehrengeschenke ausgezeichnet hatte. Zu diesem feigen Morde Leßly's gesellte sich also noch der Undank. Und der Undank war, nach Mac Fergus' in der Jugend eingesogenen Begriffen, ihm das schwärzeste der Laster. Der Pater Xaver — ihm gleichgültig, was diesen antrieb, die beiden Genannten zu verfolgen! — war ihm fremd und war dennoch sein Wohlthäter

geworden. Er hatte ihm unzweifelhaft das Leben gerettet, hatte ihm durch seine reichen Geschenke seine gegenwärtige Rangstufe bereitet, und dies Alles für einen geringen, für keinen blutigen Dienst, für ein einfaches Geständniß, das auf der reinen Wahrheit beruhte und das einem edlen und schönen Fräulein noch dazu zum Heile gereichen sollte. — Dem Schotten kam sein neuerer Auftrag vor, als übe er in ihm nur ein Vergeltungsrecht an Leßly. Der Herzog hatte diesem, Buttler, Deverour und den Uebrigen sein vollstes Vertrauen geschenkt; dafür verriethen sie ihn. Auch gegen Mac Fergus schien Leßly einiges Vertrauen zu hegen: dafür hatte er ihm im entscheidenden Augenblicke der Schlacht das Pferd niedergeschossen, hatte den verhängnißvollen Auftritt mit der wahnsinnigen Prophetin herbeigeführt. Und um ihn, so wie er getäuscht, auch ferner zu täuschen, sprang er, da der furchtbare Schlag geschehen, zu seiner Hilfeleistung herbei.

„Ich dank' Euch, Obristwachtmeister!" hatte Leßly gesagt, nachdem er mit seiner Hilfe in seine Wohnung gelangt war, „ich danke Euch, Landsmann!"

— „Ich dank' Euch, Landsmann," wiederholte Mac Fergus höhnisch lachend, nachdem er den Feldmarschall verlassen; „der Hölle dank' ich's, würdest Du sagen, wenn Du wüßtest, woran es ist."

Er beeilte sich, über das neueste Ereigniß, das im Grunde für ihn eine mehr drollige Seite hatte, als eine gefährliche, Bericht an Pater Xaver nach Prag abzustatten. —

— Den Grafen Leßly aber traf es als ein furchtbarer Schlag. Vor dem gesammten Hofe, vor den Würdenträgern der höhern Clerisei und dem Adel, hatte ein, bis dahin für heilig und prophetisch gehaltenes, jedenfalls aber verrücktes Weib, seine „Ausführung der kaiserlichen Intention" einen blutigen Mord, ihn einen Mörder genannt. Denn ihm allein konnte der Ausruf der Fanatikerin gelten; es befand sich im Saale keine einzige Person, die bei der Eger'schen Affaire gegenwärtig gewesen wäre.

Er erkrankte nicht unbedenklich. Nachdem er genesen, bat er um die Erlaubniß, sich auf einige Zeit nach Prag begeben zu dürfen, die ihm auch gnädigst gewährt wurde. Er hatte in der That daselbst Angelegenheiten zu ordnen. Ein kaiserliches Geschenk setzte ihn in den Stand, den größten Theil der Schuldforderung des Juden Löw zu decken und so dem schimpflichen Verkauf oder der Sequestration seiner Güter zuvorzukommen. Auf diese Wendung hin hoffte er die Familie seiner Braut wieder zu versöhnen, und — wozu ihn lediglich auch der Ehrgeiz trieb — sich mit der schönen Gräfin zu vermählen. —

20.

Die Gräfin Terzky saß im Saale allein, das Haupt schwermüthig in die Hand gestützt.

Leise öffnete sich die Thüre, Rafael und Bohumila traten herein. Sie sanken zu den Füßen der Gräfin nieder und flehten:

„Theuerste Mutter! Laß' uns nun nach Spanien zieh'n, wie Du uns verheißen. Laß' uns diese Trauerstätte meiden."

— „Wollt Ihr schon so schnell von mir scheiden?" rief entsetzt die Gräfin. Sie glaubte, der schreckliche Moment sei gekommen, wo es zwischen ihnen klar werden, wo die Nothwendigkeit der Trennung ausgesprochen und ihr Entschluß den Kindern offenbar werden mußte.

Es durchschauerte sie eisig. Sie raffte alle Gewalt zusammen, deren ihre starke Seele fähig war, für den Auftritt, der ihr bevorstand, für den Kampf ihres Herzens, der ihr noch vorbehalten war.

„Du gehst doch mit uns, Mutter!?" rief erbleichend Bohumila.

Frau von Terzky schwieg, aber in ihrem Innern hallte die dumpfe Antwort:

„Ja wohl! Ich in's Grab — Ihr unter den blühenden Himmel Hispaniens."

„Ich muß noch bleiben," versetzte sie stockend nach einer Pause, „ich muß noch abwarten."

„Aber Du sagtest doch," warf Rafael ein, „es sei Alles vollbracht."

— „Noch nicht," entgegnete sie in peinlicher Angst, — „es hat sich inzwischen etwas ereignet." —

„Dann bleiben wir auch," rief Bohumila und bedeckte ihre Hand mit Küssen, „wir weichen und wanken nicht von Dir."

— „Ich muß Euch endlich sagen, Kinder!" hub sie nach einem furchtbaren Kampfe mit zitternder Stimme an —; aber Pater Xaver wurde plötzlich gemeldet, und endigte durch seine Dazwischenkunft ihre Pein und schob das Erschütternde des Auftritts auf eine spätere Stunde hinaus. —

Nun, da Bohumila und Rafael in fast alle Geheimnisse der Gräfin eingeweiht waren, brauchte er in deren Gegenwart weniger Zurückhaltung mit seinen Mittheilungen zu beobachten, und Frau von Terzky selbst sprach oft zu ihnen unverhohlen von ihren Plänen.

Xaver berichtete demnach:

„Wie man mir mittheilt, hat Buttlern dieser Streich wohl tief erschüttert, doch nicht ganz gebeugt. Er hofft noch."

„Doch nicht die Tochter dem Kloster wieder zu entreißen?" fragte rasch die Gräfin.

— „So ist es, gnädige Frau! Er eilt nach Wien, will Schritte beim Kaiser, bei der Kaiserin Mutter thun, Himmel und Erde in Bewegung setzen, daß man ihm Katharina frei gebe."

„Was kann der Kaiser in der Sache thun? so sagtet Ihr selbst, Pater Xaver."

— „Es handelt sich nur um die wärmsten, dringendsten Empfehlungsbriefe nach Rom und um eine Gestattung, die in dieser und anderer Form schon dagewesen. Der Herr Domprobst (kapitolní proboŝt u sv. Víta), dem er sich in seinem Schmerz rath- und trostbedürftig in die Arme warf, zeigte ihm die Möglichkeit dieser Aussicht, und unser hochwürdiger Provinzial hat mich näher darüber belehrt. Weil nämlich Katharina, wenngleich auf gesetzliche Weise, während der Abwesenheit des Vaters und ohne ihn gleichzeitig in Kenntniß zu setzen, — abgesehen davon, ob sie die Bewilligung erhielt oder nicht — den Schleier nahm, so kann dieser Schritt, vom elterlichen Standpunkt aus und auf Antrag des Vaters, als ein geistlicher Irrthum oder eine geistliche Uebereilung betrachtet werden, welcher noch nachträglich eine Prüfung zu folgen hat."

„Weiter, Hochwürdiger! Ich bin begierig, dies Gewebe von Spitzfindigkeiten zu erforschen."

— „Der heilige Vater allein hat diesen Sachverhalt zu prüfen, und kann nach Befinden die Erlaubniß zu dieser Probe geben. Buttler ist bereit die Hälfte seiner Güter für diese Gewährung an die Kirche zu schenken."

„Dann hat er sie," fiel bitter die Gräfin ein, „die Kirche läßt mit sich handeln. Verzeiht, Hochwürdiger — !"

— „Die Kirche," fuhr Xaver mit einem Seufzer fort, „hat durch das Lutherthum in Deutschland ungeheure Verluste erlitten, so daß es ihr nicht zu verargen ist, wenn sie darauf Bedacht nimmt, sich wieder zu kräftigen. Die deutschen Fürsten waren doch nur darum so eifrige Förderer und Anhänger der neuen Lehre, weil sie mit scheinbarem Fug und Recht sich der geistlichen Stifter und Präbenden bemächtigen, Bisthümer und Abteien mit ihren Ländern vereinigen und die Kirchen ihrer Schätze berauben durften. Es ist viel, unendlich viel verloren gegangen, und es gehören vielleicht Jahrhunderte dazu, bis Alles

wieder zurückerlangt ist. Doch dies ist mit die Aufgabe unsers Ordens! — Gestattet, gnädigste Frau, daß ich fortfahre. — Hätte Katharina, vor ihrem Eintritt in das Kloster, Einem oder dem Andern ihrer Verwandten, gleichviel welchem — da der Vater nicht gegenwärtig war und ohne sich an die Bewilligung zu binden, ihren Entschluß kund gemacht, so war nichts Lückenhaftes in dem ganzen Verfahren, ihr Schritt blieb unumstößlich. Dies jedoch hat sie unterlassen. — In diesem Falle genügte blos die einfache Anzeige davon an die Witwe Fahrbacher, ihre einzige Verwandte, und die Berufung darauf. — Die Kirche kümmert sich nicht, da wo der Laie großjährig, um die Bewilligung seines nächsten Verwandten, sondern sie verlangt nur den Erweis, daß ihm der Schritt angezeigt worden. Bei Unmündigen jedoch ist die Genehmigung von Eltern oder Vormündern unerläßlich. So wahrt sie, gerecht, mild und weise, nach beiden Seiten hin die Rechte. Es soll kein übereilter Schritt gethan, aber auch Niemand, den ein unabweisbarer Beruf in die heiligen Mauern drängt, durch die weltliche Macht davon zurückgehalten werden. Man gebe dem Herrn, was des Herrn ist!"

— „Aber, Ihr sagtet ja, Katharina hat freiwillig, hat freudigen Herzens gewählt."

„Gewiß, gnädige Gräfin!"

— „Wie mag man die Gottesbraut zwingen, von ihrem Gelübde zu weichen, den Schleier abzulegen, dem Schwure, den sie dem Himmel geleistet, treulos zu werden? Ist ein geistlicher Schwur so leicht zu lösen, Pater Xaver?"

„Man zwingt sie nicht; — sie soll, um der von mir bereits genannten Voraussicht wegen, sich einer abermaligen ernsten Prüfung unterwerfen."

— „Und welche Hoffnung erwächst daraus für Buttler?"

„Katharina verläßt das Kloster und wird dem Schutze einer ehrwürdigen Matrone übergeben, welche die Geistlichkeit zu wäh-

len hat. Ihre Clausur daselbst bleibt eben so streng, wie dort; mit dem einzigen Unterschiede, daß nebst ihrem Beichtiger auch alltäglich ihr Vater sie besuchen und insgeheim sich mit ihr unterreden darf. Sie hat demnach Gelegenheit sich abermals zu prüfen, ob sie fest beharren will, oder ob ihr Sinn sich wieder zu dem Weltlichen geneigt fühlt. — Das Letztere hofft Buttler durch das Aufgebot all' seiner väterlichen Zärtlichkeit zu erreichen. — Und ich fürchte es fast. — Erklärt dann, von seinen Bitten und Thränen bestürmt, Katharina, daß sie ihm wieder angehören wolle und der Welt; dann hat der heilige Vater die Gewalt, ihr Gelübde zu lösen und der hochwürdige Erzbischof entnimmt ihr die Weihe."

— „Und Ihr denkt, ein schlichter Graf wird auf seine immerhin doch nur geringen Geschenke hin, das durchsetzen, was die Päpste nur in außerordentlichen Fällen gekrönten Häuptern bewilligen?"

„Fürst Colalto wird mit ihm im Bunde sein, sein Ansehen, seinen Reichthum mit in die Wagschale legen. Bei ihm handelt es sich darum, den Schein der Zurücksetzung und des Lächerlichen, welcher durch Katharina's eigenmächtigen Schritt auf seine Ehre und Würde gefallen, zu tilgen. Und zu Buttler's Gunsten spricht, wie ich bereits erwähnt, der Fehler in der Form."

„Dann wäre also Alles," sagte die Gräfin in großer Aufregung, „was wir bisher unternommen, vergeblich gewesen; er würde glücklich, sein Kind elend. Er sollte triumphiren, das edle Mädchen doch sein Schlachtopfer werden, Pater Xaver!"

„So scheint's," sagte achselzuckend der Jesuit.

Die Gräfin winkte Rafael sich mit Bohumila zu entfernen. Er forderte sie auf, ihr in den Garten zu folgen, welcher seit einiger Zeit durch Basil's Pflege ein freundlicheres Ansehen gewonnen hatte.

„Pater Xaver!" rief die Gräfin, als sie sich mit ihm allein

wußte, „das kann, das darf nicht sein! Diesen Plan müssen wir hintertreiben; er darf nicht glücklich werden in der dennoch errungenen Hoheit."

— „Dies ist auch meine Ansicht, gnädige Frau, obgleich er selbst für den Fall der Wiedererlangung seiner Tochter erklärt hat, alle ihre Vermächtnisse und Schenkungen zu bestätigen, und so auch die des Gutes, welches der Gesellschaft Jesu zu Theil geworden."

„So hat sie Euch bedacht?"

— „Ich vergaß dessen zu erwähnen. Sie übertrug das Wohlwollen, welches sie für mich hegte, auf den Orden und belohnte meine geringen Dienste auf diese Weise. Es war so wenig; — ich konnte der Bedrängten nur Rath ertheilen und sie trösten. — Indessen könnte Buttler, wenn er wollte, denn doch die Legate für nichtig erklären. Auf der andern Seite aber wird ihn die Freude über den Wiederbesitz Katharina's nicht dazu gelangen lassen."

„Rathet mir, Hochwürdiger! Was ist zu thun?"

— „Noch fehlen mir alle Mittel und darum auch jede Berechnung ihrer Verwendung. Doch hoffe ich auf zwei- und — dreierlei. Auf Katharina's Widerstand. Ihr Entschluß war ein starrer, fester: ich sah ihn reifen. Sie entsagte mit weiblichem Heldenmuthe; ihr Herz ist für ewig von ihm losgerissen, seit sie weiß, wie tief er ihre Mutter erniedrigt, welch' elendes Los er ihr bereitet hat. — Als er am Sprachgitter vor ihr erschien, war sie mild, doch ruhig und gemessen; der Schmerz schien überwunden, er ihr fortan ein Fremder geworden. Vielleicht verharrt sie in allem Dem. — Dann baue ich auf den Einfluß der Aebtissin und ihrer Schwestern, in deren Kreise sie fortan ihre Welt gefunden. Sie werden sie nicht lassen wollen, sie werden sie mit Bitten und Thränen bestürmen und wenn sie doch gezwungen auf die Probezeit sich von ihnen trennen muß,

so wird sie, wie ich sie kenne, vorher einen feierlichen Eid ablegen, daß sie wiederkehrt. Den wird sie halten. — Sollte ich aber auch darin mich täuschen, so baue ich auf ihren Tod."

„Ihren Tod?!" rief die Gräfin überrascht, „auf Katharina's Tod, Pater Xaver?"

„So ist's, gnädigste Frau. Denn angenommen auch, daß Buttler's Bitten und Thränen, daß die ausgesuchteste Zärtlichkeit von seiner Seite, daß das Mitleid bei seinen Leiden, ihren Sinn erweicht, daß sie zu ihm zurückkehrt in die Welt; so wird die Sehnsucht nach dem geistlichen Asyl, in dem sie eben im Begriffe war, den Frieden zu finden, so wird das Opfer, Colalto's Gattin werden zu müssen, ihr Herz brechen. Man wird ihr statt der Brautkrone den Todtenkranz in die Locken flechten, noch ehe sie des Fürsten Umarmung berührt. — Sie hat dann auch die Ruhe gefunden, doch nur nach abermaliger herber Prüfung. — Und diesen letztern bittern Kelch hätte ich gerne von ihr genommen. Denn ich weiß es, daß Katharina jetzt glücklich ist, und daß ihr dieses Glück bleibend erhalten werde, dazu müssen wir ihr unsichtbar den Rettungsarm leihen."

— „Ja, das wollen wir, Hochwürdiger! Ich liebe das arme Kind, das mir doch fremd, als wäre es ein mir theures Wesen." —

„Kommt die Zeit der Handlung," fuhr Xaver lebhaft fort, „so liefert sie uns vielleicht auch die Mittel für unser Einschreiten. Sie mag uns aber gerüstet finden. Ich habe bereits die Art erwogen, auf welche Buttler's Haupt mit irgend einer großen Schmach zu belasten wäre, um —."

„O!" rief die Gräfin voll Hohn, indem sie ihn unterbrach, „wälzt ein Riesengebirge voll Schmach auf dieses Haupt, Ihr werdet es dennoch nicht beugen. Hat es denn der gewaltige Schmerz über den unersetzlichen Verlust, den wir ihm bereitet, vermocht?"

— „Nein, Gräfin! Aber diese Schmach scheucht den Fürsten Colalto von ihm und seiner Tochter. Dann ist des Alten ehrgeiziger Plan vernichtet! Kein Freier von gleichem Range naht; Katharina mag in's Kloster wiederkehren, denn nur um mit ihr zu prunken, durch ihren Glanz sich Glanz zu geben, sein Wappen in einen fürstlichen Stammbaum hineinzupracticiren, entreißt er sie der gottgeweihten Zelle."

„Natürlich, weil seine Schande unsterblich ist, meint er, die ihm erwiesenen Ehren würden auch an die Nachwelt gelangen, und diese irre leiten. Sie würde überlegen und in Betracht ziehen: der Mann, den der Kaiser so hoch geehrt, mit dem sich ruhmreiche Fürstengeschlechter verbunden, kann doch kein gemeiner Verbrecher sein."

— „Und daran, gnädigste Frau, klammert er sich mit eiserner Angst. — Ich bin Euch," unterbrach sich hier der Jesuit, „noch einen kurzen Bericht von Mac Fergus aus Wien schuldig. Er hat ohne Auftrag für uns gehandelt. Seine mangelhafte Einsicht und Berechnung wies ihm ein seltsames, aber sehr wirksames Mittel an."

— Xaver erzählte jetzt der Gräfin jenen Auftritt in Wien, wie wir ihn bereits kennen, nach der Mittheilung des Schotten.

Aus den Augen der Gräfin blitzte es freudig.

„Ich wiederholte es stets," sagte sie, „nicht wir, — ihr Geschick ist ihr Racheengel. Dem Schotten sind wir zum Dank verpflichtet für diesen in der That seltsamen, geschärften Streich. Er hat die Schneide seiner Waffe in Gift getaucht. — Vor dem gesammten Hofe, Pater! Und ohne unser Anstiften. Ei der Schotte, unter unsrer stets unmittelbaren Leitung, hätte noch Wirksameres geleistet. Er kann den Soldaten dem Soldaten entgegenstellen. Das vermögen wir nicht." —

„Diesmal war er mehr ein schlauer Priester, oder ein Weib," versetzte Xaver lächelnd.

— „Denkt Euch, wie dies in ihre Ohren gedröhnt haben mag all den durchlauchtigen und ehrwürdigen Herren, als die „Gottgeweihte“ schrie: „Die Gnade kann nicht kommen; es ist ein Mörder Wallenstein's im Saale!“ — Sie nannte das „Judicium“ also einen Mord!“

„Im Grunde war die Sache keck eingeleitet und konnte schlimm für Mac Fergus ausschlagen.“

— „Daran meinte ich eben, Pater! den Soldaten zu erkennen, der tollkühn auf die Gelegenheit losgeht.“

„In Folge dieses Auftritts kehrt der Graf nach Prag zurück, der schlimme Eindruck mag sich dort erst verwischen, ehe der Capitain der kaiserlichen Leibwache mit seiner jungen Gemahlin auf seinem Posten wieder eintrifft.“

„Mit seiner Gemahlin?“ fragte erstaunt die Gräfin.

„Ich befürchte, daß diese Verbindung doch noch zu Stande kommt, und er erringt, wornach Buttler immer noch strebt: eine fürstliche Verwandtschaft. Der Cardinal-Bischof von Olmütz, Graf Dietrichstein, der Gräfin Oheim, ist Reichsfürst.“

— „Erklärt Euch deutlicher, Hochwürdiger!“

„Nach den mir gewordenen Mittheilungen hat Leßly vom Hofe ein beträchtliches Gnadengeschenk erhalten, welches ausreichen dürfte, die Forderung des Juden Löw zu decken und die Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse zu ordnen. Auch der Jude hat Nachricht davon. Seine Güter werden nicht verkauft und die Sequestration ist erledigt. Wieder im Besitze der Herrschaften dürfte er Schritte machen, sein Verhältniß mit der Familie Dietrichstein neu anzuknüpfen: das verlangt seine Ehre. Und die junge Gräfin wird, da die Sache einmal so weit gediehen, nicht unerbittlich sein, — zumal eine Ausgleichung der Familie selbst wünschenswerth sein muß.“

„So wär' uns denn,“ sagte Frau von Terzky betroffen und herabgestimmt, „abermals ein Werk zu nichte gemacht. Wir

haben nur aufgehalten und nicht verhindert; wir haben ihn beschämt, aber sein Glück nicht zerstört."

— „Den Anschein hat es sicher, gnädige Frau, wenn wir nicht neue Mittel finden."

„Um das Spiel immer wieder vom Neuen zu beginnen. Das aber währt ja ewig, und meine Geduld ist nur eine Menschengeduld!"

„Man darf nicht vom Kampfplatz weichen, so lang der Feind noch sichtbar."

— „Kennt Ihr ein neues Mittel, Pater Xaver, um ihn zu verderben? — Doch halt!" — unterbrach sie sich, und ihre Augen leuchteten wieder, erglüht von der Gewalt eines Gedankens. — „Er mag der glückliche Gatte der Gräfin werden. Ich aber will ihm die Wonne der Brautnacht und die Freuden des Beilagers vergällen. Vielleicht auch der Gräfin, doch meist ihm! Ich will einen schwarzen Schatten werfen auf seinen Ehepfad, den er sich mit Sonnenlichtern umgaukelt träumt. Er soll mich wiedersehen. — Doch davon später, Hochwürdiger! — Ich wollte Euch doch sagen, daß Eure heutige Dazwischenkunft den letzten bittern Auftritt meines Lebens beseitigt, oder vielmehr nur hinausgeschoben hat. Gedrängt von meinen Kindern war ich eben im Begriffe, als Ihr eintratet, ihnen die Nothwendigkeit unserer Trennung zu verkündigen. Doch, was heute nicht geschah, muß morgen geschehen. — Ihr werdet fragen, warum so früh, da mir noch so viel zu vollenden oder abzuwarten übrig bleibt? — Sie mögen sich daran gewöhnen."

„Ihr werdet es nicht können, gnädigste Frau! so fest auch Euer Entschluß stehen mag."

— „Wozu ihnen folgen? Ob hier, ob dort, nimmt mich doch eine Klosterzelle auf. Denn mein Dasein ist gebrochen."

„Wer so viel geopfert, könnte auch der Liebe seiner Kinder ein Opfer bringen."

— „Soll ich, wie eine dem Grabentstiegene, wie ein Gespenst mich zwischen ihre reinen Freuden drängen, für die in meinem Herzen wohl die Theilnahme schlägt, aber wie der Herzschlag eines bis zum Tode Kranken? Soll meine finstre Gestalt mit allen schauerlichen Erinnerungen ihnen den heitren Sonnenhimmel trüben? — Fern von mir, werden sie trauern, aber in ihrer Liebe mich bald vergessen. Ihnen und mir wird besser sein!" —

„Und was kettet Euch an Böhmen?"

— „Es birgt die Asche meiner Lieben und ist die Heimath meines Schmerzes, und dieser Schmerz meine einzige Nahrung, von der ich zehre, so lange ich noch athme. Ihr kennt die Kirche von Sanct Jacob in Jičin, die der Herzog kurz vor seinem Tode nach dem Muster der berühmten Wallfahrtskirche von Sanct Jacob von Compostella in Spanien hat erbauen lassen. Dort ruhen meine Lieben, und nicht fern von da, nur eine kurze Strecke außerhalb der Valdicer Vorstadt, liegt die Karthause von Valdic und dort schlummert er mit seiner breiten Herzenswunde, an der Seite seiner ersten Gemahlin, der Freifrau Nekeš von Landeck, die zuerst sein Glück begründete, und der er stets ein dankbares Andenken bewahrt. So werde ich täglich, unbekannt und unerkannt, wandeln von einer Stätte zur andern, als Laienschwester der Paulanerinnen, — damit mir diese Pilgerfahrt gestattet sei —; aber ich werde die Gegend seines Schlosses am Markte meiden, welches die schönsten Tage unsers Glückes und unserer Hoheit, unserer ruhigen Hoheit, gesehen. Es wird nicht lange währen, — und sie werden mich vielleicht eines Morgens todt ausgestreckt auf seiner Gruft finden." —

„Also doch ein Kloster," warf Xaver ein. „Es gibt deren auch in Spanien."

— „Wie ich gesagt: Ob dort, ob hier; mein Herz ist doch gebrochen. Und hier findet mein Schmerz seine Nahrung. Ich lebe ja nur noch in seinen Erinnerungen."

„Und vermöchtet Ihr nicht, gnädige Frau, nachdem die Asche der Todten entsühnt, nachdem Ihr an allen Euren Feinden gerächt, nachdem *sie erfahren, daß Ihr gerächt seid*, den Nacken stolz und triumphirend zu erheben, vermöchtet Ihr nicht, von Glanz und Hoheit umgeben, während sie erniedrigt, dem Leben und Wirken wieder anzugehören, fortzuleben mit und in der Liebe Eurer Kinder!? Noch liegt eine große Frist vor Euch: ein weiter Raum bis zum Daseins-Abend, warum sollte ihn kein Sonnenstrahl mehr beleuchten!"

„Mir fehlt die Empfänglichkeit. Ich bedarf meiner Erinnerungen, dieser versteinerten Schmerzen: sie sind Alles was ich habe, sie sind mein Geist. — Glaubt nicht, daß ich in die Klosterzelle mich verbergen will, um zu beten, und im Gebete Trost und Beruhigung zu finden. Gott vergebe es mir, er weiß, daß ihm meine Seele gehört, er weiß aber auch, daß für mich aus dem Gebete keine Beruhigung quillt. Ich bedarf nur der Einsamkeit. Gibt es doch Pflanzen, die nur im Schatten gedeihen, das Sonnenlicht tödtet ihre Triebkraft. — Die letzte Gräfin Terzky muß in der Heimatherde schlummern." —

„Wollt Ihr mir, gnädigste Frau! wohl gestatten, daß ich Don Rafael und seine Gattin auf das Unvermeidliche, das ihnen so Schmerzhafte, vorbereite?"

— „Ihr werdet mir einen Dienst erweisen, und mir den Kampf erleichtern. Und thut es bald, bevor mich Anderes in Anspruch nimmt, und — damit sie sich mit dem Gedanken befreunden. — Viel Dank, Hochwürdiger! für Alles, und jetzt gehabt Euch wohl."

Sie reichte ihm mildgestimmt die Hand, und entließ ihn.

Dann lehnte sie sich in's Fenster und blickte in den verglühenden Abendhimmel hinaus. —

So sehr Buttler durch den Verlust seiner Tochter in den ersten Tagen niedergebeugt und erschüttert war, so fand er sich

doch bald wieder, und die Hoffnung, die ihm der Grandprior in Aussicht stellte, belebte ihn neu. Dieser hatte in einer Unterredung mit dem Erzbischof und mehreren Kirchengelehrten die Ueberzeugung gewonnen, daß in der That wegen jenes Formfehlers, durch einen Ausspruch des Papstes, Katharina ihres Gelübdes entbunden und ihrem Vater wiedergegeben werden könnte, zumal da sie sein einziges Kind und bereits die Verlobte eines Mannes war, worauf die canonische Praxis besonders Rücksicht nehmen durfte. Diese Dispens des Papstes zu erlangen, war freilich mit großen Schwierigkeiten verbunden; aber Buttler beschloß Alles zu wagen und daran zu setzen; denn am Peinlichsten war ihm jetzt, — wo er wußte, daß ihm Katharina's Liebe verloren sei — seine Sellung dem Fürsten Colalto gegenüber. Denn Buttler hatte bei ihm geworben, hatte ihm die Tochter angeboten, — was Katharina nicht ahnen mochte! — Der Fürst glaubte sich von dem jungen Mädchen geliebt. — Welch' eine Enttäuschung, als verlautete, sie sei dem väterlichen Hause entflohen und habe ohne des Vaters Erlaubniß den Schleier genommen, für den hohen Bräutigam. Er wußte den Fürsten zu überzeugen, und dieser glaubte ihm, Katharina's Gewaltschritt sei nur eine Folge der Machinationen der Geistlichkeit; denn dafür sprach schon die Schenkung von zwei Gütern an die Jesuiten und an das Karmeliterkloster. Von Katharina's freiem Willen, von ihrer Neigung zum Klosterleben, von dem Motive, das sie zur Trennung aus der Welt bewogen, hütete er sich freilich Erwähnung zu thun. Dies Alles, hoffte er, würde die Tochter ihm zu Liebe später auch dem Gatten verschweigen. Er baute unendlich viel auf Katharina's mildes Herz; jetzt, wo er im Begriffe war ihr eine neue Dornenkrone zu flechten, hoffte er, sie würde, um seinetwillen, unter den blutigen Stichen ein Lächeln auf den Wangen heucheln. — War sie nur erst des Fürsten Gattin! Glanz, Reichthum, Hoheit, Zerstreuung sollte sie für Alles entschädigen: das war seine Berechnung. Er nahm von sich den Maßstab für

ein junges Mädchenherz. Weil ihn sein Rang für alle Entbehrungen der Vergangenheit, ja für alle Reue seines Gewissens entschädigte, wie sollte dafür ein Mädchen nicht seine kindischen Jugendträume aufgeben! Der tiefe Schmerz Katharina's, ihr Verzweifeln an der Welt außerhalb des Klosters, galt ihm für kindliche Beschränktheit, die sich noch aus den ersten Jahren der Erziehung herschrieb.

Zu spät gestand er sich, und er hatte es büßen müssen, wie er schwer gefehlt, daß er die Tochter so oft und so lange allein und sich selbst überlassen. Die Einsamkeit des Hauses mußte ihre Sehnsucht nach dem Kloster, wo ihre Gespielinnen und Freundinnen lebten, wecken, und diese ward natürlich von der Oberin sowohl, als vom Pater Xaver, dem er längst nicht mehr traute, genährt und benutzt, um ihrer eigenen selbstsüchtigen Zwecke willen. —

21.

— Die Gräfin saß in ihrem Armstuhl, zu ihren beiden Seiten, auf niederen Sitzen, Rafael und Bohumila; jener bleich und ernst vor sich hinstarrend, Bohumila die Wangen von Thränen benetzt. Frau von Terzky hielt die Häupter ihrer Kinder mit den Armen umschlungen, zärtlich an sich gepreßt. Alle drei verharrten so schon lange schweigsam, von Schmerz und Kummer niedergebeugt.

Die Gräfin hatte das entscheidende Wort gesprochen: das Wort der Trennung. Ihr Herz hatte mit dem Aufgebot aller Kräfte den Bestürmungen der Geliebten widerstanden. Bohumila's Thränen, Rafael's Bitten und Beweggründe waren erfolglos geblieben.

„Die letzte Gräfin Terzky," wiederholte sie, „muß in der Heimatherde schlummern."

Bohumila schwur, sie würde sich nie von der Mutter trennen, und Rafael flehte:

„O ziehe fort aus diesem grauenvollen Lande, von Unheil und Leidenschaften bewegt, von Gottes Arme schwer getroffen; es hat auch Dir und den Deinigen nur Unheil gebracht, sein verhängnißvoller Abgrund wird auch unsers jungen Glückes Blüten verschlingen."

„Ja, Mutter!" stimmte Bohumila ein, „es muß überall anderswo besser und freundlicher sein, als hier, wo uns nur bleiche Schatten umgeben, und wahnsinnige Gestalten und blutbefleckte Mörder, und wo die Erinnerungen ewig Deinen Schmerz wach erhalten werden."

„Sprich nicht so, Bohumila," entgegnete die Gräfin sanft, „dies Land ist nicht des Unheils Saatboden; es ist schön und herrlich, wie wenige auf der Erde, Deines und meines Geschlechtes Wiege, auch Rafael's. Nur fremde Herrscher haben es oft mit dem Fluche belastet und an den Rand des Abgrunds gebracht. So Sigismund und Ferdinand. Und glaubst Du, Kind, wenn ich Euch nach jenem schönen Andalusien folge, die Erinnerungen von hier und die Wolkenbilder meiner Traumgestalten würden nicht über die weiten Länder, über den Schneegürtel der Pyrenäen ziehen, um ihr Opfer dort heimzusuchen?"

„O dann bist Du doch bei Deinen Kindern und Beruhigung findest Du in ihrer Liebe."

— „Frühe und sichere Ruhe finde ich nur an jenen Särgen, an der Gruft, worin das größte und edelste Herz ausgeschlagen!"—

„Aber Mutter!" bat Rafael, „über den Ocean hinüber wird Dir der Kriegslärm aus der Heimath nicht, wird Dir der Klang verhaßter Namen nicht folgen. Unsere neue Heimath sei von nun an die neue Welt, die jünger ist und schöner, als die alte mit ihren tausendjährigen Gräbern und ihrem blutgedüngten Boden. Ihre Geschichte ist noch unentweiht; sie wird es noch

lange bleiben. Reiche Pflanzungen nenne ich auf Hispaniola mein! Laß' uns dort ein neues Dasein beginnen. Hier laß' den Herzog den letzten Waldstein sein; in der neuen Welt will ich der Erste werden und Du die Ahnfrau eines neuen, frischen Geschlechtes. Feiere hier den Untergang, um mit mir dort einen neuen Aufgang zu begehen."

— Die Gräfin versank in tiefes Nachdenken, auch die Anderen verstummten und es trat eine lautlose drückende Stille ein, in welcher sich eines jeden Seele in seinen Bekümmernissen, Entwürfen und Hoffnungen ergieng.

Endlich erhob sich Rafael und sprach:

„Du sagst nicht ja, Du sagst nicht nein: und ich danke Dir dafür. Dein Entschluß mag reifen. Wir verlangen ein Opfer von Dir; aber — bist Du nicht unsre Mutter, und gehörst Du den Todten nur, gehörst Du nicht auch den Lebendigen? — Bleibst Du, und ist es unabänderlich beschlossen, so bleiben wir mit Dir, eine trauernde Drei, die mit krankhaftem Eigensinn die Blüten, welche ihnen der Lebenslenz und der Sommer bringt, abpflücken und in den Staub streuen. Bohumila kann sich nicht trennen; sie liebt Dich mehr als mich; sie hat es mir gestanden, daß sie in der Wahl zwischen mir und Dir, wenn das Schicksal es geboten, nicht geschwankt, daß sie mit blutendem Herzen doch mich aufgegeben hätte für Dich. Ich mag diese Liebe nicht tadeln und ich theile mich in ihren so reinen und treuen Reichthum. Aber dieser Liebe einen Theil solltest Du erwidern. — Lebt wohl, auf eine freundlichere Stunde und ein sanfteres Verständniß. — Ich habe Geschäfte!" —

„Rafael!" rief ihm die Gräfin schmerzergriffen nach und jetzt quollen reiche Thränen aus ihren Augen. — Bohumila warf sich ihr weinend an den Hals.

„Er glaubt, ich könne nicht lieben," sprach Frau von Terzky nach einer Pause mit Bitterkeit, „fast könnte es sein, daß ich sie

verlernt hätte, die Liebe, und doch nicht, Du mein theures Kind, Du Kind meiner Schmerzen, das ich mit mütterlicher Habgier an meine Brust gelegt, um es — mit Wermuth zu säugen." —

Rafael gieng nach dem Kapuzinerkloster, um den Pater Pankraz zu besuchen. Er wurde mit der lebhaftesten Freude von dem wackern Klosterbruder empfangen.

„Lange nicht g'seh'n, gnädiger Herr!" rief Pankraz, seine Hand drückend, „versteht sich, versteht sich: — die junge Liebe! Da wandeln die Herrschaften beständig in einem Rosengarten und haben nichts als Nachtigallen im Herzen, und Honig auf den Lippen, und Stern' in den Augen."

„Und doch, ehrwürdiger Freund, seht Ihr mich bekümmert."

— „Schon jetzt! Ich hätt' geglaubt, das Paradies müßt' erst angehen, und — von da an gar kein End' nehmen, bis auf den engen, finstern, aber kurzen Gang, durch den wir halt in eine noch schönere Landschaft eintreten."

„Es ist nicht von mir die Rede, theurer Pater, und von meiner Bohumila. Aber, Ihr wißt, es treibt und drängt mich in meine schöne Heimath, und meine junge Gattin sehnt sich fort von hier, von den Stätten, wo ihr so traurige Erinnerungen leben. — Doch die Mutter will uns nicht geleiten, sie will die Klosterzelle wählen und in der Heimath sterben, nahe bei den geliebten Gräbern, welche die unglücklichen Opfer des Verrathes umschließen. Und das betrübt uns tief, und dieser Umstand wird uns zwingen, unter diesem düstern Himmel auszuharren, wenn ihr fester Sinn nicht noch erweicht wird."

„Wenn's halt der Beruf der Frau Gräfin ist," versetzte der Pater, „dem Herrn zu dienen, so läßt sich dagegen nichts einwenden, denn im Grunde ist's die himmlische Barmherzigkeit und das Gebet doch allein, worin die bekümmerten Seelen ihren Trost finden. Auf der andern Seite aber dient man auch dem Herrn, wenn man sich der Liebe seiner Kinder weiht, wenn man

ihnen den eigenen Gram zum Opfer bringt, wenn man das eig'ne Leid für sie in Freud' verwandelt. Das vermögen halt nur wenige starke Seelen!"

— „O Pater! Das müßt Ihr der Gräfin sagen in Eurer Weise; sie wird Euch hören, sie hört Euch gern und vertraut Euch. Ihr habt Ihre Achtung gewonnen; nicht weil Ihr ein Priester seid — nein! weil Ihr so rein menschlich, so liebevoll empfindet. Als sie von Euch sprach, sagte sie: „Nun weiß ich, wie ein See aussieht, den keine Welle bewegt, der klar die Ufer und den Himmel spiegelt, und bis auf seine tiefste Tiefe den Blick durch die krystallene Flut dringen läßt. Das ist des Paters Pankraz Brust. — Ich aber schiffte bisher nur auf stürmischen Wogen, von Blitzen umzuckt und von der Brandung gehoben!" — Dies waren ihre Worte. — Und darum, Pater, bin ich gekommen. Ihr sollt einen Theil dieses klaren ungetrübten Spiegels in ihren Busen senken und jene Brandung beschwichtigen, Ihr sollt sie bewegen, ihren düstern Vorsatz, der sie so jung noch uns und der Welt entfremdet, aufzugeben und uns zu folgen. Sie wird die Stimme Eures Herzens vernehmen, des Herzens allein; denn über ihren starken Geist hat Niemand Gewalt, selbst nicht einmal Pater Xaver, vor welchem wir andern Alle uns beugen."

„Das soll ich?" versetzte Pankraz; „es ist eine schwere Aufgab'. Nicht, daß ich's nicht gern thät'; aber wenn selbst Eure, wenn der Tochter Bitten, wenn die Vorstellungen eines Mannes wie Pater Xaver, aus der G'sellschaft Jesu, nichts vermocht haben, wie soll ich armer Bettelmönch ohne hohe Geistesgaben und ohne große Gelehrsamkeit etwas ausrichten? Ich bin halt nur für die Leut' gut, die hier im Herzen 's Weh haben und nicht mit einem starken Geist drüber nachdenken, die weinen und seufzen, wenn die Wunde schmerzt, aber halt nicht immer dran 'rumkuriren und den Verband alle Augenblick aufreißen und so die Heilung stören."

— „Wenn es Einer vermag, so wird es nur Euch gelingen, Pankraz, und zwei glückliche Herzen, und später gewiß die Gräfin selbst, werden Euch ewig dankbar sein.“

„I, das versteht sich ja von selbst,“ rief lächelnd der Mönch, „daß ich's thun will, denn es is ja meine Pflicht, es is Priesterpflicht; aber ob's halt was helfen wird, ob wir die gnädige Frau durch das Einstürmen nicht noch mehr verdüstern und erbittern.“

„Das wird es nicht, mein theurer Freund! Eure Milde kann nur beschwichtigen und versöhnen, nicht reizen und erbittern. — Und dann, Pater! gewährt Ihr meine und Bohumila's Bitte und folgt uns als Hauskaplan, — wie Ihr doch schon zugesagt.“

— „Freilich,“ versetzte nachdenkend der Mönch, „ich verlaß hier Niemanden; denn ich steh' halt allein, — ich verlaß nur Menschen, fremde; oder eigentlich nicht fremde, denn alle Menschen stehen mir gleich nah, hier wie dorten. Und daß ich Euch halt lieb', wie einen Sohn, — wenn ich einen Sohn haben könnt' — das is ausg'macht und Euch am gernsten folgen möcht' bis an's Ende der Welt: so aber is das doch mit Schwierigkeiten verbunden. Der hochwürdige Guardian hat auch schon ang'fragt beim Pater Provinzial in Wien, — wenn auch ungern; ich hab' wohl g'sagt, daß ich in Spanien Euer Kaplan werden soll, weil das gnädige Fräulein, ich wollt' sagen, Eure Gemahlin, der spanischen Sprach' nicht mächtig wär', und sie halt der Beicht' wegen und sonst geistlichen Trost in der deutschen Sprache erhalten müßt'. Es is wegen dem Seelenheil. — Also — der Provinzial aber hat g'schrieben, das könnt' er nit allein ausmachen; er kann Einen Frater wohl aus einem Kloster in's andere versetzen, aber aus einer Provinz nicht in die andere. Das kann blos der General, und da müßt' ich halt selbst nach Rom gehen, und mir von dem die Gnad' ausbitten.“ —

„O wir gehen wahrscheinlich weiter, in die neue Welt.

Auf Hispaniola besitze ich reiche Pflanzungen und Häuser; nicht ich allein will, die Gräfin soll dort ein neues Leben beginnen und in der neuen Welt die alte mit ihrem Gram und ihren Schreckensgestalten vergessen."

— „Das wär' schon ein Grund mehr für den General; denn ich könnt' halt dort Heiden bekehren und so der allerheiligsten Christuskirche nützen. Aber —"

„Keinen Einwurf, Pater! laß ich gelten. Ihr geht nach Rom. Ich stifte hier für Euch, für die Bewilligung, mir folgen zu dürfen, einen silbernen Rahmen zu dem Bilde St. Mariä Angelorum, und eine Messe für ewige Zeiten. Das Zeugniß darüber stellt Euch der Guardian aus, es soll Euer Anliegen bei dem General bevorworten, und wird es gewiß mit Erfolg. Von Rom aus folgt Ihr uns nach Spanien; zu einer bestimmten Zeit treffen wir uns in Sevilla. Dort soll es sich entscheiden, ob die Reize des Landes, die prachtvollen Kirchen und Klöster im Stande sind, die Gräfin zu fesseln, oder ob wir weiter ziehen über den Ocean in die neue Wunderwelt, die uns Columbus geschenkt." —

„So wird's geh'n, so könnt's geh'n," wiederholte überlegend Pankraz, „mein Viertel unterm Mannhardsberg, wo ich geboren, seh' ich halt nit wieder; außer auf dem Weg nach Rom, zum Besuch. Na — ich hab' halt dort auch Niemanden mehr von meiner Verwadtschaft, an dem mein Herz insbesondere hängen thät. Mein Herz hängt aber an allen guten Leuten; ich brauch' da des Geblüts wegen kein'n Unterschied zu machen, und gute Menschen gibt's überall, vielleicht selbst drüben unter den braunen Heiden; besonders, wenn man sie erst bekehrt hat, und sie einsehen, daß der Götzendienst eine Abscheulichkeit ist. Man muß das halt auch vernünftig und mit Schonung verrichten, daß man sie nicht verzürnt; daß sie erst begreifen, bevor man verlangt, daß sie einsehen und glauben sollen."

„Also, das wäre abgemacht, Pater?“ fragte Rafael. „Ihr kommt morgen zur Gräfin, und wenn Ihr vereint mit unsern Bitten ihren Widerstand überwunden, so folgt Ihr uns, wohin es sei, Ihr sollt es nicht zu bereuen haben.“

„Alles und von ganzem Herzen,“ versetzte der Mönch, sich erhebend, „wenn sonst der Herrgott, was sein heiliger Willen ist, nichts dazwischen legt; da müßten wir uns halt fügen und entsagen. Jetzt aber, gnädiger Herr, erweist mir die Gnad' und nehmt einen kleinen Vesperimbis ein, so gut, wie ihn halt ein armer Kapuziner zu geben im Stand' ist. In Amerika werdet Ihr dem Frater Pankraz schon einen bessern vorsetzen. — Gibt's dort auch Wein?

„Nein, Pater! den liefert Spanien und Portugal über die See; doch köstliche, wunderbar duftende, süße Früchte, ganz verschieden von den unsrigen, in verschwenderischer Fülle, und eine riesige Natur, auch verschieden von der Europa's, mit unbeschreiblicher Pracht ausgestattet.“

„Gott hat halt für die Erden überall sein Aug' g'habt; ich glaub', daß es selbst dort oben, wo's ewiger Winter sein soll, wo's nichts als Schnee und Eis gibt, oft recht schön ausschaut. — Ich werd' jetzt unser kleines Mahl holen, und dann laßt's Euch nur eine kurze Weil' allein g'fallen; ich muß hinunter in den Segen; ich bin aber recht bald wieder hier.“

Er entfernte sich und kehrte bald mit Wein, Waizenbrod, Butter und Früchten beladen zurück und setzte dem Ritter als freundlicher Wirth davon vor. Dann hing er sich die Stola um, nnd gieng hinab in die Kirche. —

„Du glücklicher, friedlicher, seelenreiner Mönch,“ sagte Rafael, als er sich allein befand, „besäße ich nicht meine Bohumila und den Drang der Jugend in meiner Brust, ich könnte Dich beneiden um den Himmel in Deinem Herzen. Du bist in seinem Besitze, so weit ihn die Erde zu geben vermag. Und könnten

dies nicht alle Menschen so? — Vater im Himmel, gib mir in meinen spätern Tagen auch dieses milde Abendroth und all' den Meinigen, und leihe mir die Kraft, es zu erstreben."

Die Glocken klangen hell vom Thurme, die Orgel tönte, — der Guardian las den Abendsegen, und bald auch, als eben die Abendröthe sich über den Lorettoplatz lagerte und auf den Thürmen und in den Fenstern der umliegenden Gebäude brannte, kehrte der Pater Pankraz von seinem frommen Officium zurück, um das einfache Mahl mit dem Cavalier zu theilen, und im traulichen Wechselgespräch ihm bis zur einbrechenden Finsterniß Gesellschaft zu leisten.

22.

Die Gräfin ließ am Abend eilig den Pater Xaver zu sich berufen. —

Die Unterredung mit ihren Kindern hatte sie weicher gestimmt, als sie mochte. Sie mußte ihre Gedanken nach einem andern Gegenstand wenden, woran sich ihre Kraft versuchte, mit dem sie zu ringen genöthigt wäre. Noch waren Buttler und Leßly zu weit von dem Ziele, an welches sie diese Verhaßten gebracht wünschte. Der Plan gegen diesen war fast gescheitert zu nennen; und Buttler konnte doch die Schlinge zerreißen, mit der man ihn umstrickt hatte. Es that ihr jedoch fast wohl, daß ihre Thatkraft vom Neuen herausbeschworen wurde; so ward auch der Abschied von ihren Kindern noch in eine fernere Zukunft hinausgerückt. Denn, wenn auch bis zur Stunde ihr Entschluß unabänderlich fest stand, so blickte sie, in der noch das physische Leben mit seiner Jugendfülle schlug, mit geheimem Entsetzen auf die Reihe von Tagen, die sie ihrem Gram zu weihen beschlossen hatte. Der

Gram tödtet oft nur langsam, und plötzliche Schmerzen erwecken häufig eine hinsiechende Natur zu neuer Kraft und Thätigkeit. —

Gerne hätte ich noch Geraldino erreicht. Er war es, der mit Deveroux gleichzeitig gegen ihren Gemahl Terzky gefochten und ihm eine der Todeswunden beigebracht hatte. Aber von diesem war seit der Zeit jede Spur verschwunden. Er war dem Erzherzog nach Regensburg gefolgt und von da an verlautete keine Nachricht mehr von ihm. Nur Buttler und Leßly waren noch auf dem Schauplatz. — Ihr Werk war nicht vollbracht, so lange noch diese Beiden nicht schmachvoll untergegangen. Und Buttler's Riesennatur widerstand am hartnäckigsten. —

„Dank, Hochwürdiger," sagte die Gräfin, als Pater Xaver eintrat, „daß Ihr meinem Wunsche so schnell Folge geleistet. Ihr findet mich ermattet, erschüttert von den Bitten und Thränen meiner Kinder, denen ich, obgleich das Herz blutet, doch nicht willfahren kann. Ich brauche frische Kraft, oder nur Aufregung der alten. Sie stimmen mich zu weich, noch bevor ich vollendet." —

„Und was befiehlt meine gnädige Frau?"

— „Ich muß wieder in den Besitz des rothen Teppichs gelangen, der die Leiche des Herzogs umhüllte, und den wir an Gordon in seiner Todesstunde sandten."

„Der," versetzte nachdenkend der Jesuit, „dürfte sich noch in Neustadt befinden. — Richtig, man hat mir gemeldet, daß Gordon's Zimmer in demselben Zustand gelassen worden, in welchem es sich befand, als er qualvoll vom Leben schied, und welches man sofort geschlossen hatte. Auch Leßly ließ es, als er später kam, nicht öffnen. — Es wird schwierig, vielleicht unmöglich sein, ihn wieder zu erlangen; denn Leßly kannte seine Bedeutung; daher das Grauen, mit welchem er befahl, seines Freundes Sterbezimmer nicht wieder zu betreten. Und seitdem war er nicht wieder in Neustadt."

— „Dann befindet sich die Decke ohne Zweifel noch an Ort und Stelle. Wendet Alles d'ran, Hochwürdiger, mir dies denkwürdige Leichentuch wieder zu verschaffen."

„Dazu bedarf ich eines gewandten Mannes, vielleicht mehrerer. Der Teppich kann nur durch listigen Einbruch und Diebstahl wieder in unsere Hände kommen. Unsern ersten Abgesandten, dem ich den Auftrag unbedingt vertrauen würde, Hradecký, kann ich diesmal nicht verwenden. Er ist zu gekannt im Schlosse und der Gegend, und schwer verdächtigt bei Gordon's plötzlichem Tode."

„Doch könnte er das ganze Unternehmen leiten, ohne daß seine Person sichtbar würde."

— „Gewiß, ich werde die Veranstaltung treffen. Doch darf ich fragen, gnädigste Frau, zu welchem Zwecke soll Euch der Teppich dienen?"

„Zu einem Hochzeitsgeschenk für Leßly, wenn er noch —"

— „Ich war eben im Begriff," unterbrach sie der Pater, „Euch zu melden, daß die Gräfin Dietrichstein auf Zureden ihrer Verwandten verziehen, daß sie den General Leßly zu Gnaden aufgenommen, und daß das Beilager demnächst stattfinden wird."

„Desto besser; da wir's nicht hindern können. Also den Teppich! — Dann, Hochwürdiger, verschafft uns einen Diener des Grafen Leßly oder der Gräfin Dietrichstein, der uns unbedingt ergeben, der verschwiegen ist. Bietet ihm eine hohe Summe. Er muß mich, und wäre es nur auf die Dauer einer Minute, am Abend vor Leßly's Vermählung, wenn dieser allein, ungesehen in sein Cabinet und wieder aus demselben bringen. Auch den zweiten Auftrag soll er übernehmen. Ich gestehe, daß es schwer sein wird, einen solchen Mann, — oder sei's eine Dienerin! — zu finden. Indessen — Euch Hochwürdiger! ist nichts unmöglich."

„Der ist schon gefunden," versetzte Xaver; „ein Laquai aus dem Dietrichsteinischen Hause ist mein Beichtkind, ein frommer, mir und dem Orden treu ergebener Mann, von nicht gewöhnli-

chen Gaben und unverdrossen. Um eines frommen Zweckes willen und gegen Belohnung wird er uns bereitwillig seine Dienste leihen. — Doch, ist es ein Anschlag, gnädige Frau, der Art, wie wir ihn gegen Deveroux ausgeführt?" —

„Nein, minder grausam — und gerecht. Wir wollen ihn erschrecken und ihm die Wonne der Brautnacht vergällen und alle folgenden. Ich glaube, er ist nicht so eherner Natur, wie Buttler."

— „Er ist noch ziemlich jung an Jahren, doch ist seine Gesundheit die eines Greises. Die Kriegsstrapazen theils, dann das schwelgerische Leben, nachdem er sich nach dem Tode des Herzogs, und plötzlich im Besitze seiner Reichthümer, hingegeben, haben ihn früh geschwächt und altern gemacht. Er hofft durch eine geregelte Lebensweise in der Ehe sich neu zu kräftigen."

„Schwächlinge sehen leichter und gläubiger Gespenster, zumal wo ihnen die Erinnerung an das mahnende Gewissen schaurige Spukgestalten vorführt." —

Als Pater Xaver seinen Vertrauten, Hradecký, mit dem neuen Unternehmen bekannt machte, versetzte dieser, nach längerem Nachdenken, mit bedenklicher Miene:

„Die Ausführung wird bedeutende Schwierigkeiten haben, wenn sie uns nicht etwa vereitelt wird."

— „Ich bin in den Stand gesetzt, einen bedeutenden Lohn zu bieten."

„Gleichviel, Hochwürdiger," entgegnete mit Selbstgefühl Hradecký, „man thut auch etwas für die Ehre, und um sich zu zeigen, nicht allein des Geldes wegen. — Ich brauche zu dem Unternehmen mindestens zehn Mann."

„Wozu so viele Menschen? die können nur das Aufsehen vermehren. List allein soll den Anschlag in's Werk setzen und dazu genügt ein gewandter Mann."

— „Wär' es damit abgethan, so stellte ich selbst diesen einen Mann. Das Schloß ist ziemlich zahlreich bewohnt; viele von der

Dienerschaft des seligen Generals Gordon sind daselbst zurückgeblieben, Graf Leßly hat sie in Dienst genommen, sie bewohnen das Schloß, mästen sich und spielen die kleinen Herren, da auch Graf Leßly nicht daran denkt, in Neustadt zu residiren."

„Eben der Müßiggang wird sie sorgloser gemacht haben."

— „Darauf baue ich wohl; doch ohne Hilfe der angegebenen Zahl getraue ich's mir nicht auszuführen. Ich kenne den Ort und die Lage genau, Stadt, Schloß und jeden Zugang und weiß die Schwierigkeiten zu ermessen. Stände das Schloß nicht so dicht an den Häusern der Stadt, und so nahe an jedem Verkehr, und jeder raschen Hilfsleistung zugänglich, dann wär' es etwas Anderes. — Dann muß es auch am Tage geschehen; denn bei Nacht könnte sich Einer oder der Andere meiner Leute in den weitläufigen Gängen der Burg verlaufen, könnte ertappt werden, und wir wären verrathen."

„Wird es aber nicht auffälliger sein, und gefährlicher, wenn zehn Mann bei hellem Tage in das Schloß dringen, als wenn nur zwei, drei sich hineinschleichen? Zehn Mann sind zuviel als Mitwisser bei einem Geheimniß."

— „Weil ich," sagte mit der Miene eines Feldherrn Hradecký, „um in das Schloß zu gelangen und darin frei handtieren zu können, die Vorstadt Klopotov in Brand stecken muß."

„Nein!" rief widerstrebend der Jesuit, „ein großes Unheil darf nicht damit verknüpft sein."

— „Dann vielleicht nur die Einschicht Dupačka, oder das Dorf Krčin, oder ein entfernter gelegenes, vielleicht Bohuslavic? Das kommt auf die Umstände an. Ich muß die Bewohner der Stadt und des Schlosses in's Freie hinauslocken, und was in Letzterem zurückbleibt, durch den Schrecken widerstandlos machen, nöthigenfalls überwältigen, knebeln und binden. In das Schloß selbst kann ich keinen zweiten schicken; denn nur ich allein kenne die Treppen und Gänge und das Zimmer, worin der General gestorben und wo

sich der Wahrscheinlichkeit nach der Teppich befindet. Ist er aber nicht da, so müssen alle anderen Zimmer erbrochen werden und dazu bedarf's der Arme. Nicht zu übersehen ist, daß man mich nicht erkennen darf."

„Aber man wird," warf der Pater Xaver besorgt ein, „von einer Schaar von Mordbrennern sprechen, das Landvolk aufbieten, Euch verfolgen." —

— „Vielleicht begnüge ich mich auch, wenn die Umstände günstig sind, nur mit ein Paar Scheunen. — Doch dafür kann ich nicht bürgen, daß meine Burschen, wenn wir erst im Schlosse sind, zulangen und daß etwas mehr gestohlen wird und werthvolleres, als der wenig kostbare Teppich, — und das dürfte auch rathsam sein, um den Verdacht von der Bedeutsamkeit desselben abzulenken. Man wird denken, das rothe Tuch sei nur benutzt worden, um darin andere Gegenstände von Werth fortzuschaffen."

„Aber werdet Ihr dort verlässige Leute finden, denen Ihr Vertrauen schenken könnt, Hradecký?"

— „Dort nicht, Hochwürdiger! ich muß sie von Prag mitnehmen. Was dort aufzugreifen wäre, wäre ein Verräther. Dann brauche ich honette Leute, die ich besolde, die auf das Untenehmen als ein Abentener eingehen, keine Diebe von Handwerk. Darum werde ich ihnen, indem ich baren Lohn verspreche und leiste, einprägen, sich aller Gewaltthat gegen das Eigenthum zu enthalten. — Doch, wie gesagt, ganz wird's nicht zu vermeiden sein. Gelegenheit macht Diebe, und die Gewalt ist gar zu verführerisch. — Ich bedarf dazu einen Zeitraum von zwei Wochen mindestens; denn jeden Einzelnen meiner ritterlicher Freischaar muß ich mit der Gegend bekannt machen, muß ihm seinen bestimmten Posten anweisen und den Sammelplatz, von wo aus wir uns in Sicherheit bringen. — Hochwürdiger, Ihr seht: dies ist ein schwieriges Stück Arbeit."

„Ihr müßt Euch beeilen, Hradecký! Der Teppich ist zu einem

bestimmten Zweck vonnöthen und würde, später geliefert, diesen verfehlen; er wäre dann überflüssig. — Hier habt Ihr Geld."

— „Noch Eins, hochwürdiger Herr! Man kann nicht im Voraus wissen, wie Alles abläuft. Ich bedarf deshalb von Eurer Hand Empfehlungs- und Vertrauensbriefe an die Collegien der ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu in Königgrätz und Jičin, als die nächsten Stationen, im Falle einer nöthigen raschen und wirksamen Unterstützung. Wenn sie mir, trotz aller Vorsicht, einen meiner Leute doch gefangen nehmen; so müssen mir auch die Mittel zu Gebote stehen, ihn zu befreien. Der Bauer in dortiger Gegend macht mit solchen, welche Feuer anlegen, kurze Gerichtsprozedur; er wirft den Verdächtigen in die Flammen. — Nun werden wir uns wohl in Acht nehmen; aber es könnte dennoch vorkommen, daß Einer nach gethaner Arbeit sich verirrte, aufgegriffen und erkannt würde, — und dann muß ich ihn aus den Händen der Büttel reißen, wenn nicht Alles verrathen werden soll."

„Die sollt Ihr haben, Hradecký! Nur laßt das Eine nicht außer Acht, daß nämlich durch die Feuersbrunst keine zu große Calamität in Neustadt selbst oder in einem der Dörfer entsteht."

„Um sicher zu gehen," sagte Hradecký, „müßte ich an zwei Stellen Feuer anlegen, in Mittag und in Mitternacht der Stadt, oder vielmehr ihrer Umgebung. Je größer der Schrecken, desto wahrscheinlicher das Gelingen, unserer Unternehmung. Jetzt eile ich fort, um meine Leute zusammenzusuchen. Es versteht sich von selbst, daß keiner erfahren wird, worauf es eigentlich abgesehen; des Teppichs bemächtige ich mich selbst, die Erlangung dessen kann ich keinem Andern anvertrauen. Gehabt Euch wohl, Hochwürdigster, und gedenkt meiner im heiligen Meßopfer, — betet für einen guten Ausgang. Bald sollt Ihr von mir hören und Ihr werdet mit mir zufrieden sein." — Er entfernte sich.

Hradecký's Anschlag gelang vollständig.

Er hatte seine Leute rings um Neustadt in die Dörfer ver-

legt. Sie erschienen theils als Musikanten, theils als Kleinhändler und quartierten sich einzeln oder zu zweien in den Schenken oder bei den Bauern ein, mit welchen sie Verkehr suchten. Fünf der gewandtesten schickte er zu öftern Malen in die Stadt und das Schloß, um sich dort zu orientiren. Diese sollten unter seiner Anführung den Raub im Schlosse vollbringen. —

Es dauerte fünf Tage, bis er alle seine Anordnungen getroffen. Die sämmtlichen Spießgesellen wußten, daß es sich um keinen schimpflichen Raub im Großen handle, sondern nur um die Erlangung gewisser Schriften, welche arme Verwandte des vorigen Besitzers in ihre Erbanspüche einzusetzen geeignet sein sollten. —

Hradecký war, nadem er seinen Plan an Ort und Stelle reiflich überwogen, zur Ueberzeugung und dem Entschlusse gekommen, daß er, um seinen Zweck zu erreichen und die Einwohner von Neustadt gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen und in Masse aus der Stadt zu locken, kurz nach einander einige Scheuern in Krčin und in Černčic in Brand stecken müsse.

Krčin liegt eine halbe Stunde nördlich von Neustadt an den Ufern der Mettau, Černčic aber eine Stunde südlich von der Stadt; westlich von dem letztgenannten weitläufigen Dorfe beginnt der Wald von Bohuslavic. Eine lichte Stelle in demselben, die bereits gemeinschaftlich besichtigt worden, war als Sammelplatz nach vollbrachter Arbeit gewählt. Von da aus sollte sich die Bande nach Dobruška, Opočna und Königgrätz zerstreuen, um in Pardubic an der Elbe wieder zu einander zu stoßen. Die Zeit des Sonnenunterganges war als der Zeitpunkt bestimmt, an welchem nacheinander die Feuer auflodern sollten.

Die Nacht vorher noch erbrach Hradecký die Thüre des Mauerthurms, von dem die steile Steintreppe den Bergrücken hinab an's Ufer der Mettau und zur Mühle führt. Sie war zur Zeit schadhaft und nicht gangbar; deshalb hatte man auch die Pforte verschlossen. Da es hoch im Sommer, so war das

Wasser der Mettau seicht, das Wehr trocken gelegt und der abgedämmte Theil, welcher die Mühlräder trieb, leicht zu überspringen.

Auf diesem Wege beschloß Hradecký seinen Rückzug zu nehmen, denn vom Schloßberg und der Mettau aus erstreckte sich fast bis zum Dorfe Bohuslavic dichtes Weidengebüsch, das ein Entkommen ungemein erleichterte. —

Der Tag der Ausführung war ein Sonntag.

Im Wirthshause zu Černčic waren in der Stunde, die dem Sonnenuntergange vorhergieng, die Bauern bei den Bierkrügen versammelt. Ein prager Musikant spielte dem jungen Volke auf der Geige auf, das sich lustig und jauchzend im Kreise drehte.

Nur eine kurze Pause entstand, als von der Dorfkirche zu St. Jacob die Avemariaglocke tönte, und Alles sich bekreuzte und still den Abendsegen sprach.

Drauf aber griff der prager lustige Musikant wieder zu seiner Geige und fuhr über die Saiten, daß es eine Freude war, und daß die jungen Bursche in wilder Lust ihre fast schon taumelnden Tänzerinnen vom Neuen in den Kreis zogen und sie im nationalen Rejdowak schwenkten.

Mit einem Male aber schlug die Glocke, — deren Laut kaum verhallt war — vom Neuen an und diesmal in schrillen, unsichern Tönen, und von der Straße erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer! Es brennt!"

Alles, Männer, Weiber und Kinder, stürzte zum Wirthshaus hinaus. Auch der prager Musikant raffte Geige und Schnapsack zusammen, bezahlte den Wirth und eilte fort.

„Nun, Deine Geige wird Dir nicht anfengen!" schrie ihm die Schenkwirthin nach, „Du verlaufener Musikant; Du könntest auch auf die Brandstelle eilen und retten helfen."

Eben traf die Nachricht ein, daß am untern Ende des Dorfes zwei Scheuern in Flammen ständen.

Kaum wurde der Feuerruf in Krčin vernommen und die

Einwohner waren im Begriffe, in der Richtung von Neustadt sich rettungsbeflissen auf den Weg zu machen, so traten — Alles stürzte aus der Schenke und eilte zum Dorfe hinaus — Hradecký's Leute auch hier in Thätigkeit und bald darnach stieg eine Feuersäule am nordwestlichen Ende des Dorfes auf und berief die geängstigten, erschrockenen Einwohner zur Umkehr. —

Die Brandstifter suchten das Weite und entkamen, nach einer halben Stunde raschen Laufes, in den Bohuslavicer Wald, wo der Musikant, der den Černčicern so lustig aufgespielt, bereits eingetroffen war.

Leute, welche ihnen auf der Flucht begegneten, waren der Meinung, sie seien Einwohner, die hilfesuchend nach den nächsten Ortschaften eilten. —

Im Zeitraum von einer Stunde etwa war Neustadt von seinen Bewohnern geräumt, bis auf achtzig oder hundert Personen etwa; denn auch die Thurmglocke des Schlosses hatte, sobald das Feuer an der Mettau sichtbar geworden war, zu stürmen begonnen. Alles strömte vor die Thore und zerstreute sich in zwei Richtungen.

Eben gieng die Sonne unter und Dämmerung lagerte sich auf die Thäler, aus welchen nun blutroth und entsetzenverkündend die Feuersäulen emporloderten. Ein Drittel von Černčic stand in Flammen.

Hradecký, der mit seinen Leuten in der Nähe des Marktplatzes im Hinterhalt gelegen hatte, gab jetzt ein Zeichen und brach mit seinen fünf Mann gegen das Schloß auf. Sie rannten, Alle bewaffnet, über die Brücke; das Thor war geöffnet; hier herein stürzten sie sich. — Hradecký griff in die Tasche, worin sich Ruß befand, und noch ehe ihn ein Auge erkannt, hatte er sein Gesicht geschwärzt.

Im Thorweg trat ihnen ein Schloßdiener entgegen. Er ward niedergeworfen, gebunden und geknebelt; das Thor verriegelt.

Erschreckt trat jetzt — nebst ihm, Jenem und einer Magd befand sich Niemand im Schlosse, — der dicke Haushofmeister, unsers Anführers alter Freund, die Stufen herab in den Hausflur; er hatte vom Thurme aus nach dem Feuer gesehen.

Als er die Bewaffneten erblickte, stieß er ein lautes Hilfsgeschrei aus.

Aber er ward sofort niedergeworfen, gebunden und ein Knebel verstopfte seinen Mund.

Man warf ihn in die Stube, in welcher Hradecký so oft mit ihm traulich vor den Weinkrügen gesessen.

„Wo sind die Schlüssel?" donnerte Hradecký mit verstellter Stimme. Der bis zum Tod Geängstigte deutete auf einen Wandschrank.

Hradecký holte einen mächtigen Schlüsselbund heraus. „Das wird nur aufhalten," sagte er rasch überlegend, „wer kann die richtigen herausfinden! Habt Ihr Brechstangen bei Euch? — Gut, dann folgt mir. Einer bleibt zurück und bewacht das Thor und diesen Schurken. Wenn er sich rührt, knallt ihm vor den Kopf." —

Vier von der Bande folgten dem Anführer. Sie stießen auf ein Hinderniß. Die Magd, welche in Ermangelung eines Andern bis jetzt die Sturmglocke gezogen, kam auf des Haushofmeisters entsetzliches Geschrei vom Thurme herab. Mit lautem Kreischen empfing sie die bewaffneten Männer, deren Aussehen über ihre Absichten keinen Zweifel übrig ließ. Mit rohem Gelächter aber banden ihr die Raubgesellen die Röcke über dem Kopf zusammen nnd stießen sie in eine Kelleröffnung im Hofe, über welche sie die schwere Thüre fallen ließen.

„Ich glaube, das Schloß ist rein," sagte Hradecký, „jetzt mir nach! Belastet Euch nicht mit unnöthigen Sachen; bedenkt, daß wir keine Diebe sind."

Er stürmte voran, — er fand die Thüre von Gordon's

Sterbezimmer; da von mehrern Schlüsseln keiner öffnen wollte, so wurde die Thüre eingehauen. —

Ein erstickender Dunst wehte in dem so lange verschlossenen Gemache.

Der rothe Teppich war über das Bett gebreitet. Auf den Tischen und Kamingesimsen standen silberne Leuchter und Trinkgefäße; diese fanden Platz in den weiten Taschen der Räuber.

Hradecký bemächtigte sich des Teppichs; dann sprengte er einen Wandschrank, in welchem sich zufällig dicke Papier- und Pergamenthefte befanden.

Diese riß er heraus und wickelte sie in das rothe Tuch.

„Ich habe meine Beute!" herrschte er den Genossen zu, „macht schnell, sonst sind wir verloren."

Sie brachen noch einige Gold- und Silberzierrathen aus den Wandspiegeln und Bilderrahmen und folgten ihrem Führer.

Es war die höchste Zeit; denn schon dunkelte es auf den Treppen und Gängen.

Die Bande öffnete rasch wieder das Thor, Hradecký führte sie um den Graben, am Brunnen vorbei, nach dem Thurm, dessen Eingang von Innen er kannte; die erbrochne, nur angelehnte Thüre ward aufgestoßen; vorsichtig kletterten sie die verfallenen Stufen hinab, setzten über das Wehr und durch die wasserlose Mettau und verloren sich im dichten Weidengebüsch am rechten Ufer des Flusses. —

Die gewaltigen Brandfackeln in ihrem Rücken und zu ihrer Linken beleuchteten ihnen die Richtung ihres Weges. Nach einer starken halben Stunde war die Mitte des Bohuslavicer Waldes erreicht.

Hradecký sah nach den Brandstätten, die den Horizont blutroth färbten, und sagte für sich:

„Das ist schlimmer geworden, als ich dachte, und Pater Xaver wird unzufrieden sein. Ich glaube, beide Dörfer gehen

d'rauf. Der neue Besitzer mag sie aufbauen lassen. — Noth weiß nie, wo die Grenze zu ziehen. — Uebrigens ist das Wagniß gelungen. Aber warum sind auch von der sengenden Hitze all' die Chaluppen und Baracken wie ausgedörrt, — und die Mettau hat kein Wasser. Nun, — die Ernte steht noch auf dem Felde: die ist geborgen."

— Im Walde befahl der Anführer die Beute zu theilen. Dies geschah ohne Widerspruch und Zank; denn Hradecký's Helfer waren, wie er gesagt, keine Diebe, sondern honette Leute. Freilich bedauerten sie, da die Zeit allem Anschein nach nicht so gar knapp zugemessen, als daß man sich nicht noch in einigen andern Gemächern, die ohne Zweifel reicher ausgestattet waren, hätte umsehen können.

Wirklich enthielt das Schloß noch vom Grafen Terzky her einen reichen Schatz von goldenen und silbernen Trinkgefäßen, Arm- und Wandleuchtern und anderem kostbaren Geräthe, so daß die Räuber, hätte ihnen Hradecký Zeit gelassen, eine namhafte Beute davon getragen haben würden. Und in der That hätte Gräfin Terzky diesen Leuten, die für einen verhältnißmäßig doch geringen Lohn ihre Helfer waren, den Besitz der edlen Metalle — ihr einstiges Eigenthum, — williger gegönnt, als dem Grafen Leßly, dem dies Alles der Kaiser als Lohn für seine blutige That zum Geschenk gemacht. —

Nach kurzer Zeit brachen die Abenteurer auf und zerstreuten sich in den vorgeschriebenen Richtungen. —

Das Dorf Černčic wurde gänzlich eingeäschert; von Krčin brannte die Hälfte nieder — neunundfünfzig Häuser und Scheunen; — den übrigen Theil rettete der geringe Wasservorrath der Mettau, welche man in der Eile, aber freilich zu spät, eingedämmt hatte.

Die aufgehende Sonne beleuchtete rauchende Trümmerhaufen und obdachlose weinende, händeringende Menschen. Wunderbarer Weise war kein Menschenleben zu beklagen.

Des Morgens erst fanden die vom Brande zurückkehrenden Dienstleute des Schlosses den geknebelten Knecht und ihren Haushofmeister im bewußtlosen und jämmerlichsten Zustande. Es dauerte lange, bis er sich erholte. Auch die Magd, die vermißt ward, und die man lange zu suchen genöthigt war, wurde aufgefunden. Sie war beinahe erstickt unter ihren festgebundenen Röcken.

Jetzt erst erfuhren die Zurückkehrenden, daß während ihrer Abwesenheit das Schloß von einer Räuberbande, deren Anzahl der Haushofmeister sowohl, als die Magd in ihrem Schrecken vergrößerten, überfallen und geplündert worden war. Als man nun zur Untersuchung des angerichteten Raubes schritt, wunderte sich der Haushofmeister gewaltig, daß die Diebe sich mit so wenig begnügt und nicht auch die andern, viel reicher ausgestatteten Zimmer erbrochen und geplündert hatten.

„Wahrscheinlich,“ sagte er, „wurden sie durch einen eingebildeten Schrecken gestört und begaben sich auf die Flucht. Die heilige Jungfrau sei gepriesen, daß der Verlust so unerheblich: da wird der Zorn des Grafen auch nicht so groß sein.“

Nachdem er den Uebrigen über ihren Leichtsinn, mit dem sie fast sämmtlich das Schloß verlassen, Vorwürfe gemacht, besichtigte er noch einmal die erbrochene Stube.

Auffallen mußte es ihm, warum die Diebe ihre Plünderung gerade mit dieser höher gelegenen Stube, die der Graf nicht wieder zu öffnen befohlen, begonnen hatten, und weßhalb der Wandschrank geleert war. Auch der rothe Teppich, dessen Bedeutung dem Haushofmeister nicht fremd geblieben, fehlte. Aber diesen hatten die Diebe unbezweifelt ohne andere Absicht, als um die entwendeten Silbergefäße darin zu tragen, mitgenommen, und der bisherige Inhalt des Wandschrankes war ihm selbst zur Zeit noch unbekannt; denn der Graf hatte, nach Uebernahme der Herrschaft, diesen Schrank geöffnet, seinen Inhalt untersucht, denselben wieder verschlossen und den Schlüssel an sich genommen. —

Erst am folgenden Tage, nachdem sich der Haushofmeister von seinem Schrecken erholt, erstattete er schriftlichen Bericht über den Unglücksfall, welcher seine Unterthanen betroffen, an den Grafen Leßly.

Er verfügte sich zu den Letztern in die abgebrannten Dörfer, um sie zu trösten. Er pries ihnen die Mildthätigkeit des Grundherrn, der sicherlich bereit sein würde, ihre Noth zu lindern, zumal da er demnächst mit seiner jungen Gattin auf seinen Herrschaften erscheinen und die neue Gebieterin den Unterthanen vorführen wolle. Auf die wohlwollende Fürsprache der Gräfin möchten sie mit Bestimmtheit bauen. —

Schon nach zwölf Tagen befand sich der Teppich in Pater Xaver's Händen. Hradecký hatte sein Wort gelöst, aber er konnte auch die Größe des Unglücks nicht verschweigen, das sich an die Besitzergreifung des rothen Tuches geknüpft. Hier war der Zufall über seine Berechnung hinausgegangen.

Pater Xaver entsetzte sich über diesen unglücklichen Ausgang. Er rief wiederholt, indem er heftig in der Stube auf- und abgieng: „Das können wir nicht verantworten; das ist zu viel, das war zu weit gegangen! Und wenn wir verrathen werden? Hradecký! Ihr habt Eure Macht überschritten!“

„Es war nicht zu ändern,“ versetzte dieser gelassen, „nur so konnte es einer Handvoll Leute gelingen, Stadt und Schloß zu überrumpeln und ihren Entzweck zu erreichen. Was die Verschwiegenheit meiner Mithelfer betrifft, so bürge ich dafür. Sie bedürfen meiner; denn ich gebe ihnen Arbeit und besolde sie gut.“

— „Der Himmel mag es wenden!“ seufzte der Jesuit und fuhr zur Gräfin.

Mit freudiger Ueberraschung empfing sie den Teppich, und als ihr Pater Xaver mit Betrübniß das unglückselige Opfer schilderte, welches der Wiederbesitz desselben verlangt, rief sie mit bittrem Hohne:

„Der Graf Leßly, der so wohlfeil in den Besitz unserer Güter gekommen, mag seinen neuen Unterthanen die eingeäscherten Häuser auch wieder aufbauen lassen. Das haben die Terzky von Lippa stets gethan, als sie sich noch Herren ihrer reichen — jetzt geraubten — Güter nannten. Mit geschenktem Gute ist's leichter großmüthig zu sein, als mit erworbenem. Ich bedauere die armen Landleute; aber Leßly muß ihnen helfen, wenn ihn nicht Schande treffen soll. Es ist ein Vorspiel seines Brautfestes; man hat ihm in Neustadt eine Hochzeitsfackel angezündet. Denken wir nicht mehr daran, Pater Xaver! Wir haben erlangt, was wir brauchen: das genüge uns!"

— Aber Hradecký hatte zugleich mit dem Teppich dem Pater Xaver die Schriften, welche er im Neustädter Schlosse aus dem Schranke vorwandsweise geraubt, übergeben, und diese waren für die Frau von Terzky von hoher Wichtigkeit.

Sie führten zu einer bedeutungsvollen Entdeckung; denn es befanden sich darin Briefe von schwedischer Seite, an den Herzog und den Grafen Terzky gerichtet, zur Zeit als Wallenstein, nach seiner ersten Entsetzung vom Kommando, in Jičin Hof hielt und hier die Mißvergnügten um sich versammelte. Darin waren die glänzendsten Anerbietungen ausgesprochen für den Fall, daß der Herzog, den eben der herbste Undank des Kaisers gekränkt hatte, auf die protestantische Seite übertreten und der schwedisch-deutschen Union seinen tapfern Arm leihen wollte. Gustav Adolph selbst war diesen Anträgen nicht fremd geblieben. —

Aber der Herzog hatte standhaft diese Anerbietungen zurückgewiesen; wenn auch vom Hofe schnöde behandelt, in seiner Feldherrn- und Fürstenehre tief gekränkt, war er doch seinem Vaterlande und dem Kaiserhause treu geblieben. Er wußte damals, daß seine Stunde noch kommen, daß der Kaiser hilfesuchend bei ihm erscheinen, daß das Kommando ihm wieder aufgedrungen werden würde, und daß es an ihm dann sei, Bedingungen zu stellen.

Welcher Art dieselben waren und wie deren Härte seinen Sturz veranlaßte, ist uns bereits bekannt. — Aber zur Rechtfertigung der Ehre des Herzogs waren die Papiere von großer Bedeutsamkeit, sie sollten ihn, — das erkannte die Gräfin Terzky —, vor der Nachwelt von der Schuld des Verrathes freisprechen. —

23.

Pater Pankraz wurde bei der Gräfin gemeldet und angenommen.

Er entledigte sich seines Auftrages, indem er sie, wenngleich verlegen, doch eindringlich zu bewegen suchte, ihren Entschluß aufzugeben und das Glück ihrer Kinder dadurch zu vollenden, daß sie den Rest ihrer Tage bei ihnen zu beschließen sich entschied. —

„Also auch durch Euch, würdiger Frater," sagte die Gräfin sanft und wohlwollend, „soll ich bestürmt werden. Glaubt man, ich sei so unempfindlich gegen den Kampf mit der Liebe?"

— „Kein Sturm, gnädigste Frau!" fiel Pankraz ein, „denn der Sturm reißt Büsch' und Bäume um und verderbt sie; nur ein ganz leichter Luftzug, der so wie über die Blumen und Halmen geht, und die Thauperl'n abgetrocknet. Die Thränen sind halt auch Thauperlen, und wer's am besten versteht die zu trocknen, der thut ein gottgefälliges Werk. Der Herr hat uns diese kostbaren Thränen gegeben zur Erleichterung unsrer Schmerzen und zum Zeichen unsrer Reue und er sieht sie wohlgefällig fließen, aber er schaut halt mit noch größerem Wohlgefallen das klare Aug', das wieder getröstet ist und dankbar und hoffnungsreich zu ihm emporblickt. Er hat dem Schmerz und der Trauer seine Grenzen gesetzt. Er will nicht, daß es immer Nacht und Winter sein soll, wie in der Natur, so im Menschenherzen."

„Und Ihr selbst, ein Mönch," versetzte die Gräfin, „könnt es tadeln, daß ich die Einsamkeit, die Abgeschiedenheit der Klosterzelle suche, daß ich den Rest meines Daseins den Uebungen der Frömmigkeit, dem Gebete und der Trauer um die Gestorbenen weihen, daß ich dem Irdischen mich entziehen und meine Seele in das Jenseits versenken will?"

„Nicht tadeln, gnädigste Frau! Es ist halt wahr, daß ich selbst ein Mönch bin, und keinen Beruf kenn', den ich halt jetzt mit dem meinigen vertauschen möcht'. Aber alle Leut' müssen deswegen denselben Stand nicht wählen. Es soll Klöster in der Welt geben, aber die ganze Welt soll kein Kloster sein. Das will der Herr nicht. Er hat die Lebensthätigkeit der Menschen nach ihren Fähigkeiten eingericht't. Der eine wirkt hier für sein und der Seinigen Wohl; der Andere dort. Wer nützen kann, glücklich machen und segnen, darf sich diesem Amt nit entziehen, weil's ihm vielleicht mehr Müh' und Aufopferung kost't, weil vielleicht sein Herz nicht recht freudig dafür gestimmt ist. Das wär' eine Sünd' und das Gute sollen und müssen wir mit inniger Freudigkeit ausüben. Also wenn's uns noch so schwer wird, wir müssen, wenn wir durch unsre Lieb' beglücken können, — uns aufopfern. Wir müssen uns dem Leben wiedergeben, wenn es an uns noch einen Anspruch zu machen hat. — Hilft Alles nichts, wenn ich sag': In der Einsamkeit wär' mir wohler, ich möcht' rasten, die Trauer ist mein Bedürfniß, ich entsag' der Welt und ihrem Schimmer. Nein, ich muß heraus! Denn wie wir unser ganzes Streben auf den Himmel zu richten haben, so hat uns der liebe Gott doch erst die Erden gegeben, als Vorbereitung, als die Schulzeit; denn sonst hätt' er ja gleich mit dem ewigen Leben ang'fangen und es wär' uns diese irdische Pilgerreise erspart." —

„Erlauben die gnädige Gräfin," fuhr der Mönch nach einer Weile fort, während Frau von Terzky nachdenkend vor sich nieder-

blickte, „daß ich eine kleine Geschichte erzählen darf: Der heilige Antonius, oder war's ein Anderer, is einmal auf seiner Wanderung an einen großen See gekommen, der gar kein End' g'habt hat, und am Ufer hat er einen kleinen Vogel g'sehen, der hat immerfort mit seinem Schnabel aus dem Wasser getrunken, soviel in ihn nur hat 'neingehen wollen. Das Wasser war trüb; der Heilige aber hat g'laubt, es müßt' süß sein, weil der Vogel so fleißig getrunken hat. Er hat also seinen Finger eingetunkt und hat's mit der Zunge gekost't. Das hat aber gar bitter und salzig g'schmeckt, und er hat den Vogel g'fragt: Warum trinkst Du von diesem schlechtschmeckenden Wasser; es ist als wär' Galle und Salz drin aufgelöst? — Da hat der Vogel sich zu ihm g'wandt, hat den Heiligen erkannt und hat g'sagt: dieser See enthält die menschlichen Trübsale, die Kummerthränen alle und das Herzleid und die Bitterkeit, wie sie die Menschheit auf dieser Erden zu schmecken kriegt, Einer mehr, der Andere weniger. Und ich will den ganzen See austrinken, damit die Menschheit von der Bitterniß befreit und glückselig wird. — O Du kleiner Narr! hat drauf der Heilige lachend geantwort't, wie willst Du denn mit Deinem kleinen Schnabel diese ganze große Wasserfluth ausschöpfen? Du vermagst davon doch kaum so viel zu trinken, als in eine hohle Hand geht; und schau! was noch übrig bleibt. Da hat der Vogel geantwort't: Das thut nichts. Und wenn's halt nur eine oder zwei Thränen wären und nur ein einziges Bekümmerniß, was ich hier abtrink', so ist halt doch ein Menschenherz erleichtert und erhebt sich dankbar zu Gott und findt' seinen Trost wieder. — Also laß' mich nur, ich muß weiter trinken, so viel ich kann. — Und der Vogel hat weiter getrunken und der Heilige ist sehr nachdenklich in seine Zellen zurückgekehrt; denn der Vogel hat ihm eine gute Lehr' gegeben, versteht sich, auf Eingebung Gottes, der in Allem der Anfang ist und das Ende. Amen."

„Aber, Pater,“ sagte die Gräfin, die ihm aufmerksam zugehört, „setzt den Fall, es habe Jemand eine unheilbare Wunde; die Wunde schmerzt ihn, aber er hat sich an den Schmerz gewöhnt, es tröstet ihn sie zu betrachten, zu berühren, sie ist Eins mit seinem Leben geworden, das Weh ist ihm so zu sagen Bedürfniß, Genuß. Wollt Ihr ihm diese Wunde gewaltsam heilen; glaubt Ihr, daß ihm dann wohler sein werde, wenn er sie entbehrt?“ —

— „Nein, gnädigste Frau! ich werd's mit Gewalt nicht thun, denn man muß halt auch den eingebildeten Schmerz ehren und für jeden Irrthum seine Nachsicht haben; aber ich möcht' halt rathen und verlangen im Namen Gottes, der Allem seinen Anfang und sein End' gegeben, — daß er der Zeit und der Natur freien Lauf läßt, daß er nicht durch Reizmittel die Heilung verhindert; denn Gott hat der Natur die Heilkraft verliehen, und will nicht, daß eine Wunde immer und ewig bluten soll. Ich glaub', es ist sogar eine Sünd', wenn man sich dem Verlauf der Natur in den Weg stellt, blos weil man glaubt, unsre Einsicht sei weiser als sie, da sie doch von Gott kommt, der ihr Gesetz und Vorschrift gegeben hat.“

„Wißt Ihr aber auch, ob ich die Kraft haben werde und die Empfänglichkeit, die eine Bedingung ist eines neuen Lebens und des Glückes?“ —

— „Der Mensch muß Alles können, er muß es wenigstens wollen, und so lang probiren, als noch ein kleiner Funken von Ausdauern in ihm brennt. Erst dann kann er sich sagen, daß er seine Schuldigkeit gethan hat. Wenn nun das junge, so edle, so tugendhafte Paar, nur in Euch und durch Euch glücklich werden kann: ist denn das Opfer so groß, gnädige Frau, daß es nicht zu bringen wär'? — Ich setz' den Fall: Ihr bleibt hier, bei den Särgen Eurer geliebten Abgeschiedenen, in Eurer Trauer, die Euch Bedürfniß geworden ist; so werdet Ihr

doch immer an Eure fernen Kinder gedenken, und werdet wissen und Euch sagen müssen: Auch sie sitzen dort einsam und traurig und verschmachten ihr junges Leben, weil Du sie von Dir gestoßen, weil du Dein Herz blutend von ihnen gerissen hast, ohne zu bedenken, daß auch das ihrige fortbluten muß. Und wenn auch nicht Dich, da hätt'st Du wenigstens sie glücklich machen können, wenn Du weniger hart und beständig gewesen wärst. — Ich weiß schon, Euer Schmerz, und es ist ein heil'ger Schmerz, eine heilige Trauer, gehört den Todten; aber die Beiden hier leben noch, die haben auch Ansprüche und denen gehört Eure Liebe. Der Himmel hat sie Euch anvertraut im Leid' und Freud'; Ihr dürft sie nicht von Euch weisen, dürft sie ihm nicht zurückgeben, ehe er sie verlangt. — Und, meine gnädige Frau, wenn wir die viele Bekümmerniß und die bittern Zähren und das Herzleid auf der ganzen Gotteswelt betrachten, so weit nur Menschen leben: so ist, dagegen gerechnet, Euer Unglück grad' so viel, als der Vogel mit seinem kleinen Schnabel aus dem See getrunken hat. Der Name des Herrn sei gepriesen: nicht nur in Freud', sondern auch im Leid! In Ewigkeit. Amen!"

„Meine Kinder sind jung; Jugend vergißt und verschmerzt leicht. Würde meine Gegenwart sie nicht unablässig an die Träume und die Verluste vergangener Zeiten mahnen? — Wie, wenn ich für ihre Freuden kein theilnehmendes Lächeln, für ihre Entwürfe kein tröstendes Wort, keinen ermuthigenden Zuruf bei kommenden Widerwärtigkeiten hätte?" —

— „Sie werden kommende Widerwärtigkeiten leichter ertragen beim Anblick auf die geliebte Mutter, weil sie sich dann zurufen müssen: Siehe da! Sie hat so Ungeheures erduldet, und sie ist standhaft geblieben im Bewußtsein der Schuldlosigkeit! Und wir wollen so schwach sein!? Der starke Mensch ist halt nur der, der sein Geschick trägt und ihm gebietet, nicht der,

welcher sich ohne Gegenwehr von ihm überwältigen läßt. Gegen Gottes Rathschluß vermögen wir nichts; aber Gott prüft halt erst auch unsere Kraft.“ —

„Pater Pankraz,“ sagte die Gräfin sich erhebend, und reichte dem Mönch freundlich die Hand, „durch die Liebe und den Schmerz meiner Kinder war ich schon halb überwunden; ihr habt den Rest meines Widerstandes gebrochen; — vielleicht hätte es auch die Stunde des Abschieds gethan. — Geht hinüber zu meinen Kindern und sagt ihnen, daß ich ihnen folgen werde, sobald Alles vollbracht, was mir hier noch auferlegt. — Noch eine Pilgerfahrt will ich dann thun nach Jičin zu den Gräbern der geliebten Todten; dann scheide ich für immer von diesem Lande; ein anderes mag mich aufnehmen, oder eine andere Welt. — Sie sollen nicht sagen, daß die Lust an meinem Schmerz größer gewesen sei, als die an ihrer Liebe. Vermag ich selbst nicht mehr zu hoffen, so will ich ihnen doch keine Hoffnung rauben; und sie hoffen auf mich, für mich. — Ich opfre viel, Pater! nur meine Seele weiß es: die Welt, die ich mir mühsam aus Trümmern aufgebaut; — aus Trümmern wohl, aber doch meine Welt, und den Abendhimmel, wenn auch düster, doch meinen Abendhimmel. — Sie sollen mir nicht danken; denn ich gewähre ihnen kein lebendiges Geschenk, kein blühendes, das segensreiche Früchte verkündet, nur einen welken Kranz lege ich auf ihren Hausaltar nieder; mag sie die Erinnerung an seine ehemalige Farbenpracht entschädigen. — Sie werden also an meinem Sarge stehen, und auch dazu bedarf es ihres Muthes: sie wollen es so. — Habt Dank, Pater! Ja, auch ich danke Euch, Ihr habt mir mindestens den Entschluß erleichtert.“ —

„Nein, gnädigste Frau!“ rief Pankraz und küßte inbrünstig die Hände der Gräfin, „ich muß danken, denn Ihr setzt mich in den Stand, den jungen Herrschaften ihr Glück zu verkündigen. Und glücklich machen und glücklich werden: das ist ein und das-

selbe. Das sollten halt alle Menschen einsehen und da würd' es bald anders ausschauen auf dieser Welt. Gelobt sei Jesus Christus!"

Er eilte zu Rafael und Bohumila, die ihn, nach Empfang seiner Freudenbotschaft, dankbar in die Arme schlossen.

Noch denselben Abend nahm die Gräfin Veranlassung, mit Pater Xaver über ihren Rücktritt in die Verborgenheit zu sprechen und ließ scheinbar durch seine Einwürfe sich überwinden und gewinnen, so daß er glauben mußte, er habe ihren Widerstand besiegt; denn der Jesuit würde es für eine Zurücksetzung betrachtet haben, wenn dem schlichten Bettelmönch das gelungen sein sollte, was er vergeblich angestrebt hatte. —

Pater Xaver ließ es sich nun angelegen sein, die Vermögensverhältnisse der Gräfin, zum Behufe des Umzuges nach Spanien, zu ordnen. Es fand sich bei dieser Gelegenheit, daß der Gräfin noch anderweitige Mittel blieben, neben jener bereits geschehenen Schenkung an den Orden, ihre Dankbarkeit für geleistete Dienste an den Tag zu legen. Auch Bohumila trat in den Besitz jener Summe, die ihr Graf Terzky noch bei Lebzeiten zum Geschenke gemacht und die sich in Wien in redlich betrauten Händen vorfand.

Das Haus, welches die Gräfin bewohnte, und das sie in der Zwischenzeit unter dem Titel einer Freifrau von Milota vom königlichen Fiscus erkauft hatte, nebst allem Geräthe, fiel gleichfalls der Gesellschaft Jesu anheim. Nur die beiden Bilder des Herzogs und der Herzogin, so wie mehrere andere theure Familienangedenken sollten mit nach Spanien gebracht werden. Der Dienerschaft, Basil und Madlena, ward es freigestellt, der Herrschaft zu folgen oder in Böhmen zu bleiben, wo später Xaver in den Stand gesetzt war, ihnen bis an's Lebensende einen anständigen Gnadengehalt auszuantworten. — Aber sie wählten in ihrer unverbrüchlichen Treue und Anhänglichkeit das Erstere: bis an's Ende der Welt wollten sie der Gräfin folgen und nicht von ihr weichen bis zum letzten Athemzuge. Bei ihrem vorgerückten Alter

war es kein geringes Opfer, das sie ihrer theuern Herrschaft brachten.

Noch konnte aber die Zeit der Abreise nicht festgestellt werden. Die Gräfin wollte erst die Verbindung Leßly's mit der Gräfin Dietrichstein und die Rückkehr Buttler's von Rom abwarten. Beide Erfolge sollten noch maßgebend für ihr weiteres Verfahren gegen diese Feinde ihres Hauses sein. Dann erst wollte sie ihre Pilgerfahrt nach der Karthause von Valdic unternehmen und drei Tage lang über den Gräbern der Geliebten der Trauer der Erinnerung und des Abschiedes nachhängen.

Bohumila's Geist ward von neuer Freude beschwingt, als sie nunmehr die Gewißheit erlangte, daß sie Prag und Böhmen, welches ihr nur schaurige Erinnerungen darbot, an der Hand des Geliebten verlassen sollte, daß die Muter ihnen folgen und ihnen für immer angehören wolle. Mit allen Fantasieblüten schmückte sie sich die kommenden Tage unter Spaniens schönem Himmel wonnereich aus; dort, hoffte sie, würde jede bange Nacht verschwunden, jedes schmerzhafte Gedächtniß begraben sein, und auch die Mutter neu aufleben für die werdende Freude und ein schmerzbeschwichtigendes Still-Leben. Dorthin auch brauste das Kriegsgetöse nicht, das im Vaterlande noch immer nicht verhallen zu wollen schien.

Und Rafael drängte es in seine Heimath, schon um der Geliebten willen, die er von all' den düstern Eindrücken, die ihr junges Leben mit Schmerzen und Schauern umgaben, losreißen wollte. —

— Sylvio Piccolomini lebte noch in Nachod, unheilbarem Wahnsinn verfallen. Seine Tobsucht hatte sich gelegt und einer tiefen Melancholie Platz gemacht, in welcher er unabläßig von der schönen Henkerstochter schwärmte und die Gewißheit aussprach, sie dereinst doch noch die Seinige nennen zu dürfen. Er harrte nur auf den Tod der grausamen Mutter, die ihrem Bündniß

im Wege stand, und war oft emsig bemüht, die Zimmer des Schlosses festlich auszuschmücken zum Empfange der Braut. Die Nachricht vom Tode seines Vetters machte keinen Eindruck auf ihn, er hatte diesen Verwandten nicht einmal gekannt; und die Veranlassung zu dessen traurigem Ende war man bemüht, ihm zu verheimlichen; denn wie außer allem Zweifel schien, daß es dieselbe Dame, die Jenen zu dem heftigen Auftritt vor der Allerheiligenkirche veranlaßt, und den Wahnsinn dieses bei ihrer Begegnung zur Raserei gesteigert hatte, so mochte man in der Erinnerung des Irren nicht jenes Bild wieder auffrischen und seinen Geisteskampf vom Neuen aufstacheln.

Der zweite Streich traf den alten Fürsten Piccolomini fast noch härter als der erste. Noch lebte ihm nur ein Enkelvetter Giovanni, ein Knabe von etwa zwölf Jahren. Dieser war nun berufen, dereinst seine Güter und Titel zu erben. Mußte er so mit bitterer Ergebung auf jeden Genuß, jede Freude seiner spätern Tage verzichten, so lähmte dies doppelte Mißgeschick doch nicht seine kriegerische Kraft und Unternehmungslust. Nur darin fand er noch Befriedigung und Erhebung, und es sind im Verlaufe des dreißigjährigen Krieges noch mehrere Siege aufgezeichnet, die er erfochten, und welche er durch Wandgemälde und Geschichten in seinem Schlosse Nachod ziemlich ruhmrednerisch für die Nachwelt aufzubewahren und zu verherrlichen bemüht war.

Er baute das Nachoder Schloß neu und prächtig auf. Es liegt majestätisch auf einer Felsenhöhe im Angesicht des Marktplatzes und beherrscht die Stadt und deren Umgebung. Ueber dem Thor und Haupteingange befindet sich das fürstlich Piccolominische, herzoglich Aragon'sche Wappen, nebst einer weitläufigen, pomphaften Inschrift, welche die Verdienste des Fürsten Octavio — noch bei seinen Lebzeiten — aufzählt und preist. Die prachtvoll mit mythologischen Deckengemälden, Stuk- und Goldverzierungen geschmückten Zimmer und Säle enthalten u. A. vierzehn

Portraitbildnisse von Personen der Piccolominischen Familie, außerdem noch drei große Gemälde, den Reichstag zu Nürnberg, den Fürsten Octavio und seinen Adjutanten Deveroux, dann ein Schlachtstück, seinen Sieg über die Franzosen bei Thionville darstellend. Das Archiv besitzt eine reiche Sammlung von Briefen, die zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Kaiser Ferdinand II. und adern historischen Personen an den Fürsten Octavio geschrieben worden, ferner zwei Schreiben der aus dem Piccolominischen Geschlechte stammenden heiligen Katharina von Siena.

Uebrigens ist die Herrschaft Nachod eine der größten und umfangreichsten im Konigreich Böhmen; ihr Flächeninhalt beträgt 5 $^{7}/_{8}$ Quadratmeilen, ihre Einwohnerzahl 40,000 Seelen; sie umfaßt 26 Maierhöfe und es gehören dazu 106 Ortschaften.

24.

Der Obristwachtmeister Mac Fergus kam im Gefolge des Feldmarschalls Leßly nach Prag. Dieser hatte ihm sein unbedingtes Vertrauen geschenkt, ihn zu seinem Adjutanten ernannt und den Wunsch ausgesprochen, er möge seiner Vermählung und den Festlichkeiten derselben beiwohnen. —

Kaum angelangt, eilte er zu Pater Xaver, dem er noch mehrere mündliche Aufklärungen zu geben verbunden war.

„Der Himmel mag es wissen," sagte er im Verlauf des Gespräches, „was ihn an mich fesselt. Er scheint den Feind in seiner Nähe nicht zu ahnen. Es wäre mir leicht, ihn gänzlich zu verderben, so blind gibt sich sein Vertrauen zu mir hin. Wenn ich den Vergleich wagen darf, so möchte ich sagen, er hänge an mir, wie der Herzog an Octavio Piccolomini hing, den er zum Vertrauten seiner geheimsten Pläne machte, und der ihn im entscheidenden Augenblick verließ und verrieth."

„Benutzt das, Obristwachtmeister,“ versetzte Xaver, „Ihr könnt mir und noch einer Person einen werthvollen Dienst leisten. Wir werden Euch vielleicht bald in Anspruch nehmen. Die Verbindung Leßly's ist nicht mehr zu hintertreiben; aber die Freuden derselben sollen ihm verbittert werden.“

„Daran habe ich auch schon gedacht,“ sprach Mac Fergus, „gebt mir nur Mittel und Wege an, Hochwürdiger. Dieser Leßly ist nicht reicher an Verdiensten, nicht tapferer als ich, nicht redlicher, und das Glück überströmt sein Haupt: er wird der Gatte der schönen Gräfin, verschwägert sich mit einem ruhmwürdigen Hause, der Kaiser bezahlt seine Schulden, er ist wieder freier Besitzer seiner Herrschaften; — und das Alles für eine verlor'ne Schlacht, oder vielmehr für eine Blutschuld, die, von einem Andern und unter andern Verhältnissen geübt, ewige Schmach nach sich ziehen würde. Da soll man diesen Leßly nicht beneiden! Ich beneide ihn in der That auch und weil ich's thue, will ich ihm schaden. Gebt mir also einen Weg an, ehrwürdiger Herr!“

— „Es ist bereits etwas im Werke,“ entgegnete Xaver, „kommt die Zeit heran, so werden wir Eure Mithilfe in Anspruch nehmen. Nur Eins, Mac Fergus; wenn der Feldmarschall von schrecklichen Träumen gepeinigt werden, wenn er Gesichte haben, wohl gar Gespenster sehen sollte, bestärkt ihn in seinem Aberglauben, macht seine Seele zittern, wie die eines Kindes beim Anhören von Ammenmärchen. Er muß schwach werden, — ein Spott für jede kräftigere und bessere Natur. Merkt auf M a t h i a s, den Kammerdiener im Dietrichsteinischen Hause; er ist mein Vertrauter, und wird sich, nöthiger Erkundigungen und Maßregeln wegen, vertrauungsvoll an Euch wenden, wenn es die Gelegenheit erheischt. Er ist verschwiegen und treu und bereit, uns zu nützen. — Fällt Leßly, so steigt Ihr ohne Zweifel im Range; ich hoffe die Macht zu haben, Euch förderlich zu sein. Jetzt gehabt Euch wohl; den Dank, welchen ich vor der Hand

nur ausspreche, werde ich bethätigen. Ihr kennt mich, Herr Obristwachtmeister!"

„Vorerst, Hochwürdiger, ist der Dank an mir; denn Euch schulde ich Alles, was ich bin und was ich habe. Ihr habt mir die gute Lehre gegeben, daß man nicht abwarten müsse, bis der Lohn für das Verdienst kommt, daß man sich denselben oft selbst holen muß. Man muß verdrängen, will man nicht verdrängt sein, und den Gegner von der Höhe stürzen, will man sie erklimmen. Zudem gehe ich ehrlich zu Werke, ich befehde und verderbe nur meinen Feind, nicht den, welchem ich Treue geschworen und zum Danke verpflichtet bin." —

— In der bekannten Wirthsstube in der Brückengasse saßen des Abends wieder der Pater Pankraz und der Kürschner Hostal. Der dritte Stammgast, der Fleischer, war noch nicht eingetroffen; er säumte diesmal länger, als gewöhnlich und auf Pankrazens Frage nach ihm sprach Hostal die Vermuthung aus, er sei wohl eines Viehseinkaufes wegen über Land gegangen; wenigstens habe er einige Tage vorher davon gesprochen.

„Ich bin heut'," sagte der Kürschner, langsam sein Bier schlürfend, „in der elendesten Laune von der Welt. Mir ist, als müßte mir demnächst etwas recht Unangenehmes, vielleicht ein Unglück passiren. Man hat so seine Vorgefühle und Ahnungen."

— „Oft rührt das," versetzte Pankraz beruhigend, „von einer körperlichen Mißstimmung her, und geht einem kleinen Unwohlsein voraus. Ich für mein' Theil kann meinem Schöpfer nicht g'nug danken, daß er mich in letzter Zeit so viel Freud' hat erleben lassen. Ich hab' glückliche Menschen g'sehen und ihr Glück getheilt."

„Das ist ein seltner Fall," seufzte der Kürschner, „und es gehört Kunst dazu, in jetziger Zeit glücklich zu sein. Ich glaube, die haben's am besten, die zwei Ellen unter der Erde liegen."

— „Ja, meine Glücklichen, lieber Herr! sind's halt auch

erst geworden nach großen Leiden und Entbehrungen, und das stimmt sie halt um so dankbarer gegen die Gnade des Himmels."

„Vom Kriegsschauplatz erfährt man auch nichts Gewisses und darum muß man in einer ewigen Angst schweben. Gallas steht in Sachsen und von den Schweden hört man, daß sie immer näher rücken. Ich möchte meinen Kopf zum Pfande geben, daß binnen einem halben Jahr und noch früher die Kriegsfurie im Lande wieder losgelassen ist. — Wir, Hochwürdiger! — merkt Euch mein Wort, erleben das Ende dieses blutigen Streites und dieser unerhörten Calamitäten nicht; vielleicht erleben's unsre Kinder nicht einmal, oder erst, wann sie Greise sind. — Es ist gerade, als ob Gottes Strafgericht nicht müde würde, über dem unglücklichen Böhmerland zu walten."

— „Na, was mich betrifft," entgegnete Pankraz lächelnd, „so kann ich halt von meinen Kindern nicht sprechen, ob's die erleben werden. In Allem müssen wir uns aber unter Gottes Rathschluß beugen; er wird, wenn's seine Weisheit beschließt, es schon zum gnädigen Ausgang bringen. Und ein Trost, wenn auch ein trauriger, is, daß auch andere Menschen in andern Ländern ein Aehnliches erdulden müssen. Wer kann wissen, ob's Strafe für begangene Missethat oder Prüfung des Herrn ist"

In diesem Augenblick trat rasch und sichtbar aufgeregt der Fleischer herein und warf sich ohne Gruß auf den Stuhl, den Freunden gegenüber, indem er dem Schenkmädchen mit donnernder Stimme zurief:

„Bier her! zum Donnerwetter, daß ich nicht zu warten brauche. Ich verdurste sonst!"

„Was ist los?" fragte Hostal betroffen.

„Der Teufel ist los," war die Antwort, „ich kann von Glück sagen, daß ich meine Heerde in die Stadt gebracht habe, denn nächstens gibt's eine Hungersnoth. Des Gallas' Heer ist zu Grunde gerichtet, es flüchtet in Eilmärschen von der Grenze

nach Prag, um sich zu erholen. Das ganze Land ist offen, der Schwede steht vor Chemnitz, Zwickau und Freiberg; hat er die sächsischen Städte erobert, was nicht lange währen wird, so bricht er über's Erzgebirge herein und wir haben ihm keinen Mann entgegen zu stellen. — Wenn ihn die festen Landstädte nicht aufhalten, so sehen wir ihn in kurzer Zeit unter unsern Mauern."

„Da hätten wir also die Bescherung," rief bekümmert der Kürschner, „und da habt Ihr meine Ahnung, Herr Pater, von der ich gesprochen! Die alte Trübsal fängt wieder bei uns an und wenn Einer —"

„Nur ein Haus hat," fiel laut lachend der Fleischer ein, „und diesmal hast Du Recht, Gevatter! wenn man so eine Besitzung hat, und es kommt alle paar Jahre oder Monate ein Feind in's Land, der die Früchte des Fleißes aufzehrt, was man mühselig aufgebaut hat, wieder ruinirt, und wenn man in den eigenen vier Pfählen nicht mehr Herr ist. Ich glaub's, daß man die Geduld verliert — mir gieng' es auch so; aber ich würde nicht darüber so oft wehklagen, wie Du, weil's nicht in meiner Natur liegt. Und wenn sie mir's zu arg machten, so zündete ich mein eigenes Haus über meinem Kopfe an: mein Handwerk müßte mich schon ernähren."

— „Aber was soll aus uns werden?" fragte im kläglichen Tone der Kürschner, „wenn der Schwede wieder in's Land kommt."

„Wie's einmal ausschlagen wird. Die kaiserlichen Feldherren Morzin, Fürstenberg und Hatzfeld sollen in der Eile mit Gallas die Ueberbleibsel des Heeres sammeln, sollen sich mit frischen Völkern verstärken und Böhmen vor einem Einfall schützen. Wenn sie's im Stande sind und der Banner in Sachsen viel Zeit verliert, so sollen sie ihm bis an die Grenze entgegenrücken und ihn da in Empfang nehmen und abweisen. Dann wäre Prag freilich geborgen; aber gelingen muß es erst. Uebrigens hab' ich bis jetzt mit viel Gleichmuth und großer Ausdauer mir

diese widerwärtigen Zeitläufte betrachtet, und Ihr seid meine Zeugen, liebe Freunde! daß ich keiner von den Verzagten und ewig Unzufriedenen war; jetzt aber reißt auch meine Geduld und ich möchte das Ende von der verdammten Geschichte gerne sehen. Der Kaiser hat über zwanzig Feldherren, denn zu Denen, die ich genannt habe, gehört noch Hofkirchen, Montecuculi, und wer weiß noch wer Alles. Aber Alle richten gegen die Schweden nichts aus. — Ich habe einen altstädter Bürger gesprochen, der Viertelsmeister ist und in Nothzeiten die Einquartirung drüben zu vertheilen hat; der war auf dem Rathhaus und hat dort gehört, daß der Hofkriegsrath den Fürsten Piccolomini aus den Niederlanden zurückberufen und ihm in Böhmen und Sachsen das Obercommando übergeben will. Der soll die Scharten wieder auswetzen. — Aber was nützt das Alles: die ersten Anführer sind Italiener und Spanier, was kümmern die sich um unser Vaterland. Sie brandschatzen es, wenn es ihnen gut dünkt, wie ein feindliches Heer. Und werden sie geschlagen: husch, sind sie immer wieder über die böhmischen Berge zurück und wollen sich hier erholen und pflegen, und locken so den Feind herein. — Ein einziger Žižka, Procop an der Spitze von zehntausend Mann, und unsre Grenzen wären gesäubert und dem Schweden für immer das Handwerk gelegt. So hat aber unser Volk selbst kein Vertrauen, keinen Muth und keine Ausdauer mehr, weil es die Führer nicht achten kann, weil es nicht für sich, für sein Land kämpft. Mit der böhmischen Tapferkeit ist's am Rande, sie wird noch zum Kinderspott werden."

„Da hast Du Recht," fiel der Kürschner ein, „ein Procop, wie an der Biehanje, (na „běhání" u Oustic, Předlice) — ein Žižka, oder ein König Georg, der's gewaltige Reichsheer schlug mit einer Handvoll Leute am Böhmerwald — und wir hätten Ruhe auf ein Menschenalter lang. Diese Ausländer werden uns nicht helfen, wie schon gesagt; denn sie haben kein Herz für

uns. Nehmt's nicht übel, Pater. — Aber wir werden von den deutschen Königen, die wir seit einiger Zeit haben, doch wie Stiefkinder behandelt."

„Der Banner hat übrigens," fuhr Sojka in seinem Berichte fort, „bereits von Sachsen aus ein Patent an die Böhmen erlassen. Gelesen hab' ich's nicht; aber es hat mir Einer den Inhalt erzählt, den er auswendig wußte. Es ist hier Jedermann bei harter Strafe verboten, wenn ihm Eins in die Hände fällt, dasselbe zu verbreiten. — Also der schwedische General sagt darin: Er wär' gekommen, die protestantischen Böhmen vor den Katholischen zu schützen."

„Das ist der alte Pfiff," unterbrach ärgerlich der Kürschner, „sie haben den Kelch mit uns getrunken als Glaubensbrüder und uns brüderlich die Taschen ausgeleert; sie haben uns der Rache des Kaisers Preis gegeben und auf hunderten von Schiffen unsere Landesschätze die Elbe hinabgeführt und über die Ostsee nach Stockholm gebracht: das kennen wir! Gott bewahre uns vor diesen Freunden, sie taugen eben so wenig, wie unsre Feinde, was sie im Grunde jetzt auch sind. Das einzige Kluge ist, und darin sind sie uns voraus, daß ihre Truppen keinen ordentlichen Sold beziehen, sondern auf Kosten des Landes leben müssen, wo sie g'rad eingefallen sind. Das sollte sich uns're Armee zum Exempel nehmen und im feindlichen Land eben so verfahren. Indessen aber müssen wir uns're Soldatesca für uns und dann die feindliche gegen uns ernähren. Und wer trägt's, wen belastet's am schwersten? Den, der einen Grundbesitz, der ein Haus hat." —

„Jetzt laß mich fortfahren," rief Sojka; „er verbietet auch seinen Truppen unter Lebensstrafe, den protestantischen Böhmen durch Raub, Plünderung und Gewaltthat den mindesten Schaden anzuthun." —

— „Sie werden es halten, wie sie's vordem gehalten haben."

„Dem Kaiser macht er Friedensvorschläge, welche dahin

lauten: Der Kaiser möchte im deutschen Reich und gleichermaßen in seinen Erblanden, eine allgemeine Amnestie, das heißt einen Generalpardon für Alles gegen ihn oder wieder seine Intentionen Begangene, erfolgen lassen. Dann soll Alles in den Stand, wie es vor dem Kriege anno 1617 war, zurückgeführt werden, jeder in sein Besitzthum, sein Recht und seinen Glauben wieder eingesetzt. — Dann, sagt der schwedische Generalissimus, will er seine Völker in ihr Vaterland zurückführen und das Reich Schweden soll nur einige pommersche Städte an der Ostsee als Entschädigung für die Kriegskosten behalten. — Das ist die schwedische Proposition zum Frieden."

„Ja — wenn der Kaiser d'rauf eingeht — und wenn's von der Seite gehalten wird? Wird der Schwed' wieder der Stärkere, so zieht er andere Saiten auf. Das kennen wir! Es ist keine Treu' und kein Glauben mehr in der Welt, so bei Hohen, wie bei Niedrigen. Das schlechte Exempel aber kommt von oben, wie ich schon gesagt habe."

— „Aber das möcht' ich mit seiner Erlaubniß," nahm jetzt Pankraz, der bisher ruhig zugehört und seinem frischen Trunke fleißig zugesprochen hatte, das Wort, „dem Herrn doch in Abred' stellen. Es is unter dem gemeinen Mann, da wo er halt durch Umstände nit verdorben ist, noch viel Ehrlichkeit und Redlichkeit, und viel Vertrauen und Gutherzigkeit. — Sonst wär's ja auf der Welt nit mehr auszuhalten und es wär' Alles Matthäi am Letzten: — um mich so auszudrücken. Freilich das Exempel, — das Exempel ist oft schlimm und verdirbt den besten Menschen und seine Gemüthsart. Die großen Herren da oben haben halt freilich ein anderes Regiment und andere Rücksichten und andere Hanthierung. Das nennen sie Politik. Dies is freilich nothwendig, weil man dadurch Land und Leut' regiert, aber in vielen Fällen und Vorkommnissen ein großer Sündenbock, der für Alles herhalten muß. — Wie g'sagt: wir wollen nicht drüber absprechen. Sitz' nur einmal Einer da oben und seh' sich um, und es wird

Vieles, ja vielleicht Alles ganz anders ausschauen, als wie wir's von unten betrachten. — Was mich halt betrifft: ich werd's End' hier freilich nicht erleben; aber wenn's besser wird und ich erfahr's in der Fremd' draußen, so wird's mich vom Herzen freuen, weil ich halt' wissen werd', daß das Gute meine lieben Freund' hier auch mit betrifft."

„Wie?" rief überrascht Sojka, „Ihr wolltet uns, wollt Prag verlassen?"

— „Es wird halt nicht anders werden. Ich soll einem jungen Freund, einem vornehmen spanischen Edelmann, in sein Vaterland als Hauskaplan folgen. Ich hab' ihm und seiner Frau das Versprechen geben müssen, und hab's gern gethan, weil ich sie halt lieb hab'. Vielleicht geht's noch weiter in die neue Welt hinüber, wo mein Cavalier reiche Besitzungen hat. Dort kann ich ein gottgefälliges Werk verrichten, und wenn Gottes Gnad' mich behütet, verstockte Heiden zu unserer Christusreligion bekehren."

„Pater, wir lassen Euch nicht," sagte der Fleischer und faßte und drückte herzlich seine Hand; „Ihr müßt ja auch wissen, daß wir Euch lieben und daß Ihr, wenn Ihr jenen Freunden folgt, uns hier, die Freunde, kränkt."

„Ich habe es immer gesagt," bemerkte der Kürschner, „die Guten gehen und die Schlimmen bleiben."

„Und ich habe es mir so schön gedacht," sagte Sojka mit betrübtem Tone, „daß wir Drei hier beisammen bleiben sollten bis in unser spätes Greisenalter, in Liebe und Eintracht, und ließen, was auch da kommen mag von guten und schimmen Zeiten, über uns ergehen, wie wir es einmal nicht ändern können. Das Bittre und Schlimme erträgt sich nun einmal leichter, wenn man einen Freund und seinen Trost zur Seite hat. — Wißt Ihr, Hochwürdiger, daß mir das Bier auf einmal ganz herbe schmeckt? Liegt's an mir, oder am Gebräu'?"

Der Kapuziner reichte Beiden gerührt die Hände und sagte:

„Ich dank' Euch für Eure Güte, und weiß sie im Herzen zu schätzen. Scheiden thut weh, und's wird mir auch weh thun. Ich denk' schon jetzt nicht gern d'ran. Uebrigens ist's noch gar nicht so nah', und es können schon ein paar Monate vergehn, bevor ich mich nach Rom aufmach', um bei unserm General die Erlaubniß auszuwirken, daß ich eine Provinz mit der andern vertauschen kann. Denn das können wir nicht eigenmächtig und sind an strenge Observanz gebunden. Unser General ist halt über alle Kapuzinercongregationen in der Welt eingesetzt, wie der Jesuitengeneral über alle Collegien der Gesellschaft Jesu. Und in Rom haben sie Beide ihren Sitz, von da aus regieren sie alle Klöster ihrer Regel."

„Also gefällt's Euch bei uns hier nicht?" fragte der Fleischer.

„I beileibe, das wär' undankbar, wenn ich das sagen wollt'. Aber schaut': Wenn man halt ein junges Liebespaar, zwei fromme edle Menschen, so zu sagen, vom Tod errettet hat, so gehört Einem gewissermaßen ihr Leben, man freut sich daran, wie an seinem eigenen, und möcht' sie nicht wieder verlassen. Mir geht's g'rad so. — Wenn Ihr die beiden schönen Leut' kennen sollt', so würdet Ihr mir halt Recht geben. — Die junge Frau is die nämliche, die der Graf Sylvio Piccolomini in seiner Verrücktheit ang'fallen hat, weil er sie für sein Fantasiebild hielt, und wobei er in seiner Furie ihren Bräutigam bis auf den Tod verwundet hat. Sie ist ein Engel in menschlicher Gestalt. Ich sollt's nicht sagen, denn es is wie eine Sünd', aber der Himmel wird mir's verzeihen, weil er sie so schön und gut erschaffen hat. — Aber jetzt sprechen wir halt nicht mehr vom Abschied, der is immer ein bittrer Trank, den man lange nachschmeckt, so wie der Wermuth auf der Zunge bleibt, wenn man ihn auch noch so g'schwind 'runterg'schluckt hat. Das Beste ist, daß der Mensch sein Gedächtniß hat, und daß die Guten, die einander geliebt, auch in der Entfernung ihre Treu' für einander bewahren. So wär's Ster-

ben auch schwerer, wenn der Mensch auf'm Todtenbette nicht bedächt': die Zurückbleibenden, die Dich lieb gehabt, werden Deiner nicht vergessen, und nachkommen müssen's einmal doch Alle." —

Auf den Straßen wurde es jetzt gewaltig laut. Der Vortrab von Gallas' flüchtigem Heere rückte lärmend in die Stadt. Die Soldaten waren vom angestrengten Marsche, von Hunger und Entbehrungen erschöpft; die Bürgerhäuser mußten sich ihnen öffnen, ihnen Obdach und Verpflegung gewähren.

Ein Lehrbursche kam in die Schenke geeilt und kündigte dem Kürschner Hostal an, daß er eben drei Mann Einquartirung erhalten, die lärmend nach Speise und Trank verlangten.

Laut fluchend entfernte sich der Grämliche, nachdem er noch einen raschen Trunk gethan und den Rest des Bieres giftig auf den Boden geschüttet.

„Er ertrüge es leichter," sagte der Fleischer zu Pankraz, der mit ihm zurückgeblieben war, „wenn er sich geduldig in das Unabänderliche fügte; aber er glaubt, ohne Aerger sei's nicht abgethan, und das verbittert ihm die paar frohen Stunden und verkürzt sein Leben."

Es ist halt," belehrte der Mönch, „jede Natur verschieden und der Mensch kann sich darin nicht ändern. Der eine erträgt's leichter, hat ein'n frischen Sinn und hofft schnell, weil er vergißt, auf's Besserwerden; beim Andern liegt's in der Gallen und die geht in's Blut über. Da arbeit's freilich länger in ihm herum und der Aerger, möcht' ich sagen, verschafft ihm halt selbst eine Erleichterung. — Komm her, Marinka!" wandte er sich zu dem hübschen Schenkmädchen, „jetzt hast Du Zeit und kannst Dich eine Weil' zu uns herstellen. — Wenn man eine Zeit lang nichts als Verdrüßliches g'sehn hat, so muß man halt einem hübschen Madel in's G'sicht schauen: da wird man aufgeheitert. Da hat Euch der liebe Himmel mit einem besondern Segen bevorzugt vor unser Einem, und Ihr Spitzbuben wißt das auch

recht gut. Mit Eurem Lachen da glättet Ihr uns're Stirnfalten aus und wenn Ihr mit Eurem Schnabel, so schnell wie ein Vogel, recht freundlich plappert, so hört der Mann auf zu brummen. Es is g'rad so, wenn man lang' im Brevier und in der Heiligengeschichte gelesen hat, und die Augen werden trüb' und finster, so schaut man auf einen grünen Baum oder auf einen Rasenplatz hinaus, und's G'sicht wird gleich wieder hell. — Ich kenn' eine G'schichte von einem Gefangenen, der hat den harten Winter durch in seinem modrigen, finstern Keller g'sessen und hat verzweifeln wollen, weil er halt auch keine Hoffnung auf seine Befreiung g'habt hat. Er is ganz abgezehrt und elend g'worden und hat den Tod herbeig'wünscht; das war halt sein einziger Erretter. Durch ein enges Guckloch is nur ein ganz schwaches Dämmerlicht während 'n paar Stunden des Tags in seinen Thurm gedrungen, dann war's immer wieder finstre Nacht. — Aber da is der Frühling erschienen und der Wind hat während dem einiges Erdreich und einen Samen auf die Mauer vor dem Guckloch getragen, und wie der arme kranke Gefangene an einem Morgen sich wieder den Tod gewünscht und dabei zu dem Guckloch 'nauf g'schaut hat, wo eben ein paar Sonnenstrahlen hereinspielten, da hat er auf einmal eine schöne blaue Blume erblickt, die war so hell und so voll Ausdruck, wie ein frommes, glückliches Menschenaug', und hat zu ihm hineingenickt, als wollt' sie sagen: Du mußt nicht verzagen, der alte Herrgott lebt noch; er sorgt sogar für die kleinen Blümeln und hat mir hier Erdreich streuen lassen, daß ich nicht verkümmern soll, und Dein guter Engel hat mich Dir zum Trost herg'setzt, daß Du hoffen sollst. Denn ich hab' halt in meinem Sammenkorn auch g'legen, wie in einem finstern Keller, aber der warme Lenz hat mit seinem rosenfarb'nen Finger dran geklopft und hat mich aufg'weckt und befreit. — Das hat sich der arme G'fangne zu Gemüth gezogen und hat mit Thränen in den Augen die schöne Blume betrachtet,

hat dem Herrn für die sichtbare Gnad' gedankt und neues Vertrauen geschöpft. Und früh und Abends hat er mit Wasser aus seinem Krug die Blum' getränkt, daß sie immer schöner aufgeblüht is, und neben ihr noch drei, vier andere Schwestern, wodurch seine Erkenntlichkeit auch belohnt worden ist. Und das hat während dem ganzen Sommer gedauert und der G'fangene is aus Freud' über seine Blume wieder g'sund worden und wie der Herbst kam und seine blauen Freundinnen haben sich ang'schickt zu verblühen, wie's im Lauf der Natur ist, da hat ihn freilich wieder die Schwermuth gepackt, denn er hat der schaurigen Oede des Winters entgegengesehen. Aber da waren endlich seine Richter gerecht worden uud es hat sich eines Morgens die Kellerthür' geöffnet und die Freiheit is bei ihm eingezogen. Er hat halt seinen Keller mit neuem Lebensmuth verlassen, nachdem er noch einen dankbaren Blick auf die Blumen geworfen, und es hat ihm ordentlich weh' gethan, daß er von ihnen scheiden muß; hat aber dabei gedacht, daß sie im künftigen Frühling wieder blüh'n werden, und einen andern armen Gefangenen getrösten können, wie ihn. — Also, wie mit den Blumen, is es auch mit dem schönen Aug' von einem braven Madl; denn der Mann ist oft mit seinen Bekümmernissen und Sorgen wie in einem finstern Keller, und sollt' ihn halt immer auch ein freundliches Lächeln und ein süßer Blick aus so ein paar Augen getrösten, wie sie Dir der Himmel gegeben, Marinka! — Brauchst d'rauf nicht stolz zu werden, hast's nicht für Dich allein bekommen, sondern für die Welt und wenn Du's recht verwendst, so wirst einmal Deinen Mann recht zufrieden und vergnügt machen."

Er streichelte dem lachenden Mädchen die Wangen und reichte ihr seinen Krng. „Das soll der Schlaftrunk sein; ich hab' halt heut wieder zuviel gered't, und kann mir's doch nicht abgewöhnen: — es kommt wie von selbst heraus, als wär' mein Herz ein Töpferl, das überläuft."

„Was Ihr sprecht, Pater!“ entgegnete der Fleischer, „das erquickt, und ich weiß Euch Dank dafür. Wär' ich so allein auf die Unterhantung meines stets sorgenvollen Gevatters Hostal angewiesen, ich würde vielleicht eben so ein grießgrämiger Gesell' wie er. Glaubt mir, Hochwürdiger! — und es kommt aus meinem Herzen — ich werde Euch schwer entbehren und vermissen. In unserm Alter schließt man nicht leicht Freundschaften und schwerer ist Einer gefunden, der auch dazu taugt und sich bewährt.“

„Ich werd' halt auch nicht vergessen, was ich Euch Lieb's und Gutes zu verdanken hab', und wär' ich noch so weit, und überm Meer drüben. Der blaue Himmel bleibt aber derselbe, hier wie dort, und die Wolken gehen hin und wieder und man kann sie als Boten betrachten, die einen Gruß übertragen und wiederbringen. Das ist auch ein Trost, daß derselbe blaue Himmel alle Gräber bedeckt, und schliefen die Todten, die einander im Leben geliebt, noch so fern von einander; und der Frühling schmückt sie alle gleichmäßig grün, um zu sagen: Hier wie dort schwebt die Hoffnung zum Himmel hinauf! Der aber zeigt durch sein Blau an, daß er treu ist, daß er der Hoffnung immer sein Wort hält. Amen.“

Noch eine geraume Zeit unterhielten Sojka und der Pater ihr Wechselgespäch, dann brachen sie gleichzeitig auf und giengen in ihre Wohnung.

25.

Es folgten nunmehr, nach der Rückkehr der Gallas'schen Truppen, mehrere Tage der Ruhe in Prag.

Denn Banner hielt sich in der That zu lange in Sachsen mit der Einnahme von Zwickau, Chemnic und Freiberg auf. Besonders war es letztere Stadt, die er, um ihrer reichen Silber-

gruben wegen, gern in seine Gewalt gebracht hätte. Es galt, seiner Mannschaft endlich klingenden Lohn auszuzahlen, um sie zur Fortsetzung des Kriegs zu ermuthigen. Böhmen galt den Schweden — so sehr es auch durch den langjährigen Krieg ausgesogen war — immer noch für ein reiches Land, wo man sich erholen könne. — Durch die Zögerung ließ der schwedische Feldherr den Kaiserlichen Zeit, sich zu sammeln und zu verstärken.

An General Leßly kam ein Courier aus Wien, der ihm befahl, sich an die neuen Streitkräfte Morzin's, Hatzfeld's und Fürsterberg's anzuschließen und mit Gallas gemeinschaftlich ein Kommando zu übernehmen. Darum beschleunigte Leßly die Feier seiner Vermählung; nur zu bald konnte ihn der Kriegsruf dem Feinde entgegen und in's Ausland rufen. Er wollte vorher noch einige selige Tage an der Brust seiner jungen Gattin durchschwelgen.

Das Beilager war im Slavatischen Palaste, wo die gräfliche Familie Dietrichstein während der Abwesenheit der Besitzer wohnte, auf der Kleinseite, in der Spornergasse gehalten. — In der Richtung gegenüber, im Morzin'schen Hause, hatten Deveroux und Lorenzo Piccolomini ihre letzten Seufzer ausgehaucht. — Das schien dem Bräutigam von keiner guten Vorbedeutung; aber ein Blick von seiner holden Braut zerstreute seine Besorgnisse und die Ahnungen, die düster in ihm aufstiegen.

Es war am Vorabend der Vermählung; man feierte ein Banket. Was in Prag an hohem Adel gegenwärtig war, war geladen. Graf Leßly bewegte sich galant und unermüdlich im Tanze, mehr aber sprach er nach seiner Gewohnheit dem Becher zu. Die Gesellschaft, Geräusch und Musik und seine wechselnden Geistesstimmungen hatten ihn bedeutend aufgeregt. Seine Fröhlichkeit ward wildlustig, krampfhaft, worauf aber nach Mitternacht eine Abspannung, eine Umnebelung der Sinne folgte. — Er sehnte sich nach Ruhe und seinem Schlafgemach, welches man ihm im Seitenflügel des Gebäudes angewiesen.

Mitternacht war vorüber —; an einer Nebenpforte — die vom Kajetaner-Kloster in das slavatische Haus und namentlich in dessen Seitenflügel führte, hielten zwei dunkle Gestalten.

Es war die Gräfin Terzky und Pater Xaver.

Letzterer pochte leise, — bald darnach ward aufgethan, der vertraute Diener Xaver's, Mathias, erschien in dem dunklen Eingang und reichte schweigend der Gräfin die Hand, mit welcher er sogleich im Innern verschwand.

Pater Xaver blieb lauernd und harrend zurück.

Mathias geleitete die Gräfin, welche ihre Maske trug, über mehrere Treppen und Gänge, in denen Finsterniß und Todtenstille herrschte; nur von drüben, aus dem Vordergebäude, rauschte noch die Musik und lauter Stimmenjubel. —

„Hier, gnädigste Dame," sagte endlich der Führer zur Gräfin, „die letzte Thüre links im Gange. Merkt Euch gefälligst die Richtung. Ich werde an dieses Fenster eine matte Lampe setzen, ihrem Schimmer folgt, damit Ihr den Rückweg findet, wenn Ihr Euch eilig zurückzieht. An der nächsten Stufe erwarte ich Euch, — und werde Euch sicher zur Pforte geleiten."

Die Gräfin folgte dem matten Schimmer, der vom Hof durch die Fenster fiel. Auf unhörbaren Tritten, wie eine Geistergestalt, gelangte sie an die bezeichnete Thüre; — sie war unverschlossen.

Der von Pater Xaver gewonnene Diener war die Hälfte desselben Weges zurückgekehrt und holte aus seiner Stube die Lampe, welche an der Ecke des Corridors der Gräfin zum Wegweiser dienen sollte.

Ohne über den Zweck dessen, was Pater Xaver und die Dame durch diesen nächtlichen, geheimen Besuch beabsichtigten, zu grübeln; — denn der Jesuit hatte ihm versichert, dies Alles geschehe zur größern Ehre Gottes — schien ihm doch so viel einzuleuchten, daß die fremde und dem Anschein nach vornehme Dame wohl eine

verlassene Geliebte des Grafen Leßly sein möge, die dem Grafen eine unangenehme Ueberraschung bereiten, ihn mit gerechten Vorwürfen überhäufen und ihm die Hochzeitsfreuden vergällen wolle.

Diese Verbindung war auch gar nicht nach seinem — des Dieners — Sinne. Denn jetzt sollte er zugleich als Kammerdiener der Gräfin in Leßly's Dienste treten und dieser hatte sich herrisch gegen ihn benommen, hatte ihn sogar einmal in der Trunkenheit nach rauher Soldatenmanier ungerechterweise vor der geringern Dienerschaft ausgescholten.

Widerfuhr nun dem Grafen etwas Unangenehmes, so war es ihm Recht. —

Gräfin Terzky trat ein; das Gemach war leer, — Leßly noch nicht da. Auf dem Marmortisch vor einem Spiegel stand ein Armleuchter, dessen Kerzen tief herabgebrannt. Der Wachsdunst hatte die Atmosphäre fast zur Betäubung geschwängert, es herrschte nur ein Halbdunkel in dem ziemlich geräumigen Zimmer, dessen Wände mit Bildern und alten Tapetenschildereien bedeckt waren. Die Gräfin barg sich hinter den Vorhängen des Fensters, die bis an den Boden herabfielen, dem Spiegel in schiefer Richtung gegenüber. —

Sie harrte lange mit schwer klopfendem Herzen. —

Endlich erschallten Tritte auf dem Gang, und eine heisere, aber gebieterische Stimme rief:

„Geh' zurück in's Teufels Namen, ich will allein sein und erst rasten. Wenn Du mich auskleiden sollst, werden ich schon rufen!“ —

Die Thüre öffnete sich, Leßly taumelte herein, das Gesicht blaß von Erschöpfung, die Haare wirr um die Stirne, und warf sich in einen Armstuhl dem Spiegel gegenüber.

Er strich sich mit den Händen über die Stirne, seufzte mehrmal tief auf und starrte mit verglasten Augen vor sich hin.

Der lauernden Gräfin entgieng keine seiner Bewegungen. Sie

durfte nicht länger zögern, sonst nahm ihn der Schlaf gefangen, der ihn schon mit seiner ganzen Schwere beschlich. —

Draußen war Alles ruhig und todtenstill. —

Jetzt wo Leßly unwillkührlich seine Blicke nach dem Spiegel richtete, trat sie hinter dem Vorhang hervor; im schwarzen Gewande, das Antlitz marmorbleich, kalt und starr, — die schneeweiße Hand erhoben.

So bildete sie sich auf der Glasfläche ab. —

Leßly riß die Augen auf, als er das Schattenbild erblickte.

„Wer ist hier?“ stöhnte er mit erstarrender Zunge.

Er wollte sich erheben, aber der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt.

„Wer ist hier?“ wiederholte er und sein Ton zitterte.

„Die Gräfin Terzky,“ sprach es hinter ihm mit hohler Stimme, „sie bringt Euch den Segen für die Brautnacht, den Segen, welchen Ihr verdient habt, Graf Leßly, um sie und ihr Haus.“

„Barmherziger Gott!“ stöhnte Leßly umblickend und Fieberfrost jagte ihm alles Blut nach dem Herzen, „welche Aehnlichkeit! Ein Traumbild — oder ein Geist. — Fort, fort, zurück! Die Gräfin Terzky liegt begraben in der Gruft ihrer Ahnen.“

„Und steht dennoch hier vor Euch und bringt Euch den blutigen Segen und seine Ernte, von der blutigen Saat, die Ihr gesäet. Die Todten sind unerbittliche Mahner. Mich sendet der Herzog und mein Gatte und Graf Kinsky und Illo. Sollen auch sie erscheinen?“

„Barmherziger Gott!“ rief Leßly, der sich vergebens bemühte vom Sessel emporzukommen, „ich träume, das ist gewiß; es ist ein Traum, ein schrecklicher Traum! Ist denn kein Diener in der Nähe, der mich erweckte!“

„Ich werde in jeder Nacht wiederkehren, Graf Leßly, und Euch grüßen, wenn Ihr schlummert an der Seite Eures Weibes.

Ihr habt uns zu früh zur Ruhe gebracht, und so stören wir die Eurige."

„Fort, fort!" schrie Leßly, „Gott, Hölle, Teufel! — zu Hilfe, zu Hilfe!"

Er erhob sich mit aller Anstrengung seiner Kräfte, er wollte krampfhaft auf die Gestalt losstürzen, aber er brach zusammen und stürzte neben dem Sessel nieder.

„Auf Wiedersehen," sagte die Gräfin dumpf — ihre eiskalte Hand streifte seine Stirne — und sie verschwand unhörbar aus dem Gemache.

Geflügelten Schrittes eilte sie durch den Gang, — der matte Lampenschimmer geleitete sie — schon bog sie um die Ecke nach der Treppe zu, — da umfaßten sie zwei kräftige Arme und eine rauhe Männerstimme sagte:

„Ich höre Hilfsgeschrei — und hier hab' ich ein Gespenst von Fleisch und Blut gefangen!"

— Die Gräfin schien verloren. —

Gab es ihr der Geist ein oder geschah es unwillkürlich, sie stöhnte: „Pater Xaver — ist es?!" —

„Pater Xaver?" wiederholte die Männerstimme leiser, „dann ist Alles in Ordnung — geht, Dame! Ich heiße Mac Fergus." —

Er gab ihr Raum, indem er sie zugleich losließ, — sie stürzte auf die Treppe zu, — der harrende Diener trat aus einer Nische, faßte ihre Hand und geleitete sie die Stufen und Gänge hinab, bis zur Pforte, wo Xaver lauschte. —

Zitternd sank sie diesem in die Arme. —

Mac Fergus aber eilte in das Gemach Leßly's.

Dieser lag auf dem Boden ausgestreckt, ohnmächtig, mit geschlossenen Augen.

Er hatte das Verschwinden der Gräfin nicht bemerkt.

Herbeigerufene Diener brachten ihn wieder zum Bewußtsein.

Wirr und scheu blickte er um sich, als er die Augen aufschlug.

Erst als er Mac Fergus in seiner Nähe gewahrte, erhielt er einigermaßen Fassung.

Mac Fergus schärfte den Dienern auf's Strengste ein, der gräflichen Familie, welche noch wachte, den Unfall zu verschweigen, der den Grafen so eben betroffen.

Und sie schwiegen, da sie das Unwohlsein Leßly's nur dem übermäßigen Genuß von Wein zuschrieben. —

Mac Fergus blieb mit Leßly allein. Dieser blickte noch immer scheu um sich und seine Augen suchten die Schreckensgestalt. Er erzählte dem Schotten mit unsicherer Stimme die gehabte Erscheinung.

Dieser stellte sich ungläubig.

„Es war ein Traum, Feldmarschall!" sagte er, „Ihr seid nicht gewahr geworden, daß Ihr eingeschlafen. Und nichts ist natürlicher, als das; denn Ihr habt Euch mächtig aufgeregt — Herr Graf. Unsere Kraft ist nicht mehr die alte; ein guter Theil davon ist im Felde geblieben."

„Obristwachtmeister, Freund," versetzte grauenvoll der General, „das war kein Traum, keine Erscheinung des Schlafes; das war etwas Lebendiges, — oder eine Gestalt von Jenseits."

„Bedenkt doch, Feldmarschall! wir haben so oft zur Nachtzeit die Schlachtfelder durchritten, haben geschlafen in Mitten der Todten auf blutiger Erde, und es ist uns dergleichen nicht vorgekommen. Denkt nicht daran, und es wird wie ein Nebel zerrinnen."

— „Nein! Nein! Ich war meiner Sinne mächtig wie jetzt, und weiß, was ein Schrecken in der Wirklichkeit. Meine Kräfte waren gelähmt, doch nicht mein Bewußtsein. — Hier stand sie, die bleiche Gestalt, wie dem Sarge entstiegen, — dort sah ich sie im Spiegel, und jedes ihrer Worte hallt mir noch in den Ohren wieder. Ich weiß, was sie sprach und werde es nie vergessen. — Es war eine Wirklichkeit, Freund! die werde ich mir

nie bestreiten lassen. — Und allnächtlich will sie kommen; das wär' entsetzlich!"

„Und dennoch, General! muß es ein Traumgebild gewesen sein. Der Eindruck wird schwinden, wenn sich die Aufregung des Gehirns gelegt. Versucht zu ruhen. Morgen wird Euch besser sein."

— „Und gesetzt, es wäre nur ein Traum, und der Traum — diese Erscheinung — sie käme allnächtlich, wie sie gedroht: es wäre fürchterlich, — das könnte mich zum Wahnsinn treiben. — Ich soll ruhen? Aber jede Müdigkeit ist aus meinen Augen verschwunden, ich bin entnüchtert; ich sehe noch immer die blasse Gestalt vor mir, wie sie die Hand erhoben. Solch' tiefen Eindruck hinterläßt kein Traumbild. Und diese Aehnlichkeit; — oh — sie war es selbst. Noch eine Stunde vor dem Egerschen Banket, wo wir — —, sah ich die Gräfin und sprach sie, und habe mir ihre Züge eingeprägt: ich sah sie dann im Sarge —."

„Das eben ist's, General! Das Bild von damals ist mit frischer Lebhaftigkeit wiedergekehrt und wird wieder verschwinden, auf lange, auf immer vielleicht. — Hier, nehmt diesen Kühltrank, versucht zu schlafen; Euer Blut wird sich beruhigen."

— „Mein Blut fließt eiskalt, sage ich Euch, seitdem ihr Leichenfinger mich berührt hat. Gebt mir Wein; nur sein Feuer vermag mich wieder zu erwärmen. Und dann verlaßt mich nicht bis zum Tagesanbruch. An Schlaf ist nicht zu denken. — Ich schäme mich, — und doch muß ich's sagen, — ich fürchte mich, allein zu sein. Die Luft hier erstickt mich, als wär' sie mit Grabesdunst geschwängert. Brennt noch mehr Kerzen an."

Mac Fergus öffnete ein Fenster und geleitete dann den Grafen auf ein Ruhebett, wo er ihn Platz zu nehmen bat. —

„Wollt Ihr Euch einen Rath gefallen lassen, Herr Feldmarschall," sagte er, „so verschweigt den Unfall vor der gnädigen Braut und den übrigen Herrschaften. Es könnte dadurch die

Hochzeitsfreude verdüstert werden. Und in wenigen Tagen werdet Ihr darüber so ruhig denken, wie ich: es wird verwischt sein aus Eurem Gedächtniß. — Wozu auch die Gräfin an die Egersche Execution erinnern, — und das müßte doch folgen, wenn Ihr der Erscheinung der Frau von Terzky erwähntet. — Jetzt, wo Ihr der Freude entgegengeht, dürft Ihr nicht von den Todten sprechen."

— „Aber, wenn es wiederkehrt, Freund! ob als Wirklichkeit, oder als Traum: es ist gleich fürchterlich. Wenn sich dieses Gespenst zwischen die Umarmungen meines Weibes drängt, wenn mir, da ich Francisca küssen will, jenes bleiche Antlitz entgegenstarrt, wenn ich statt ihrer Schmeichelworte jene dumpfe Grabesstimme wieder vernehme! — Mein Freund! je klarer ich mir, je ruhiger ich werde, desto bestimmter muß ich sagen: Es war doch kein Traum."

„Ich muß Euch glauben, General! da Ihr mich dessen mit Bestimmtheit versichert. Man kennt zu viel Geschichten von Erscheinungen, die aus dem Grabe zurückgekehrt. Wer dergleichen nicht erlebt, ist freilich ein Zweifler, wie ich. Aber vertraut Euch einem Priester. Gestattet, daß ich mit dem ehrwürdigen Pater Xaver aus der Gesellschaft Jesu spreche. Er wird Euch darüber Aufklärung und wo nöthig Trost geben. Dann sind auch die Seelen der Abgeschiedenen, wenn sie wirklich in unser Leben zurücktreten als ungesühnt, durch heilige Meßopfer, durch Spenden an die Kirche, durch Priestersegen und Priestermacht zu sühnen und zu bannen."

— „Ihr habt Recht, Freund! Gräfin Francisca darf nichts erfahren von dieser Erscheinung, — von diesem räthselhaften Vorfall. Mir graut nur vor der nächsten Nacht, — und — dies soll meine Hochzeitsnacht sein! — Vielleicht schützt mich Francisca's Gegenwart; sie ist fromm und tugendhaft. — Die Hölle hat keine Gewalt über sie. — Ich will mich aber morgen aufraffen, will

Kräfte sammeln; — man darf mir nichts anmerken. Bin ich auch schwach: so will ich nicht schwach erscheinen."

„Habt Ihr Vertrauen zur Kraft eines Amulets, der Reliquie eines Heiligen?" —

— „Zu Allem, was mich mir selbst wiedergibt. — Vielleicht bin ich ein Thor: aber da, wo unser Muth bricht, klammern wir uns an das Schwächste. — Und ich will glauben. Das Entsetzen lehrt beten. Das Räthselhafte kann keine Willenskraft gewältigen; alles Dunkle ist gespensterhaft und täuscht. — Denkt Ihr noch an jenen Auftritt in Wien? Woher kam dem schwärmerischen Weibe die Eingebung? — Ihr seht, ich habe mit der Unterwelt zu kämpfen."

Mac Fergus widersprach nicht länger, eingedenk der Anweisung, welche er von Pater Xaver erhalten. Er blieb bis zum Tagesanbruch bei Leßly, wo diesen endlich die Müdigkeit überwand und in einen festen Schlaf versenkte, der jedoch vielfach von Traumbildern beunruhigt zu sein schien, denn oftmals stöhnte der Schlummernde schwer auf und kalter Angstschweiß rann von seiner Stirne. —

Die Gräfin Terzky eilte an Xaver's Arm im bergenden Nachtdunkel nach dem Hradčin.

„Es ist gelungen," sagte sie, nachdem sie sich gefaßt; „aber wer Geister beschwört, hat sich vor dem eigenen Schrecken zu hüthen. Wenn übrigens Leßly an eine Erscheinung glaubt, muß es doch zum zweiten Male gewagt sein."

Sie berichtete dem Jesuiten ihr Zusammentreffen mit Mac Fergus und wie ihr Plan beinahe, nannte sie nicht seinen Namen, im letzten Augenblicke noch gescheitert wäre. Dann blieb ihr nichts übrig, als sich dem Grafen als eine Lebendige zu erkennen zu geben und ihn durch die herbsten Vorwürfe zu zerknirschen.

— Pater Xaver fand Gelegenheit im Verlaufe des nächsten Tages, den Obristwachtmeister Mac Fergus zu sprechen, und er-

fuhr von ihm, daß Leßly in der That an eine Geistererscheinung glaube. Er besprach mit ihm seinen weitern Plan und versicherte sich auch der fernern Hilfsleistung des getreuen Kammerdieners. —

26.

Die Trauung war vollzogen. Während der Tafel und bis zum Abend hin bemeisterte Leßly seine unheimliche Stimmung, er regte sich geflissentlich durch Wein auf und steigerte den Genuß, je näher die verhängnißvolle Nacht herankam, wo es sich zeigen sollte, ob das Phantom seinem Versprechen gemäß wieder erscheinen wollte. Er verlängerte die Gesellschaft bis nach Mitternacht; dann glaubte er weniger zu fürchten zu haben.

Wie seine heitere, gewaltsam hervorgerufene Laune sich steigerte und auch die Uebrigen in den Ton der Lustigkeit hineinzog, erschien er — wenn auch soldatisch rauh — doch nicht nur den Gästen, sondern auch der jungen Frau liebenswürdig. Seine Wildheit hatte einen natürlichen, oft drolligen Anstrich und seiner Derbheit fehlte es nicht an Gutmüthigkeit.

Mac Fergus beobachtete ihn genau. Ihm schien daran gelegen, daß ihn der Schlaf nicht zu früh übermanne, darum suchte er ihn auch, ohne daß es ihm bemerkbar ward, auf geschickte Weise öfter vom Weitertrinken abzuhalten. Nur die Braut schien Mac Fergus Bestreben zu durchschauen und sie warf ihm einen dankbaren Blick zu. —

Endlich brachen die Gäste auf; man geleitete die Gräfin in ihr Schlafgemach. Der Hochzeitszug, die Brautfackeln in der Hand, verließ sie erst an der Thüre desselben.

Leßly gieng auf sein Zimmer, von Mac Fergus geleitet.

„Ihr bleibt heut hier, Obristwachtmeister," bat er, „obgleich ich hoffe, daß diese Nacht ruhig vorübergehen wird. Mich schützt

das Amulet an meinem Halse und Francisca's Reinheit. Und wenn's nur Traum war, so werde ich wohl an meiner Gattin Brust anders träumen, — glücklicher, so Gott will!"

„Denkt an die nächsten Wonnestunden, General," tröstete Mac Fergus, „und die Gespensterfurcht wird entweichen. Ihr habt durch Euer heutiges Benehmen gezeigt, was der mannhafte Wille vermag."

— „Und der Wein, müßt Ihr hinzusetzen; — jetzt noch einen Nachttrunk, — dann vermag ich wohl, wenn's kommt, ein zweites Abenteuer zu überstehen. Ich packe den Geist, — was meint Ihr?"

„Wenn er sich fassen läßt, — wohlan! Ein frommer Spruch hilft oft mehr. Aber die Nähe der Gemahlin wird das Gespenst wohl bannen." —

Nach einer halben Stunde erschien die Kammerfrau der Gräfin und berichtete, daß ihre Gebieterin sich so eben zur Ruhe begeben habe. Dies war der Zeitpunkt, wo Leßly gestattet war, in das Schlafzimmer seiner Gemahlin zu dringen.

Er entkleidete sich rasch, warf ein Nachtgewand um und ergriff einen Armleuchter.

„In Gottesnamen also," sagte er, „schlaft wohl, Obristwachtmeister, und betet ein Paternoster für meine Nachtruhe." —

Er verließ das Zimmer und schritt über den Corridor hinab. —

An seiner Haltung, seinem Gange glaubte Mac Fergus zu erkennen, daß ihn der Muth bereits verlasse und die aufregende Wirkung des Weines zu schwinden beginne. —

Als Leßly in das Brautgemach trat, das nur matt von einer Ampel beleuchtet war, lag die Gräfin bereits im Bett, mit halbgeschlossenen Augen, — eine hohe, üppige, reizende Gestalt, mit reichem dunklem Rabenhaar und blendend weißen Schultern.

Ueber das Lager, bis zu ihrer Brust war ein rother Teppich gebreitet: dieser Umstand entgieng jedoch Leßly's besonderer Aufmerksamkeit.

Er nahm Platz an der Seite seiner jungen Gattin, und an ihrem Munde, in ihren Armen, vergaß er bald jede Gespensterfurcht und das Grauen, welches ihn bis an die Schwelle seines Heiligthums geleitet.

Nach dem Austausch manches süßen Liebeswortes entschlief die Gräfin, ihr schönes Haupt über seinen linken Arm gelegt; auch auf seine Augen senkte sich der Schlummer und eben wollte das letzte Bewußtsein des wachen Zustandes schwinden, da rauschte die Gardine des Bettes, öffnete sich — und die Hand drohend erhoben, das bleiche Antlitz von bittrem Hohn verzerrt, lautlos stand das Phantom an seiner Seite.

Sein Blick traf die Schreckensgestalt. —

„Jesus Maria!“ schrie er im namenlosen Entsetzen auf — „zu Hilfe! zu Hilfe!“ —

Sein Schreckensruf erweckte die Braut, — das Bild der Gräfin war im Nu geräuschlos verschwunden.

„Um des Himmels willen — was ist Euch?“ rief entsetzt die Gräfin, die aus dem ersten Schlafe auffuhr.

Leßly's Augen blickten stier und groß aus ihren Höhlen, er streckte den Arm nach dem Bettvorhang aus und stöhnte: „Dort — dort, — das gräßliche Bild!“

„Ich sehe nichts, mein Gemahl,“ versetzte verwundert die Gräfin — „soll ich die Diener rufen?“

Leßly wagte es jetzt nach der rechten Seite hinzublicken, — die Erscheinung war verschwunden.

Gewaltsam nach Fassung ringend sagte er:

„Nein, nein, meine Geliebte. Es ist vorüber, — es war nichts, als ein gräßlicher Traum, der in mir auftauchte und jetzt — in der wonnigsten Stunde.“

Der kalte Schweiß perlte von seiner Stirne, sein Haar hatte sich gesträubt, sein Herz schlug hörbar und Fieberfrost durchzitterte seine Glieder.

„Seid ihr krank, mein Gemahl?“ fragte die Gräfin weich und theilnahmvoll.

— „Nein, — es wird vorübergehen. Habt Dank. Nehmt mich in Euren frommen Schutz; es war nichts, als ein gräßliches Traumgebild.“

„Und welcher Art war es, o sprecht, erzählt mir, — und erholt Euch.“

„Ein Schlachtenbild,“ versetzte er ablenkend, „wie es dem Soldaten oft vorkömmt. Ich sah Euch verfolgt von einem Janitscharen und von seinem Säbel durchbohrt zu meinen Füßen sinken, blutend. — Aber, es wird nicht wiederkehren; es erscheint nicht zweimal in einer Nacht. Ich hab' Euch erschreckt, Francisca — vergebt.“

— „O denkt vorerst nur an Euch, mein Gemahl! Ihr habt also für mich im Traume gezittert und Euch geängstigt. Ich will Euch küssen und Euren Hauch mit meinem Munde erwärmen. Ihr müßt ruhiger werden. Finstre Träume in der Brautnacht sind von guter Vorbedeutung; das tröste Euch.“

Er zog ihren weißen Arm an seine Brust und sagte matt: „Ihr seid mein Engel und werdet mich beschützen, immerdar. — Ich habe Euren süßen Schlummer gestört; — aber der Dämon des Schlafes trägt die Schuld.“

„Der lichte Morgen,“ entgegnete sie, sanft seine Stirne streichelnd, „wird Euch Ruhe bringen und freundlichere Erscheinungen. Versucht zu schlafen, mein Gemahl; ich will Euren Schlummer bewachen.“

Das Mitleid in ihrem Herzen stimmte sie liebevoll für den Geängstigten, dem ihre Neigung nicht gehörte, mit dem sie blos das Familieninteresse verbunden.

Leßly schloß die Augen und versuchte mit aller Anstrengung den Schlaf herbeizubeschwören — er betete im Stillen unablässig das Pater noster und Ave Maria; aber die junge Frau, die ihn bewachen wollte, entschlief bald statt seiner, wie ihre tiefen Athemzüge andeuteten.

Und er sann und brütete und wagte es nicht die Augen zu öffnen und versuchte zu ergründen, ob die abermalige Erscheinung eine Wesenheit, ob sie nur ein Spiel seiner erregten Fantasie, ob das Traumbild in dem Augenblicke in seinem Gehirne aufgetaucht, als er zwischen Schlaf und Wachen geschwebt und die Seele eben im Begriffe war, sich in jenen zu versenken. —

So durchseufzte er die Nacht und als es zu grauen begann und er den Schlummer seiner Gemahlin nicht stören wollte und sich doch als allein Wachender in dem todtenstillen Gemache grauenhaft angeweht fühlte, da stahl er sich leise von ihrer Seite, warf sein Nachtgewand um und eilte auf sein Zimmer zu Mac Fergus.

Dieser war angekleidet im Lehnstuhl entschlummert.

Leßly weckte ihn — der Schotte ermunterte sich bald. —

„Die Erscheinung ist wiedergekehrt," seufzte noch todtenbleich der General, indem er an des Freundes Seite in einen Sessel sank. —

„Wiedergekehrt?" fragte Mac Fergus, „und es war kein Traum, nicht wieder ein Spuk Eures erhitzten Gehirns? — Verzeiht mir die Bemerkung, Herr Feldmarschall, Ihr habt Euch gestern durch Wein über die Maßen aufgeregt." —

„Das allein gab mir Kraft und ließ mich auf Schlaf hoffen. Ich sag' Euch, Adjutant, Freund: ich weiß, was ich gesehen habe, — es war keine Traumerscheinung!"

„Und Eure Gemahlin sah es auch?"

— „Sie schlief — und als sie auf meinen Wehschrei erwachte, war das Gespenst verschwunden.“

„Seltsam, daß Euch nur das Gesicht wird!“

— „Es ist nicht anders; ich setze meine fünf Sinne zum Pfande. Ich dachte nicht mehr daran; — die Liebkosungen meiner Gattin hatten mich sanft eingewiegt, — da mit einem Male rauschte der Vorhang, und wie ich die Augen öffne, steht die Grabgestalt der Gräfin dicht neben mir, drohend, entsetzlich anzuschauen; doch sprach sie kein Wort. — Und lautlos verschwand sie wieder bei meinem Hülferuf.“

„Wenn es in der That so wär', General! und Ihr macht fast meinen Unglauben wanken, und wenn die Erscheinung allnächtlich wiederkehrte, — das könnte Euch tödten oder in Wahnsinn treiben. — Ihr müßt Euch der Kirche in die Arme werfen; vielleicht gewährt sie Trost.“ —

— Leßly versank erschöpft in ein tiefes Nachdenken; noch immer wollte die Seelenangst, die ihn gefangen hielt, nicht weichen. —

— Es war ziemlich spät am Morgen, als Gräfin Francisca erwachte.

Sie vermißte den Gatten an ihrer Seite, sie rief seinen Namen und da keine Antwort erfolgte, öffnete sie die Bettgardinen. —

Helles Tageslicht brach herein.

Da gewahrte ihr Blick auf der rothen Bettdecke vor sich ein Blatt, das fest gesteckt war und am Abend beim Schlafengehen ihrer Aufmerksamkeit entgangen sein mußte.

War es ein poetischer Gruß, eine Ueberraschung ihres Gatten? —

Sie las die Schriftzüge darauf, welche lauteten:

„Edle Gräfin! Für Eure Brautnacht sendet man Euch als Pfühl den blutgetränkten Teppich,

in welchen die Mörder des Herzogs von Friedland nach ihrer fluchwürdigen That den Leichnam desselben gehüllt. Schlummert sanft darunter an der Seite Eures Gatten, welcher Einer von den Mördern. Ein Bote aus der Gruft."

Mit fieberischer Hast las die Gräfin die Schriftzüge zum wiederholten Male, ihr Auge glaubte auf dem rothen Tuch, das wie eine Gebirgslast auf ihr lag, die dunklen Blutspuren zu erkennen, sie stieß einen entsetzlichen Schrei aus, sprang aus dem Bette, warf ihr Nachtgewand um, und sank, nachdem sie der Dienerschaft geklingelt, halb ohnmächtig auf ein Ruhekissen.

Ihr Wehschrei ward im ganzen Palaste gehört; Alles stürzte herbei, auch Graf Leßly, der inzwischen an Mac Fergus' Seite einen kurzen Schlummer gefunden hatte.

Schreckensbleich deutete die junge Gräfin, als sie ihren Gemahl ansichtig ward, nach dem rothen Teppich und dem verhängnißvollen Blatte.

Leßly stürzte darauf hin und las mit schwindelnden Sinnen die Inschrift.

„Barmherziger Gott!" rief er, „wie kommt das entsetzliche Bahrtuch von Neustadt hierher? Schon Gordon mußte daran sterben!" —

— Seine Kraft war erschöpft, er stürzte ohnmächtig zu den Füßen seiner Gemahlin nieder. Man brachte ihn in sein Gemach, — ein Arzt ward herbeigerufen, — ein hitziges Fieber war im Anzuge. —

Der Haushofmeister von Neustadt hatte, als er seinem Herrn von der Brandstiftung und der darauf erfolgten Beraubung des Schlosses Bericht erstattet, jenes mitentfremdeten rothen Teppichs nicht erwähnt, theils weil er den Verlust desselben für zufällig und unerheblich hielt, theils auch weil er den Grafen nicht an das verhängnißvolle Tuch, das schon bei Gordon's Tode

eine räthselhafte Rolle gespielt, erinnern und dadurch nicht etwa verdüstern wollte.

War Leßly nach den letzten erschütternden Auftritten seiner Besonnenheit mehr mächtig, so hätte er leicht das plötzliche Wiedererscheinen des Teppichs in Prag mit dem Verschwinden desselben — und darnach hätte er sich sofort in Neustadt erkundigt — von seinem Schlosse und aus der geraubten Stube in Zusammenhang gebracht; aber ihn hatte die nächtliche Erscheinung zu sehr erschüttert, und jetzt hatte das räthselhafte, geheimnißvolle Grauen auch über seine unschuldvolle Gattin Gewalt gewonnen.

Von diesem Augenblicke an sah er allnächtlich — und es waren dies nunmehr Visionen seiner zerrütteten Fantasie — die Schreckensgestalt der Gräfin Terzky vor seinem Lager. —

Die Dietrichsteinsche Familie beschied Mac Fergus in ihren engern Kreis. Sie kannte ihn als Leßly's Vertrauten; er sollte ihnen über die letzten Ereignisse, über des Generals unverkennbare Geistesirrung Aufschluß geben. —

„Gnädigste Gräfin," sagte Mac Fergus zur jungen Frau, „Ihr seid des Feldmarschalls Gemahlin; ich darf Euch also nichts verschweigen. — Das Räthsel mit dem Teppich weiß ich nicht zu lösen; vielleicht kann es nur der Graf. Wie ich denke, steckt dahinter ein Gaukelspiel, das Bosheit oder Rache ersonnen. Das Wie? vermag ich freilich nicht zu ergründen. Was aber den General betrifft, so ist ihm nach seiner vollsten und unbestreitbaren Ueberzeugung heut und in der gestrigen Nacht die verstorbene Gräfin Terzky im Leichengewande drohend und unheilverkündend erschienen. Der Graf schwört darauf, und alle Beredsamkeit der Erde vermag ihm nicht einzureden, daß es nur ein Traumgebild gewesen. Daher sein auffallendes, fiebrisches Betragen, daher sein Bestreben sich zu betäuben. Es mögen blutige Erinnerungen von Eger in seinem Gehirn aufgetaucht sein und haben seinen Geist zerrüttet. Bei der Ermordung des

Herzogs durch Deveroux war ich zugegen, doch unbetheiligt; Graf Leßly war mit auf dem Schlosse, wo Kinský, Illo und Terzky fielen. Wiefern er mit Hand angelegt, weiß ich nicht. Das traurige Ende des Generals Deveroux schwebte ihm seit längerer Zeit vor und ich überraschte ihn öfter in tiefe Melancholie verfallen, aus der er sich durch gewaltsame Mittel, durch Aufregung des Weines emporzuraffen bemüht war.“ —

Die Gräfin zerfloß bei dieser Mittheilung in Thränen; ihr Bruder, Graf Dietrichstein, sagte mit besorgter Miene:

„Es ist, als waltete ein dunkles Verhängniß über allen Denen, die den kaiserlichen Befehl in Eger ausgeführt. Gordon und Deveroux haben früh geendet; man sagt, ihr Tod sei nicht ganz natürlicher Art gewesen; Piccolomini mußte auf schauerliche Weise seine beiden Neffen verlieren, — er selbst ist kinderlos, und Buttler hat an seinem einzigen Kinde tiefes Herzeleid erfahren. Noch Aldringers zu gedenken, der der Erste von Allen in Landshut fiel. Keiner von ihnen hinterließ Leibeserben.“

— „Und setzt hinzu, mein Bruder!“ sagte die Gräfin mit bitterer Wehmuth, „Alle, die sich ihnen verbinden, ziehen sie mit hinab in den Abgrund ihres Verhängnisses. Ein solches Opfer werde auch ich sein!“

„Wir wollen, Schwester, das Spiel des Zufalls nicht für den weisen Willen der Vorsehung halten, das wäre sündhaft. Leßly's Treue, die er dem Kaiser bewiesen, entschuldigt nicht nur, sie rechtfertigt Alles, was er auf Geheiß der Majestät vollbracht. Eine große, eine kühne That, eine That der furchtbaren Nothwendigkeit, dürfen wir nicht mit kleinem Maßstab messen. Die Zeit wird Alles an's Licht bringen und hier wohl zu Gunsten Ferdinand's.“

— „Doch sagt, Herr Obristwachtmeister!“ wandte er sich, unterbrechend, an Mac Fergus, „Ihr seid seit längerer Zeit an der Seite des Feldmarschalls, Ihr wart mit ihm im Krieg in

Ungarn: habt Ihr schon früher dergleichen Anwandlungen bei ihm bemerkt, hat er — was man sagt — Gewissensbisse gefühlt über das Egersche Judicium, dem er sich, wie ich weiß, wider Willen und nur aus schuldigem Gehorsam und um unsägliches Unheil vom Kaiserhause abzuwenden, unterzogen? Es gibt Seelenstimmungen, wo ungerechte Vorwürfe in uns erwachen und uns quälen; wir peinigen uns dann selbst, wir wissen es und können es doch nicht unterlassen."

„Er hat nie der Egerschen Massacre," versetzte schonungslos, aber wie zufällig, Mac Fergus, „in meiner Gegenwart erwähnt, er vermied, ja er verhinderte jede Erinnerung daran. Sie schien ihm eine Geschichte, die besser vergessen sei. Darum liebte er auch heitere Geselligkeit bei Spiel und Wein und umgab sich mit den fröhlichsten Offizieren der Armee. — Was man Gewissensbisse nennt, so habe ich dergleichen nie an ihm wahrgenommen, es müßte denn sein, er habe durch die Zaubermacht des Bechers dergleichen zu betäuben und einzuschläfern gewußt. An die Oberfläche kam nichts, das solchen Anschein hatte. In der Schlacht war er mannhaft, scheute den Tod nicht; er hatte kein Grauen vor den Leichen auf der Wahlstatt, — er wandelte und schlief unter ihnen. — Ich glaube, er kannte keine Gespensterfurcht, bis jetzt."

„Dann ist sein Gehirn krank," seufzte Gräfin Francisca, „vielleicht unheilbar."

— „Im ganzen Hause," fuhr der Graf nachdenkend fort, „wüßte ich Niemand, der sich zu einem solchen Gaukelspiel bewogen finden, oder im fremden Auftrag dazu hergeben konnte, — wenn wir einmal an die Wirklichkeit seiner Erscheinungen glauben sollen. Zudem hat Francisca, da sie auf seinen Hilferuf erwachte, nichts von dem vermeintlichen Geist der Gräfin Terzky gesehen."

„Wer würde es auch wagen," bemerkte Mac Fergus, „und

zu welchem Zweck und in wessen Auftrag? Ich meine, das Gespenst steckt blos in seinem zerrütteten Gehirne und kehrt mit einem bestimmten Blutumlauf wieder. Es ist vielleicht nur körperlicher Natur und schwindet mit der zurückkehrenden Genesung. — Ich erinnere mich nur noch, daß es ihn einmal unangenehm, ja mit Schauder berührte, als man ihm berichtete, General Deveroux habe im Wahnsinn geendet. — Doch gieng's vorüber; der reichlich genossene Wein stellte den Frohsinn wieder her. — Er gestand mir noch gestern, er habe die Gräfin Terzky in Eger im Sarge gesehen, und so sei sie ihm jetzt zweimal erschienen. Der Eindruck von damals scheint im Gehirne, in irgend einem Winkel desselben, haften geblieben zu sein, und jetzt kehrt er wieder und drängt sich vor: — das alte Bild, welches er aufgefaßt, mit erneuter Lebhaftigkeit. Ich besorge, es könnten deren noch andere aus der Blutnacht von Eger folgen. Doch wie gesagt, ich war nicht auf dem Schlosse, als die drei Generale fielen, kenne die Einzelnheiten des Auftritts nur aus den Berichten Anderer, und weiß nicht bestimmt anzugeben, wie weit der Graf dabei sich betheiligt hat. — Er soll, — so sagte man mir — den beiden Gräfinnen Terzky und Kinsky, die Ermordung, — den Tod wollte ich sagen, — ihrer Gatten auf Buttler's Befehl angezeigt und sie schonend des Schutzes des Letztern und zwar jeder zarten Rücksicht, die ihr Unglück erheischte, versichert haben. Bald darnach nahm die Gräfin Terzky Gift, — und als Graf Leßly wieder kam, um sich zu erkundigen, wohin die Damen von Eger sich zu verfügen wünschen würden, fand er sie wie erwähnt im Sarge. Die Gräfin Kinsky ward auf ihr Verlangen nach Pirna gebracht; es graute ihr inmitten so vieler Leichen, — Leichen derjenigen, die ihr im Leben so nahe gestanden." —

„Was Ihr da enthüllt, Obristwachtmeister," rief die Gräfin bleich und entsetzt, „häuft Schauder auf Schauder. Wie soll, wie kann ich einem Manne ferner angehören, wie ihn lieben, wie

seine Umarmungen dulden, an den sich solch' blutige Erinnerungen knüpfen, um den sich ein Moderduft verbreitet, in dessen wirrem Sinn die Geister von Ermordeten Umgang halten? Sind sie die Mächtigen, so reißen sie ihn hinab in die frühe Gruft und er zieht mich nach."

— „Beruhigt Euch, Schwester," sagte der Graf mit Festigkeit, „Ihr seid aufgeregt, und dies ist erklärlich. Vor Allem muß Graf Leßly's Genesung abgewartet werden, und ich hoffe, sie wird erfolgen; denn sein Körper, wie sein Geist ist kräftig. Vielleicht wirkt die Krankheit schon seit längerer Zeit in ihm, und seine trotzige Natur wollte ihr nicht unterliegen. Er glaubte sie zu bemeistern; zuletzt bewältigte sie ihn doch. — Gewährt unsre Bitte, Herr Obristwachtmeister! — der General scheint Euch sein ganzes Vertrauen zu schenken — und verlaßt ihn während seiner Krankheit nicht. Ihr kennt zudem seinen Seelenzustand, den er uns zu verheimlichen bemüht sein mag; darauf hin könnt Ihr allein auch Trost gewähren. — Wir würden Euch seine Genesung zum größten Theil zu danken haben. — Doch Eins noch: Bemüht Euch das Räthsel des verhängnißvollen Teppichs zu lösen. Dahinter steckt ein Racheplan."

„Das war mein Hochzeitsbett," weinte die Gräfin, „worin zwei Menschen ihre letzten Seufzer ausgehaucht, — eine Leichenhülle!"

„Enthüllen wir dies Eine," fuhr der Graf fort, „so finden wir leicht auch den Schlüssel zu den nächtlichen Erscheinungen."

„Ohne Zweifel ist's ein Werk der Bosheit," bekräftigte Mac Fergus; „Ihr müßt vor Allem, Herr Graf, Eure Dienerschaft zur Rechenschaft ziehen, ich werde ein Gleiches bei der des Generals thun. Nur durch Mithilfe von Leuten aus dem Hause kann der Teppich hierhergekommen sein. Ob es derselbe, wie er bezeichnet ward, vermag ich nicht zu bestimmen, und selbst Graf Leßly wird dies nicht angeben können. Wenn er ihn im ersten Schreck der Ueberraschung zu erkennen glaubte, so ist damit seine

Echtheit noch nicht bewiesen. Es kann ein andres rothes Tuch zu diesem Gaukelspiel benutzt worden sein. Um mich dessen zu vergewissern, will ich nach Neustadt schreiben und nach dem Teppich, der sich dort in Verwahrung befand, fragen. — Doch ob es derselbe, oder ein anderer, dürfte sich gleich bleiben; vor Allem ist dem Thäter, der ihn zu solch' einem abscheulichen Racheplan verwendet, nachzuspüren. — Vielleicht, gnädigste Gräfin, ist hier Eifersucht und Haß im Spiele; Ihr könntet uns auf die Spur leiten. Habt Ihr einen Liebhaber verschmäht, so suchte er sich auf diese Art zu rächen, oder ist es eine Dame, die auf Leßly's Hand gerechnet, und deren Hoffnungen durch die Verbindung mit Euch vernichtet worden sind?" —

„Wenn es das Letztere," fiel der Graf ein, „so verschwindet es zu einem gemeinen Gaukelspiel, und wird von keiner weiteren Bedeutung; — dann schwindet auch alles Grauenhafte daran. — Ich aber werde über meine Diener — denen ich sonst zu mißtrauen keinen Grund habe — strenges Gericht halten, um Denjenigen zu ermitteln, der pflichtvergessen seine Hand zu einer solchen Nichtswürdigkeit geliehen hat. Vielleicht, Obristwachtmeister, entdecken wir den Helfershelfer eher unter den Lakaien des Grafen, und dazu erbitten wir Euren Beistand."

„Ich werde thun," versetzte Mac Fergus mit einer Art ritterlichen Anstandes, „was mir schon die Freundschaft für den General gebietet, mit der mich sein Vertrauen geehrt, und was die Theilnahme an dem Kummer der Frau Gräfin heischt." —

— „Wie die Sachen stehen," äußerte Graf Dietrichstein, „muß ich an den Hofkriegsrath schreiben und Leßly's Krankheit berichten. In seinem gegenwärtigen Zustand vermag er kein Kommando zu übernehmen." —

Mac Fergus entfernte sich, geschmeichelt durch den Dank und das Vertrauen des Grafen und der Gräfin. In seinem

Kopfe stieg ein Plan auf, der ihn antreiben mochte, auf dem betretenen Wege weiter zu gehen.

Wenn Leßly seiner Krankheit unterlag, stand ihm ein Avancement in Aussicht —; er erhielt vielleicht das Regiment Leßly's — vielleicht gar eine Erbschaft, mit welcher der General seine Treue belohnte. Eine Standeserhöhung blieb dann nicht aus; er konnte ja bei Hofe seine Mitwirkung an dem Egerschen Judicium geltend machen und in ein günstiges Licht stellen. —

Wenn er seine Persönichkeit mit der Leßly's verglich, so fiel der Vergleich zu seinem Vortheil aus. Er war jünger als der Feldmarschall, seine Gesichtsnarbe entstellte ihn nicht, das dunkle Haar, die blasse, jetzt mehr gebräunte Gesichtsfarbe verlieh seinen Zügen etwas Interessantes und Anziehendes. Der General selbst trug bereits einen kahlen Scheitel zur Schau, sein Gesicht war roth, aufgedunsen und von geringem Ausdruck. Man las deutlich darauf die Spuren verlebter Schwelgereien. Mac Fergus war von der Egerschen Blutschuld rein geblieben, ihn erschreckte keine Gräfin Terzky, kein rother Teppich; Gräfin Francisca ward ohne Zweifel Haupterbin Leßly's. — Warum sollte es nicht möglich sein, daß die schöne Witwe ihm, der ihr so viele Theilnahme bewiesen, die Hand reichte? Auch Leßly hatte sich von der untersten Rangstufe emporgeschwungen, Mac Fergus war auf demselben Wege. Seine Manieren waren, seit er einen höhern Offiziersposten bekleidete, viel feiner und gewandter geworden, — er stand darin Leßly bereits jetzt nicht nach, — es galt, sie noch weiter auszubilden: dazu traute er sich die Fähigkeit zu. —

Er eilte, indem er für kurze Zeit den Kranken der Gräfin überließ, zu Pater Xaver, um ihm Bericht über das Vorgefallene zu erstatten und ihn zugleich in seinen schnell gefaßten und verlockenden Plan einzuweihen.

Xaver freute sich des Gelingens der letzten Unternehmung, — denn auch er baute auf Leßly's Tod und dessen Erbtheilung

pries den Plan des Obristwachtmeisters als einen vortrefflichen und seinen Verdiensten vollkommen angemessenen und versprach ihm seine thätigste Unterstützung. Ihr Interesse gieng nun Hand in Hand. Die Art, wie der Soldat rücksichtslos und grausam und doch auf eine scheinbar biedre Weise vor der leidenden Gräfin Alles, was er über Leßly Nachtheiliges und Verdächtigendes wußte, enthüllt, wie er ihr Grauen zum Entsetzen, ja fast bis zum Abscheu gesteigert, wie er dadurch das künftige Glück — selbst wenn Leßly genesen sollte — untergraben, erwarb sich Xaver's Beifall, ja seine Bewunderung. Der Schotte war ihm ein gelehriger Schüler, der binnen Kurzem wesentliche Fortschritte gemacht, und diesmal mußte die Gräfin Terzky mit den Erfolgen ihrer Anschläge vollkommen zufrieden sein.

Und sie war es auch: Ihr grausames Gaukelspiel trefflich gelungen, kein Verrath zu befürchten, — denn Mac Fergus und Mathias als Helfer mußten für ihre eigene Sicherheit besorgt sein, — die Ehe der Gräfin zerstört, ihr Glück im Keime zerknickt, Leßly dem Wahnsinn nahe gebracht, — und selbst wenn er genesen sollte — um jede Zärtlichkeit seiner Gemahlin betrogen. So war wieder Einer mehr von den Feinden vernichtet, — so weit es in ihren Kräften lag.

Die Gräfin Francisca fühlte sich in der That nach Allem, was sie in den letzten Tagen erlebt und erfahren, grauenhaft von ihrem Gatten zurückgestoßen. Wie wir wissen, war Leßly nicht ihre freie Wahl; sie bereute jetzt, ihren Verwandten so viel Nachgiebigkeit bewiesen und diese verhängnißvolle Verbindung eingegangen zu haben. —

Wenn sie auch dem unglücklichen Gemahl, zumal in seiner gegenwärtigen Lage, ihr Mitleid nicht versagen konnte, so war doch jede zärtliche Theilnahme für ihn geschwunden. Was ihr Bruder beschworne Treue und strenge Ausübung der Pflicht nannte, dahinter sah sie ein begangenes Verbrechen; selbst der schlichte

und aufrichtige Mac Fergus deutete es als ein solches an; er ließ errathen, Leßly habe bei der Ermordung der drei Generale auf dem Egerschen Schlosse selbst mit Hand angelegt. Ihr hatte man gesagt —, nur gemeine Soldaten hätten die nothwendige Execution vollzogen. — Sie hatte ihre Jugend und Schönheit um des Glanzes und Reichthums willen einem schrecklichen Lose zum Opfer gebracht, es war ihr entsetzlich, an der Seite dieses Mannes ferner leben zu müssen, den die Geister der Erschlagenen im Traume heimsuchten. — Und wie viel — fragte sie sich — mochte ihr noch verborgen bleiben. — „Ja," sagte sie schaudernd, „sie müssen Alle schrecklich enden; er auch, und wird mich mit in den Abgrund ziehen."

Leßly's Krankheit ward langwierig. Allnächtlich erschien ihm, — und von da an nur im Traume, als Fortwirkung jenes schrecklichen Eindruckes — die Gestalt der Gräfin Terzky im Schlafe, und allnächtlich hatte er mit der Pein dieses Entsetzens zu kämpfen. —

27.

Graf Buttler kehrte im Triumphe von Rom zurück.

Er hatte die Dispensation des heiligen Vaters in Händen.

Die Hälfte seiner Güter gehörte von nun an wohlthätigen Stiftungen, namentlich den Jesuiten, aber er war noch immer reich, er ward noch reicher, er sollte seine Tochter, sein einziges geliebtes Kind, wieder besitzen. Er konnte sie wieder für das Leben und die Welt gewinnen, sie wurde Colalto's Gattin und die Fürstenkrone schmückte ihr Haupt.

So hatte er doch errungen, was er erstreben wollte! —

Mit der glücklichen Botschaft eilte er erst zu seinem Freunde, dem Grandprior, dann zum Erzbischof.

Der Letztere küßte in Ehrfurcht das Dispensationsschreiben des heiligen Vaters und wünschte dem General Glück. Er fertigte sofort einen Befehl an die Fürstin Aebtissin des Georgsklosters aus, welcher sie anwies, die Schwester Benigna unter den vorgeschriebenen Bedingungen ihrem Vater auszuliefern.

In der freudigsten Aufregung und gewappnet mit dem Muthe, der erforderlich war, Katharina's Widerstreben zu besiegen, fuhr Buttler in die Burg.

Er pochte an die Klosterpforte und verlangte nach der Fürstin. —

Man geleitete ihn an das Sprachgitter; hier harrte er, — zu lange für seine Ungeduld — das Schreiben des Papstes und jenes des Erzbischofs in der Hand. —

Die Aebtissin ließ lange auf sich warten, bevor sie mit seiner Tochter erschien. —

Endlich öffnete sich im finstern Hintergrund eine Thüre, — eine dunkle Gestalt näherte sich und trat erkennbar an das Sprachgitter: es war die ehrwürdige Mutter allein, ohne Katharina. —

„Hier," rief Buttler in freudiger Hast, „das Dispensationsbreve des heiligen Vaters, — und hier der Befehl Seiner Gnaden des Erzbischofs. Gebt mir mein Kind wieder — ich komme es zu holen!" —

Die Oberin nahm die Briefe und las deren Inhalt, dann seufzte sie tief, und eine Thräne drängte sich aus ihrem Auge.

„Es ist nun so besser," sprach sie. — „Ihr könnt jetzt eintreten zu Eurer Tochter, Graf Buttler." —

Sie öffnete zur Seite des Gitters eine Thüre. — Buttler folgte ihr.

Die ehrwürdige Mutter trat vor ihm am Ende des finstern Ganges in eine Zelle.

Diese war schwarz ausgeschlagen, von zwei Wachskerzen

matt erhellt. Auf dem Boden kniete eine Laienschwester betend, den Rosenkranz in der Hand, — zu Füßen eines Sarges.

In dem Sarge lag Katharina, bleich, noch engelschön, die schneeweißen Hände über dem Krucifix auf der Brust gefaltet: — eine Leiche. — —

Die Nonnen hatten ihr dunkles Haar mit weißen Rosen umkränzt. —

„Sie ist todt," schrie Buttler von namenlosem Entsetzen erfaßt, und brach in die Kniee, „sie ist todt, — wirklich todt! — Katharina!"

Es dunkelte vor seinen Augen, er preßte die Hände vor sein Gesicht. —

„Heute Morgens," sagte die Oberin, „versenkten wir sie in den Sarg. Ihr letzter Gruß war an Euch, den Vater, gerichtet."

„O barmherziger Himmel! — Ihr, — Ihr habt sie getödtet! Gebt mir mein Kind wieder, grausame Schwärmerin, die ihr frühzeitig den Lebensfrühling gestohlen, um sie für Euren Himmel zu reifen!"

„Herr Graf," versetzte die Oberin mit ruhiger Würde, „ich vergebe Eurem bittern und gerechten Schmerze. Was Benigna's Dasein früh entblättert, wißt Ihr selbst. Den Frieden, der für sie noch auf Erden blühte, hat sie in diesen Mauern gefunden. Rechtet nicht mit der Todten, indem Ihr den schuldlosen Ueberlebenden zürnt. Benigna war nicht krank, nicht leidend — sie war froh, friedlich und mild bis an ihr Ende. Ihr Leben war von Innen abgeblüht, es konnte keine neuen Knospen mehr treiben. Die Sehnsucht nach der Mutter rief sie ab, und sie hat sie wiedergefunden, — für diese Liebe fand sie auf Erden keinen Ersatz."

Buttler beugte sich über den Sarg und küßte die kalten Lippen seiner Tochter.

Er rief im tiefsten Schmerze:

„Katharina, o Du mein einziges Gut, meine Erde und mein Himmel, warum hast Du mir das gethan — Deinem greisen Vater!? Du hast Dich mir selbst geraubt, Du hast den Tod freiwillig heraufbeschworen, um mich arm und elend zu machen! — Und für die Glut meiner Liebe hattest Du keinen Funken der Erwiederung und für meinen grenzenlosen Schmerz kein Mitleid!? — Da stehe ich, ein alter Mann, dem Grabe nahe, das mich hoffnungslos angähnt. Mein Stamm und mein Name hat keine Zukunft, und was ich erduldet und errungen; es war vergebens. — O Du hast mich der Verzweiflung in die Arme geworfen, Katharina!"

„Mäßigt Euren Schmerz, Herr Graf!" sagte die Aebtissin, „und suchet Trost im Hinblick auf den Gekreuzigten und seine gebenedeite Mutter der Schmerzen."

In diesem Augenblicke erscholl vom Chor aus der Kirche der Gesang der Nonnen:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrymosa,
Dum pendebat filius etc."

Die Aebtissin fuhr während der folgenden Strophen fort: „Sie schied sanft, ja freudig von dem Leben. Man konnte von ihr sterben lernen. Ihr letztes Gebet galt Euch, ihr letztes Wort war ein Gruß an Euch. Wohl wußte sie, daß ihr frühes Ende Euch tief betrüben werde; aber ein Höherer rief sie ab und gehorsam folgte sie seinem Rufe. — Sie sprach noch in der Sterbestunde die Bitte aus, Ihr möget ihre Vermächtnisse ehren und aufrecht erhalten."

„Alles, Alles;" rief Buttler, „ihr Wille sei mir heilig; kann ich doch sonst nichts für sie thun. — Und in einen Marmorsarg werde ich die holden Glieder legen und ein Denkmal ihr errichten, das Zeuge sei von der Größe meines Verlustes und meines Schmerzes."

„Verzeiht, Herr Graf! dies widerstrebt den Ordensregeln, die uns die Demuth im Leben wie im Tode gebieten. Sie wird in diesem eichenen Sarge schlafen, wie alle Schwestern, die ihr vorangegangen, bis zum Tage der Auferstehung. Ihr Platz in der Klostergruft ist neben dem Sarge der Schwester Margaretha von Černin, die im vorigen Jahre, so jung und schön wie Benigna, zum Herrn eingieng. — Verzeiht, Herr Graf, wenn ich bitten muß, Euch zu entfernen. — Wollt Ihr in der Kirche Eure Andacht verrichten? Die Nonnen werden erscheinen, um den Sarg hinab vor den Hochaltar zu tragen, wo sich der Deckel über ihm schließen wird. Ihr seht die Züge Eures Kindes zum letzten Male.“ —

Buttler warf sich über die Leiche, er bedeckte ihr Stirn und Mund mit endlosen Küssen, endlich von der Aebtissin wiederholt gemahnt, nahm er eine von den weißen Rosen aus Katharina's Haar, drückte diese an die Brust und schwankte hinaus, — in die Kirche hinab, wo er entfernt im Hintergrunde in die Kniee sank.

Bald erscholl der Gesang der Nonnen, sie traten paarweise, brennende Wachskerzen in der Hand, durch die Seitenthür ein, — sechs von ihnen trugen den Sarg, den sie nach einem Umgange vor den Hochaltar stellten.

Hier stimmten sie, in einen Halbkreis geordnet, das Miserere an.

Die Aebtissin besprengte den Leichnam mit Weihwasser, dann sprach sie die letzten Gebete und die Litanei, wozu die Schwestern respondirten, — und jetzt war der Deckel über den Sarg gelegt.

Beim dumpfen Schalle desselben entrang sich ein tiefer Seufzer Buttler's Brust, er sprang auf und wankte, das Antlitz verhüllt, aus der Kirche.

Der Sarg blieb die Nacht hindurch und noch den folgenden Tag vor dem Hochaltar stehen; am Abend darnach trugen ihn die Nonnen beim Fackelschein hinab in die Gruft. —

So kurze Zeit nur hatte diese schöne Mädchenblume, Katharina Buttler, geblüht. —

An demselben Nachmittage, wo Buttler in Prag angekommen und nach dem Kloster gestürmt war, erschien Pater Xaver hastig bei der Gräfin Terzky.

„Buttler ist hier," rief er nicht ohne Aufregung, nachdem er mit der Gräfin allein war, „er hat ein Breve des Papstes, die Dispens zur neuen Probezeit seiner Tochter."

„So haben sich Eure Hoffnungen und Vorhersaguugen," versetzte verdüstert die Gräfin, „nicht bestätigt und diesem Elenden wäre also nicht beizukommen."

„Und doch, gnädigste Frau! der Himmel selbst scheint unser Amt übernommen zu haben. Denn Katharina ist todt, — sie vollendete heut Nacht. Ich selbst, eilig um Mitternacht zu ihr berufen, gab ihr die letzte Oelung. — Er findet eine Leiche. Der Tod ist die einzige Freiheit, die er ihr bringt."

„Katharina ist todt," sagte die Gräfin tonlos und eine Thräne stahl sich in ihr Auge.

— „Der Tod war ihr Erlösung, — sie schmachtete nach dem Jenseits und schied friedlich wie ein Engel. Des Himmels Gnade hat den bittern Kelch von ihr genommen, den ihr der grausame Vater noch einmal schonungslos reichen wollte." —

„Sie ruhe in Frieden," sagte Frau von Terzky, — „mir darf sie nicht zürnen. Ihr Vater spann ihr Schicksal. Und wie hat es Buttler aufgenommen?"

„Noch fehlt mir die Nachricht darüber. Gleich nach seiner Ankunft eilte er mit seiner Vollmacht zum Erzbischof und von da in's Georgskloster. Man wird ihm den Sarg der Gottesbraut gezeigt haben. — Seine letzte, schönste und festeste Hoffnung ist in's Grab gesunken. Nun mag er selbst sein graues Haupt zur Ruhe legen."

— „O, wenn dieser Anblick sein Herz wie ein zweischneidig Schwert durchbohrt hat!"

„Er ist stark, doch glaub' ich kaum, daß er es so hinträgt. Sein Ehrgeiz ist gescheitert."

„Das eben," rief die Gräfin triumphirend, „dürfte ihn vernichten, die Schande vermochte es nicht. So werden sie ihm das junge Wappen an die Gruft legen und die uns geraubten Güter werden aus seinen in fremde Hände übergehen. Er pfropft sein junges Reis nicht auf einen Fürstenstamm und sein Schild eint sich nicht mit dem Colalto's im Fürstenstammbaum. Wir hätten so doch etwas errungen, Hochwürdiger! und ich meine, es sei nichts Geringes. — Seht, dort blickt das Bild des Herzogs mich sprechend an und ich glaube in seinen Augen die Worte zu lesen: Maximilana, das hast Du gut gethan!" —

„Er ist nicht jung genug, um noch eine Vermählung einzugehen. Und wär' es, so ließe sich auch diese hintertreiben." —

— „Ich muß mein Werk vollenden," sagte die Gräfin mit Festigkeit; „ich will ihm heut Abend erscheinen, er soll dem unbekannten Rächer in's Auge sehen, soll die Macht kennen lernen, die ihn im Finstern umschwebte, alle seine Schritte belauschte und seine Handlungen durchkreuzte. Jetzt soll er Alles erfahren und vernichtet sein. Seid so gütig, Hochwürdiger! und holt mich in der Abendstunde ab, um mich in seine Wohnung zu geleiten. Sorgt dafür, daß ich ihn allein finde." —

„Ich glaube nicht, daß er in seinem gegenwärtigen Seelenzustande Gesellschaft um sich dulden wird. Er ist verschlossenen Charakters; der Schmerz, der ihn ergreift, wühlt nach Innen und macht sich durch keinen äußern Ausbruch Luft. — Lebt wohl, gnädigste Frau! Möge ich Eure Zufriedenheit auch diesmal erworben haben. Ich werde zur bestimmten Zeit Euch zu Diensten sein." —

Die Gräfin begab sich in ihr Cabinet, um sich auf den folgenden Auftritt mit Buttler vorzubereiten.

28.

Buttler saß allein in seinem Cabinet, das bekümmerte Haupt auf den Arm gestützt, seinem namenlosen Schmerz hingegeben. Er starrte vor sich nieder, nur zuweilen drang ein tiefer Seufzer aus seiner Brust. Rings war es lautlos und still, — die Wachslichter herabgebrannt; es herrschte Dämmerung und Oede in dem Gemache. —

Und hier waltete vor Kurzem Katharina in ihrer sanften, elegischen Freudigkeit, hier saß sie oft auf seinem Schoße und streichelte sein graues Haar, und bei ihrem Anblick, in den er sich mit Wonne versenkte, sproßten ihm alle Blüten seines künftigen Glückes und seiner Größe auf.

Das war nun Alles dahin! Ein scheidender Athemzug aus Katharina's Brust hatte alle Lenzeskeime geknickt, die er in seinen Lebensherbst pflanzen wollte. —

Leise rauschte es am Eingang, die Thüre öffnete sich und Frau von Terzky trat im schwarzen Gewande ein; sie nahm die Maske vom bleichen Gesicht.

„Wer da?" rief Buttler aufblickend.

„Die Gräfin Terzky," war die dumpfe, geisterhafte Antwort.

— „Ich glaube an keine Gespenster," sagte Buttler, ohne durch die plötzliche Erscheinung erschüttert zu sein, „sie leben nur in Träumen. Eine auffallende Aehnlichkeit läßt Euch auch bei mir das Gaukelspiel versuchen, das Euch, wie's scheint, bei Leßly gelungen. So löst sich das Räthel. Mich erschreckt Ihr nicht." —

— „Und doch bin ich die Gräfin Terzky selbst. Laßt meinen Sarg in Eger untersuchen, Ihr werdet ihn leer finden."

„Ich werde mich überzeugen, Gräfin Terzky! Doch was verlangt Ihr von mir? Ich habe mit Todten keine Rechnung mehr abzumachen."

— „Es drängte mich, Euch zu sehen, da ich Euch jetzt unglücklich und elend weiß.“

„Ja, ich bin elend; doch bedarf ich Eures Mitleids nicht. Ich bin ein Mann und weiß, was ich allein zu tragen vermag.“

— „Und fühlt Ihr jetzt den rächenden Arm der Nemesis, zuckt Ihr unter den Streichen der Vergeltung für Eure blutige That?“

„Ich that was ich wollte und sollte. Ich suchte Ruhm und Hoheit, wie der Herzog. Die Uhr seines Glückes war abgelaufen; mein Glücksstern stieg. Ich wollte erringen, was er angestrebt.“ —

— „Durch Meuchelmord!“

„Sagt das dem todten Kaiser: er mag seinen Befehl verantworten. Ich war Soldat und gehorchte seinen Befehlen.“

— „Erst waret Ihr des Herzogs Diener und dann des Kaisers. Eure Erhöhung gieng vom Herzog aus. Nachdem er Rang und Ehren auf Euch gehäuft, wolltet Ihr noch höher steigen, an seinen Platz vielleicht, und verkauftet Euch dem Kaiser und wurdet sein Büttel.“

„Ich war dem Herzog treu, bis zur Stunde, wo er Verrath spann gegen die Majestät.“

— „Ihr lügt, Graf Buttler! Der Herzog von Friedland war kein Verräther. Bauend auf die Treue seiner Armee wollte er sich nicht zum zweiten Male schimpflich vom Kommando jagen lassen: dies war sein einziger Widerstand gegen des Kaisers ungerechten, treulosen Machtspruch. Aber, bevor Ihr ihn getödtet, hattet Ihr ihn bereits verrathen.“

„Treue,“ versetzte Buttler, „gibt sich nur für Treue. Ich fühlte mich vom Herzog beleidigt und zurückgesetzt.“

— „So lang er lebte, — sagtet Ihr dies nicht. Ihr sprecht von Treue, Graf Buttler!?“

„Nun ja, — Treue ist ein Hund, den man fortstößt, wenn er lästig wird.“

— „Der Undank aber ist ein toller Hund,“ rief die Gräfin mit schneidendem Hohn, „der die Hand beißt, welche ihn streichelt.“

„War ich dem Herzog undankbar, war er's dem Kaiser.“

— „Ihr schlugt in die Hand ein, in der Ihr reichern Lohn blinken saht.“

„Ich bin Soldat und diene dem Herrn, der mein Verdienst am reichlichsten belohnt.“ —

— „Aber Ihr sagt, Graf Buttler, der Herzog habe Euch zurückgesetzt, beleidigt? So habt Ihr Euch gerächt?“

„Nennt es so.“

— „Ist Rache gerecht, ist sie menschlich, zulässig?“ —

„Sie ist göttlich,“ rief Buttler kalt, „sie liegt begründet in der Menschennatur; sie ist Gegensatz der Liebe, ihr Vater der Haß. Sie war vom Anfang in der Welt; sie muß sein!“

„Gut, Graf Buttler,“ rief jetzt triumphirend Frau von Terzky und trat näher vor ihn, „dann erfahrt, daß auch ich die Rache kenne und zu schätzen weiß, daß auch ich sie geübt, die Göttliche, daß ich meine geliebten Todten an Euch und den andern Mördern gerächt. — So hört denn, General, und Ihr werdet plötzlich klar sehen und den Urquell Eures Elends erkennen lernen. Ich war es, die den Soldaten gedungen, der Zeuge der Mordnacht in Eger gewesen, daß er Eure Tochter Katharina über Deveroux's Betheiligung dabei aufkläre. Ich zerriß dieses Band, welches Ihr schlingen wolltet, indem ich Katharina Abschen vor Eures Adjutanten blutiger Hand einflößte. — Ich war es, die Deveroux dadurch in Wahnsinn und Tod trieb. — Ich war es, die im Herzen Eures Kindes die Liebe, das Vertrauen und die Achtung zu Euch untergrub, die ihren Trieb nach der Klosterzelle nährte. — Ich war es, die jene Fahrbacher, die Schwester Eurer ersten Geliebten, nach Prag kommen ließ, um bei Eurem Kinde gegen Euch zu zeugen, um Eurer Tochter zu sagen, wie grausam, wie niedrig Ihr an ihrer Mutter gehandelt,

um den letzten Funken der Achtung für Euch in ihrem Busen zu ertödten; ich ebnete ihr, nachdem sie Alles verloren, den Weg in die Klosterräume, ich befreite sie von der verhaßten Vermählung mit dem Fürsten Colalto, die Euer Ehrgeiz heischte, ich führte sie zu dem Frieden, der allein noch auf Erden sie trösten konnte, ich begünstigte ihre Wahl, weil ich wußte — sie wird glücklich, Ihr werdet elend sein! — Das, Graf Buttler, habe ich gethan. Jetzt vermögt Ihr Alles zu lösen, was in und um Euch noch räthselhaft für Euch war." —

Sie hielt ein und blickte Buttler triumphirend an; aus ihren Augen brach ein Schimmer, dessen Strahl ihn zu durchbohren, zu vernichten strebte.

— „Wenn es so —," versetzte Buttler nach einer Pause dumpf und barg die Stirne in seine Hände, „dann seid Ihr ein entsetzliches Weib, Gräfin Terzky!" —

„Ich erschlage nur den Feind," erwiderte sie mit gesteigerter Bitterkeit, „nicht den Freund, den Wohlthäter, dem ich Treue geschworen. — Hört mich weiter, Graf Buttler! Denn meine Sendung ist jetzt vollendet, ich werde scheiden, wie ich kam, Ihr sollt ferner nichts mehr von mir erfahren; darum mögt Ihr Alles wissen. — Mein Werk ist Gordon's qualvoller Tod unter dem Leichenteppich des Herzogs, mein Werk Sylvio Piccolomini's Wahnsinn und der Tod seines Vetters Lorenzo von der Hand des Spaniers, mein Werk das Grauen und Entsetzen in Leßly's Brautnacht, sein unglückseliges Ehebündniß und sein unabänderliches Elend, seine Schmach in Wien vor dem versammelten Hofe noch zugerechnet. — Glaubt Ihr nun, daß ich eine getreue und liebevolle Gattin und Schwägerin bin? Ist meine Rache nicht auch göttlich, hab' ich meinen Todten nicht Wort gehalten? — Und beugt Ihr Euch nicht vor dem Göttlichen in der Rache?" —

„Ihr seid ein Weib des Entsetzens," sagte Buttler dumpf, „Ihr könntet einen Mann beben machen."

— „Nicht ich, — die eigene Schuld thut dies. — Ihr steht nicht fern vom Grabesrand, General — wir sehen uns hier zum letzten Male — ich mußte Euch klar sehen lassen, damit Ihr vielleicht beruhigt in der Erkenntniß vom Leben scheidet. So steigt Ihr ohne Täuschung in die Gruft und könnt Euch nicht getrösten, nur der Zufall oder ein neidisches Geschick habe Euch das Schwererrungene, Alles geraubt.“ —

„Wie aber,“ fuhr Buttler auf, „wenn ich jetzt auch der Stimme in meiner Brust, die laut nach Rache schreit, folgte, und Euch hier zu meinen Füßen erwürgte?“

— „Dieser Dolch würde Euch zuvorkommen,“ versetzte die Gräfin mit ruhiger Haltung, „und was wäre dadurch erreicht? Könntet Ihr alles Geschehene zu nichte machen und vergessen? Ich bin auch nur ein Weib, und die Stimme, die durch mich spricht, ist eine mächtigere, der Arm, der meine Hand leitete, ein gewaltigerer: nennt es Vergeltung oder Gerechtigkeit des Weltgeschickes, — wie Ihr wollt. — Im Bunde mit dem Kaiser, im Dienst der Treulosigkeit glaubtet Ihr ein großes Spiel zu gewinnen; und sieh! am Ende habt Ihr es doch verloren.“ —

„Ob Ihr mich auch elend gemacht, Gräfin! ich bereue dennoch nicht.“

— „Das lügt Ihr wieder, Buttler. Ihr gäbet alle Schätze, allen Ruhm der Welt, ja Eure Seligkeit dafür hin, könntet Ihr Euer Kind wieder haben, könntet Ihr Katharina an Eure Brust drücken. Meine Enthüllung Eurer Schändlichkeit, die Ihr an der Mutter begangen, brach ihr das Herz. — Wie konnte ich's dulden, daß Ihr durch die Liebe dieses frommen, sanften, engelreinen Wesens im Alter beglückt werden solltet? Wie konnte ich ruhig sehen, daß Ihr den letzten größten Preis Eures Ehrgeizes erränget? — Nein, kinderlos mußtet Ihr in die Grube steigen. — Auch ich scheide allein und verlassen. — Ich habe Euch nur

eine kleine, blasse Leiche gelassen, Ihr habt mich unter mehrere Leichen gebettet."

„Jene ereilte ihr Schicksal."

— „Oh nennt nicht, was Ihr allein vollbracht, das Schicksal! Doch sei es: — so ereilt auch Euch durch meine Hand das Schicksal und Ihr müßt demüthig Euer Haupt unter ihm beugen. — Seht, Buttler, Ihr sterbt kinderlos; so endete auch Deveroux, Aldringer, Gordon und auch Leßly wird keine Erben seines Blutes zählen. Ihr habt Euch Alle in die Friedländischen und Terzkyschen Güter getheilt, die man uns geraubt, Ihr könnt sie nicht forterben auf die Sprößlinge Eurer Zärtlichkeit, auf Kinder Eures Geschlechtes. Ihr müßt sie in fremde Hände niederlegen und fremde Hände werden Euch die Augen zudrücken. Die Namen Buttler, Gordon, Aldringer, Deveroux und Leßly erlöschen in der Geschichte. — Das ist ein kurzer Lohn für eine große Greuelthat. — Und glaubt Ihr, die Nachwelt wird Euch freisprechen von dem entsetzlichen Verbrechen? Sie hat es stets gebrandmarkt, wenn sich die Soldaten durch Mord und Meuterei gegen den Feldherrn vergiengen. — Der Grafentitel, die Kammerherrnwürde und der Reichthum, womit Euch der Kaiser aus den uns geraubten Gütern belohnt hat, besticht das Urtheil der Geschichte nicht. Ferdinand hat es urkundlich bei der Gründung des Herzogthums Friedland gelobt, daß dasselbe selbst für den Fall eines Hochverraths seiner Besitzer nicht als erbliches Majorat aufhören, nicht getrennt, nicht confiscirt werden solle. — Wie hat er sein Wort gehalten? — Und war es denn Hochverrath, daß der Herzog nicht sogleich und ohne Bedingungen vom Kommando der Armee treten wollte, die er allein geschaffen, mit seinem Gelde geschaffen? — Ja, der Kaiser war zu tief in seiner Schuld, er bezahlte sie dadurch, daß er ihn und seine wenigen Getreuen ermorden und die Friedländischen, Terzky'schen und Kinsky'schen Güter confisciren ließ. — Ihr sitzt in einer gerechten Erbschaft, Buttler; seht zu, ob dies Gut auch gedeihe." —

„Genug," sagte Buttler mit gepreßter Stimme und verhüllte abermals sein Angesicht; „Ihr habt erreicht, was Ihr angestrebt. Was verlangt Ihr noch weiter von mir, entsetzliche, herzlose Frau?"

— „Nennt mich nicht herzlos, Graf Buttler, mein Herz blieb seinen Geliebten treu."

„Was hat Euch aber mein armes Kind gethan?" —

— „Sollte es seine fromme, reine Liebe und Zärtlichkeit an einen Vater verschwenden, der seiner so unwürdig war? Ihr büßt für Eure Schuld, die Ihr an Eurer Geliebten, Katharina Lehrbacher, begangen. — Und sollte, um Euren falschen Ehrgeiz zu stillen, Eure Tochter selbst das Opfer und die Gattin des von ihr ungeliebten Fürsten Colalto werden? Glaubt mir: — vom Jenseits sieht sie dankbar auf mich hernieder; denn ich habe sie von lästigen Banden und diesem drückenden Erdenleben befreit." —

„Ihr heilt ein krankes Herz, indem Ihr es durchbohrt."

— „Oft ist keine andere Heilung möglich. Versucht, ob Ihr von der Wunde, die nicht ich, die Ihr Euch selbst geschlagen, genesen könnt. Ihr habt Euren Dolch lange genug und mit blutigem Erfolge gegen uns gezückt; jetzt kehrt sich seine Schneide gegen Euch und wühlt in Eurer Brust. O klagt darüber nicht; tragt es als ein Mann, wie Ihr Euch rühmt. — Es ist blutige Saat; Ihr müßt sie ärndten, wie Ihr sie gesäet."

„Und was verlangt Ihr noch?" wiederholte Buttler, tief erschüttert, fast gebrochen.

— „Ich muß es sagen und Ihr werdet es fühlen, Buttler! Ihr wart doch nur ein gemeiner Mörder, ein Mörder aus Habsucht und Ehrsucht. Die Grafenkrone, selbst durch Blut errungen, widerte Euch nicht an. — Jetzt, wo ich Euch vernichtet weiß, scheide ich versöhnt von Euch. — Ihr habt ein ganzes erlauchtes Geschlecht zu Grunde gerichtet, und solltet glücklich enden? Das wäre gegen alle Gerechtigkeit und Vergeltung des Himmels und der Erde. — Ich — das wird Euch nicht unbekannt sein —

wußte um die Geheimnisse des Herzogs. Er wollte schon im Jahre 1633 einen ehrlichen und aufrichtigen Frieden im Reiche, daher seine Unterhandlungen mit den Sachsen und Schweden. Mit beiden Heeren vereinigt, wollte er gegen die Türken zu Felde ziehen, und ihnen Alles wieder abnehmen, was sie in Europa erobert. Er konnte es nicht länger mit ansehen, wie die Völker sich des Glaubens wegen wechselseitig zerfleischten, er wollte diesen entsetzlichen Krieg, der nun schon über fünfzehn Jahre wüthet, zu Ende bringen, wollte diesen Menschenquälungen, diesen Aufopferungen des Lebens und Vermögens von Hunderttausenden, all diesen Millionen Scenen voll Jammer und Elend ein Ziel setzen. Er wollte von Ferdinand III. die Gewissensfreiheit fordern und sie dem tiefgebeugten deutschen Reiche zum Geschenk machen. — Das wußte man gut in Wien; aber der dortige Fanatismus unter Ferdinand II. sträubte sich dagegen, man wollte lieber die lutherischen Christen als die blutgierigen Barbarenhorden der Osmanen befehden. Daß er aber, der für das Haus Oesterreich so lange Geld und Gut, Gesundheit und Ruhe geopfert, die Beschimpfung einer zweiten Abdankung nicht ruhig verschmerzen mochte, daß er dem Kaiser auch zeigen wollte, er sei nicht der Mann, der sich dergleichen ruhig bieten lasse: — wer wagt es, mit ihm darüber zu rechten? — Das Alles wußtet Ihr auch, Graf Buttler; aber Ihr wolltet nur Eure Früchte pflücken, und darum fälltet Ihr den Baum, weil Euer Arm die Zweige nicht erlangen konnte. — Lebt wohl, Graf Buttler, so — wie Ihr es ferner vermögt. — Ihr irrt Euch nicht: das Grab hat die Todte herausgegeben. — Leßly's Gesichte waren kein Wahn; aber seine Träume sind von nun an sein Geschick, seine Büßung. Vielleicht habt Ihr Euch mit einer jenseitigen Vergeltung belügen wollen; und Euch hat schon die irdische erreicht. Ich mußte Euer Schicksal und Euer Richter sein." —

Sie drückte die Maske vor das Gesicht und schied mit

einer stummen Handbewegung. Fast geräuschlos verschwand sie aus der Thüre.

Unten erwartete sie Pater Xaver. An der Theinkirche stiegen sie in den Wagen, welcher daselbst hielt und sie rasch nach dem Hradčin brachte.

Buttler hatte kaum das Verschwinden der Gräfin bemerkt. Er erwachte nach einer geraumen Frist aus einem dumpfen, aber entsetzlichen Hinbrüten. Ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust, kalter Schweiß floß von seiner Stirne herab und Fieberfrost durchschauerte seine Glieder.

„Sie hat's erreicht," sagte er endlich mit schauerlicher Betonuug und versuchte sich zu erheben und einen Gang durch das Zimmer zu thun, aber er sank kraftlos wieder in den Sessel nieder. —

„Ich muß in den Krieg," sprach er nach einer Weile — „die Kraft neu beschwingen, muß vergessen. — Nein doch! — Ich bin gebrochen. — Nur die Einsamkeit, die Einsamkeit will ich suchen. Ich finde nichts mehr auf dieser Welt. Und jenseits — vielleicht beide Katharinen!? Beide! ob man noch jenseits zittern und erröthen muß?" —

Er versank wieder in sein peinigendes Nachdenken und brachte die Nacht schlaflos im Armstuhl zu. —

— „Nun ist mein Werk vollbracht," sagte die Gräfin freudig aufathmend zu Rafael und Bohumila, indem sie sie an ihre Brust zog, „ich habe das Herz meines Todfeindes blutend gesehen, und weiß, daß der endliche Sieg nicht sein, daß er mein geworden ist. — Jetzt, meine Kinder! kann ich bald meine Zusage lösen und Euch folgen."

„Warum nicht gleich, theure Mutter!" bat Bohumila, „die Luft ist hier so schwül und drückend; ich sage, daß ein neues Gewitter jeden Augenblick sich über unsere Häupter lagern kann. Oh, ich werde erst frei athmen, fern von hier!"

„Noch habe ich einen ernsten, traurigen Gang zu verrichten, auf welchen ich mich vorbereiten muß, mein Kind! — Ich muß zu meinen Gräbern pilgern und von ihnen Abschied nehmen."

„Darf ich Dich nicht geleiten, Mutter?"

— „Und ich —" rief Rafael, „ich möchte die Asche meines Vaters sehen und segnen."

„Nein, ich muß allein sein, und — warum sollte ich in Euren blühenden Himmel noch zum Abschied eine trübe Wolke der Erinnerung weben!? Dort in der Ferne wurzelt von nun an Euer Dasein, Euer Glück, dort beginnt Ihr zu zählen nach Jahren und Erlebnissen. — Ich aber zähle rückwärts. Laßt mir den ruhigen theinahmlosen Blick auf das Kommende und die stille Freude an Eurem Glück und Eurer Liebe."

29.

Aber die Reise der Frau von Terzky nach Jičin mußte aufgeschoben werden; denn abermals wälzte sich der Kriegssturm innerhalb der Grenzen Böhmens und überschwemmte die nördlichen Kreise.

Die kaiserlichen Feldherren Morzin, Fürstenberg und Hatzfeld hatten die Trümmer der Gallas'schen Armee gesammelt und mit frischen Truppen verstärkt. Zwar sollten sie blos Böhmen vor dem Einfalle schützen, aber sie bekamen jetzt sogar den Muth, dem Feinde entgegen zu gehen.

Sie lagerten sich zwischen Zwickau und Chemnic im Voigtlande, um dem schwedischen Heere eine Schlacht anzubieten.

Allein Banner überfiel sie, brachte ihnen eine große Niederlage bei, erbeutete ihr ganzes Gepäck, zweiundfünfzig Fahnen und über zwanzig Kanonen.

Mit den Trümmern der geschlagenen Armee flohen die kaiserlichen Feldherren nach Böhmen.

Dieses stand nunmehr den Schweden abermals offen und Banner beschloß, was er schon längst versäumt, hier das Kriegstheater aufzuschlagen.

In dieser Absicht schickte er eine bedeutende Truppenmacht unter seinem Unterfeldherrn Stalhandshke voraus.

Räuberisch, beutegierig und grausam wie immer fielen die Schweden herein, trotzdem daß Banner wenigstens die protestantischen Böhmen unter den Schutz der schwedischen Waffen gestellt hatte.

Aber die nordische Soldateska, die, wie erwähnt, ohne festen Sold nur vom Stegreif lebte, machte bald zwischen Katholiken nnd Protestanten keinen Unterschied. So wurden die einstigen Befreier bei beiden Parteien nur um so gefürchteter und verhaßter, denn die Evangelischen und Ständischen in Böhmen lernten nunmehr einsehen, daß ihnen von jener Seite statt der gehofften Errettung nur unsägliches Unheil bereitet worden.

Banner's Versprechen, die Protestanten zu schützen, war ein leeres. Diejenigen von ihnen, welche sich nur gezwungen und scheinbar zum Katholicismus gewandt, hatten nicht mehr den Muth öffentlich hervortreten und sich den Schweden anzuschließen, da sie bei wechselndem Waffenglück nur einer noch trostloseren Zukunft entgegensehen durften.

Stalhandshke nahm Außig, Leitmeritz und das feste Schloß Tetschen an der Elbe ein.

Ihm folgte Banner mit der Hauptarmee, die vierzigtausend Mann stark war.

Er drang in schnellen Märschen bis Brandeis vor. Stadt und Schloß fiel nach kurzer Gegenwehr in seine Hände.

Gallas, der nunmehr zum obersten Befehlshaber der Kriegsvölker in Böhmen ernannt worden war, schickte ihm die Generale Hofkirchen und Montecuculi mit einigen tausend Mann entgegen, um ihm das Vordringen über die Elbe streitig zu machen.

Allein Banner war ihnen bereits zuvorgekommen, er befand sich auf dem linken Ufer, schlug sie zurück, nahm die beiden Generale gefangen und rückte binnen Tag und Nacht mit seiner ganzen Armee vor Prag. —

Er ließ die Stadt einige Tage beschießen und forderte sie zur Uebergabe auf. —

Hier herrschte Angst, Entsetzen und Hoffnungslosigkeit. — Zwar lag hier eine kaiserliche Besatzung, die sich tapfer zu wehren entschlossen war; aber ihre Anzahl war zu gering, um eine längere Belagerung aushalten zu können. —

Pater Pankraz und der Kürschner saßen in der Schenke.

Auf den Straßen rasselten Trommeln, vom Spittel- und Neuthor her vernahm man in einzelnen Absätzen den Donner der schwedischen Kanonen. Die Bevölkerung sammelte sich rathlos und entmuthigt auf den Plätzen, Andere strömten in die geöffneten Kirchen, wo man das Allerheiligste ausgestellt hatte und das Miserere sang, noch Andere bestiegen die Thürme, um nach den Fortschritten der Feinde zu spähen. —

„Ist das eine Zeit des Kummers und der Noth," seufzte Hostal tiefbetrübt auf, „mir mundet das Bier, als wär' es aus Gift und Galle gemischt. Diese große Calamität gestattet Einem nicht einmal die Gottesgabe in Ruhe zu genießen."

— „Erhebt Euer Gemüth in Hoffnung und Gottvertrauen," tröstete der Mönch, „auch das wird vorübergehen, wie halt Alles auf der Welt vorübergeht, was in vielen Fällen unser Glück ist."

„Ich sollte freilich nicht hier sitzen," fuhr der Kürschner in seinen Wehklagen fort, „und Haus und Geschäft allein lassen, aber die immerwährende Pein, die ich dort auszustehen habe, bringt mich zur Verzweiflung und treibt mich fort. — Ich habe zwanzig Mann Einquartirung, kaiserliche Truppen, unsere Truppen, die unsere Beschützer sein sollen, die aber ärger wirthschaften, als die Feinde, als Türken und Panduren. Sie kehren das Unterste

zu oberst, plündern mich aus, ruiniren aus Muthwillen was niet- und nagelfest, machen im Hof, ja in den Stuben sogar Feuer an, — es wundert mich, daß sie mir das Haus nicht schon über dem Kopf angesteckt haben —, singen, lärmen, schwelgen, saufen, — und fluchen, daß es ein Greuel ist. Sie haben mir sogar auf eine ganz bescheidene Bitte und Widerrede mit Prügeln, ja mit dem Aufhängen gedroht. Den Schweden wollen sie fressen, wenn sie ihn haben, aber sie öffnen den Rachen nur zum Fressen und Saufen und zu Unflätereien. — Und das soll unsere Salva guardia sein!"

„Wir sind halt," meinte der Pater mit ziemlicher Gleichmüthigkeit, „in einer betrübten Zeit geboren und müssen es ausdauern, wie's der Herr geschickt hat. Ich bin ja auch nicht ohne Angst und Bekümmerniß; denn wenn die Schweden 'reinkommen, so wißt Ihr, Freund, aus Erfahrung, wie sie den armen Mönchen, den Dienern unserer Kirche, mitzuspielen pflegen. Für die spüren sie vollends kein Erbarmen."

— „Die Schweden werden kommen und mich ausplündern; aber ich bin schon ausgeplündert, bin zu Grunde gerichtet. Und wer nichts mehr zu geben vermag, der wird bis auf's Blut mißhandelt. — Habt Ihr von ihrer neuen Manier der Menschenquälerei, was sie den „Schwedentrank" nennen, gehört? — Sie werfen Denjenigen, bei dem sie Geld oder Geldeswerth vermuthen, auf den Boden nieder, stecken ihm einen Trichter in den Hals und gießen ihm dadurch Mistjauche aus Pfützen und faulen Tümpeln, bis zum Zerplatzen. Dann springen sie ihm auf den Leib, treten ihn, bis er Alles von sich geben muß. Und das treiben sie so lange, bis er entweder eingesteht, wo er sein Gut verborgen, oder bis er über der Marter seinen Geist aufgegeben hat. — Das ist ja ein ganz miserabler, niederträchtiger Tod! Da möchte man lieber gleich selbst Hand an sich legen. — Und wenn man auch gleich sagt, man sei Protestant, oder wollte es werden: es dient

Alles zu nichts, so wenig respectiren sie den Befehl ihres Feldherrn, der ihnen Schonung anbefohlen hat.“ —

„So schlimm wird's vielleicht nicht,“ tröstete der Mönch, der den Augenblick nützend mit ruhigem Behagen sein Bier schlürfte, „ich ergeb' mich in den Willen des Allmächtigen; er kann's gewähren lassen und abwenden. — Und wie gesagt, wir brauchen nicht jetzt schon zu verzagen. Unser Kommandant hat dem Banner eine letzte abschlägige Antwort gegeben, daß er halt die Stadt nicht übergeben will; die Besatzung kann sich schon einige Zeit lang halten, an Lebensmitteln ist keine große Noth und von der kaiserlichen Armee kann uns schon die Hilf' werden. Die Schwed' is schon einmal unverrichteter Dinge abgezogen.“ —

— „Nehme ich Eins in's Andere, so bin ich doch so zu sagen ruinirt; denn der Soldat ist doch immer, ob er uns schützt oder bekriegt, unser Feind, der uns plackt, schindet und aussaugt und was er nicht genießen oder brauchen kann, aus rohem Muthwillen verwüstet. Die führen mit den Waffen nicht gegen einander Krieg, sondern gegen den armen Bürger und Landmann.“

„Glaubt mir, es wird schon wieder besser und Ruh' im Land werden und der Segen Gottes wird nicht ausbleiben, nachdem unsere Strafzeit vorüber. Wir müssen uns halt nur in Demuth fügen und der himmlischen Anordnung geduldig unterwerfen.“ —

In diesem Augenblicke sprang die Thüre auf und in die Stube, worin sich zur Zeit nur der Kapuziner und Hostal befanden, trat hastig, den Rock über die Schulter geworfen, das Gesicht geröthet, die Stirne mit Schweiß bedeckt, der Fleischer Sojka herein.

„Victoria, Victoria!“ schrie er und sank in den Stuhl — „der Schwed' hat den letzten Schuß gethan.“

„Mir ist auch so,“ meinte Pankraz, „als hätt' ich seit einer halben Stunde keinen Kanonenschuß g'hört. Sursum corda!“

„Ja,“ fuhr der Fleischer fort, „jetzt soll mir erst der Trunk

ordentlich schmecken; ich bin gelaufen, was die Lunge halten wollte, in einem Trab vom Poříč in die Kleinseite herüber. — Bier her, Bier her, Frau Wirthin — Marinka, oder ich mache Dir bei allen Donnerwettern flinke Beine; viel Bier will ich, frisches Bier, nasses Bier; die Gurgel verdorrt mir sonst, wie eine Distelstaude."

— „Erzähle, erzähle doch, Gevatter!" rief der Kürschner, „hat's seine Richtigkeit, ist's etwas Erfreuliches? Was bringst Du für Neuigkeit?"

„Wie ich gesagt: der Schwed' hat seinen letzten Schuß gethan, er schickt sich zum Ausbruch an, die Unsrigen auf den Bastionen vom Spittelthor wollen ihm zuguterletzt noch in den Rücken fallen und ihm einen Denkzettel geben. Der Banner hat nämlich erfahren, daß der General Hatzfeld mit einer ziemlichen Armee von Budweis aus nach Prag auf dem Wege ist, — und da beeilt er sich wieder nach Brandeis und über die Elbe zu kommen. — Wir also wären ihn vor der Hand los, darum ruf' ich Victoria!"

„Der allbarmherzige Gott sei gepriesen," sagte der Pater, die Hände faltend, „es ist halt wahr, wenn die Noth am größten, ist die Hilf' am nächsten. Darum, Herr Hostal, wie ich sag', muß man nicht vor der Zeit verzagen und der Gnad' des Allmächtigen mißtrauen."

„Der Schwed' wär' wirklich fort," sprach der Kürschner fast immer noch ungläubig, „und wie durch ein Wunder? Ich hätte es nicht gehofft, und es ist wirklich eine Gnade Gottes, der uns vielleicht nicht verlassen hat. — Aber wenn es nur von Dauer sein wird."

„Vor der Hand," rief der Fleischer, während er hastig dem Kruge zusprach, „freuen wir uns über das, was wir haben, über die augenblickliche Erlösung. Denn das müssen wir doch eingestehen, daß eine große Angst von uns genommen ist: eine längere Belage-

rung der Stadt mit Pestilenz und Hungersnoth, oder die Greuelthaten einer Erstürmung, Brand, Plünderung und Todtschlag."

„Ich meine nur so," warf der Kürschner ein, „wenn der Schwede blos bis nach Brandeis gegangen ist, oder gehen wird, um sich vielleicht da zu sammeln und auszurasten, so wird ihm der Hatzfeld nachfolgen und es wird zwischen hier und dort zu einer Bataille kommen, und wenn die Kaiserlichen verlieren, so haben wir den Feind auf dem Halse."

„Nur abwarten, Gevatter!" lachte der fröhliche Fleischer, „abwarten, sage ich, Du unglückseliger, geplagter Hausbesitzer. Die Unsrigen haben den Schweden oft geschlagen, heute mir, morgen dir! Warum sollte es diesmal gerade unmöglich sein? Warum wollen wir jetzt schon die Köpfe hängen lassen und vor dem Ausgang das Miserere beten? Ein vernünftiger Mensch freut sich des Glücks, wenn's kommt."

„So meine ich auch," stimmte der Mönch bei, „wir müssen Gott für das Gute, das er im Augenblick schickt, danken, und dürfen nicht d'ran mäkeln, ob's auch beständig sein wird? Wir sollen nicht für den künftigen Tag sorgen, hat der Herr gesagt; der die Vögel speist und die Lilien kleid't, wird uns nicht verlassen."

— „Und Dir," meinte der Fleischer, „kann's gleich sein; denn wie Du selbst sagst, saugen Dich die Schweden nicht aus, so thun es die Kaiserlichen. Du und Dein Haus —"

„Das ist's eben," fiel Hostal ein und schlug unwirsch den Deckel seines Kruges zu, — „wie ich ja immer spreche, daß es gar kein Ende nehmen will, daß der unselige Krieg bis zum jüngsten Gericht dauern wird, wenn es so fort geht und wenn sich bis dahin die ganze Menschheit nicht aufreibt. Ist einmal ein Sieg erfochten, so heißt's, nun werden wir Frieden bekommen. — Ein schöner Frieden; immer geht die Teufelshetze von Neuem wieder los."

— „Der barmherzige Gott wird's schon zu Ende bringen. Sein Name sei gepriesen in Ewigkeit, Amen." —

„Marinka, Bier!" rief der Fleischer, „ich bin heut einmal lustig und freue mich des heutigen Tages und quäle mich nicht mit den Sorgen für die Zukunft. — Schwarzäugig' Kind — Marinka! gib mir einen Kuß, weil ich so aufgelegt bin. — Zier' Dich nicht, — ich bin ja ein Ehemann — das weiß die Welt und ein treuer und redlicher dazu. — Was sperrst Du Dich — Grund und Boden bleibt Dir doch und später wirst gewiß gegen einen Andern verschwenderisch damit umgehen. Einen in Ehren, — wer kann's wehren? — Ihr erlaubt doch, Hochwürdiger!?" —

Er umschlang das schlanke, blühende Mädchen und drückte trotz ihres Sträubens seinen Mund auf ihre volle Wange.

Schreiend entwand sie sich ihm. —

„Ich hab' darin," sagte lachend der Pater, „nichts zu verbieten. Da könnt' halt Eure Frau nur Einspruch thun, — wenn sie's wüßt'; denn ich hab' mir sagen lassen, daß die Frauen so etwas nicht gut vertragen können. — Wenn's ihnen gleich kein' Abbruch macht, so beharren sie doch auf ihren gerechten Ansprüchen."

„Was die meinige betrifft, so hab' ich sie erzogen. Sie unterscheidet zwischen Ernst und Scherz, und ich sag' ihr Alles selbst, das zerstört das Mißtrauen. — Wollte sie mir aber Tänze machen, und in früheren Jahren hat sie es wohl versucht, so weiß ich mich in Respect zu setzen." —

— In diesem Augenblicke entstand auf der Straße ein furchtbarer Tumult, die Menschen liefen schreiend und gesticulirend hin und her, die Stadtknechte bahnten sich den Weg durch das wachsende Gedränge, die Sturmglocken schlugen dröhnend an. —

„Jesus Christus!" rief der erschrockene Kürschner, „was ist das? Brennt's oder ist der Schwede zurückgekehrt und mit unsern Leuten, die ausgefallen, zugleich in die Stadt gedrungen?" —

Eben wurde ein blutender Bürger von mehreren Leuten

in die Schenkstube gebracht, — ein lärmender Haufe drängte sich hinter ihm herein. Der Mann war durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet. Mehrere Stimmen riefen nach einem Bader; die Wirthin sprang dem Verwundeten bei und legte ein Tuch in Essig getränkt auf seine Stirne.

„Aber was gibt es denn zum Teufel!" schrie endlich, mit seiner Stimme durchdringend, Sojka, „sagt, was ist denn los? Warum blutet der Mann? Warum ist das Volk in Aufruhr?" —

— „Meuterei ist los," berichtete jetzt näher tretend ein Handwerker, so weit er sich verständlich machen konnte, „Meuterei unter der Besatzung der Kaiserlichen. — Sie sagen, sie hätten die Stadt durch ihren tapfern Muth und weil sie sie nicht übergeben, gerettet, und verlangen nun von der Bürgerschaft eine ungeheure Belohnung."

„Die Schurken," schimpfte der Kürschner, „sie haben uns ja ohnehin ausgesogen, haben sich hinter ihren festen Wällen gehalten und keinen Tropfen Bluts vergossen. — Die Stadt nicht übergeben? — ohne Sturm, das ist eine saubre Guardia. Jetzt, wo der Schwede fort, sind sie unsere Dränger."

„Der Rath der drei Städte aber," fuhr der Berichterstatter fort, „hat die Ausbezahlung verweigert, sintemal sie nur ihre Pflicht gethan, Löhnung und Ration ordentlich erhalten haben."

„Das weiß Gott und mein ruinirter Hausstand," seufzte Hostal. —

— „Sie haben nun ihre Quartiere verlassen, haben sich zusammengerottet, fallen über die reichen Bürgerhäuser her, plündern sie und haben mehrere Hausherren, die sich ihnen widersetzt, erschlagen. Sie drohen sogar, die Stadt in Brand zu stecken." —

„Um des Himmelswillen," rief der Kürschner aufspringend, „da muß ich ja sogleich bei mir nachsehen. Das wollen unsere Beschützer sein, diese Räuber und Mordbrenner!"

„Du bleibst, Gevatter!“ sagte gebieterisch der Fleischer, „ich will selbst in Dein Haus gehen und abwenden, was abzuwenden ist. Ich habe ruhigeres Blut und bringe Dir bald Nachricht. Vielleicht ist's nicht so schlimm. Habt die Güte, Hochwürdiger, und geduldet Euch einige Zeit hier — es ist nicht gut, wenn Ihr Euch in das Gedränge wagt. So ein wüthender Kerl könnte selbst vor Eurem geistlichen Gewande keinen Respect haben. Ich werde sichere Erkundigungen einziehen und hoffe Euch zu beruhigen.“

Er leerte sein Glas und verließ rasch die Stube.

— Pater Pankraz war inzwischen zu dem Verwundeten getreten und gewährte ihm geistlichen Zuspruch. Während dem saß Hostal auf der Bank und drückte bekümmert und angstvoll sein Gesicht in die vorgehaltenen Hände.

Endlich kam ein Wundarzt und der Leidende ward in eine nahegelegene Baderei geschafft. Seine Verwundung war nicht lebensgefährlich.

— „Ja,“ sagte nach einer Weile der Kürschner, „das sind also unsere Beschützer, das ist kaiserlicher Schutz für unsere Opfer und Anstrengungen. Ist es denn das Verdienst dieser Spitzbuben und Schnapphähne, daß der Schwede wirklich abgezogen ist? Sie haben's ihm nicht angethan, sondern der Hatzfeld, der im Anmarsch ist. Und nach alledem wollen sie noch Lohn? Daß Gott erbarm', — da zieh ich fast die Schweden vor, die sind unsere Feinde, und haben ein Recht uns zu plündern.“ —

„Man muß sich nicht gleich Alles,“ tröstete Pankraz, „so schrecklich vorstellen. Sie werden halt schon beruhigt werden, wenn die Bürger unter die Waffen treten und ihnen Mores lehren. Auch ist der Kriegspräsident Graf Heinrich Schlick in der Stadt, ein entschlossener und muthvoller Herr, dem sie gehorchen müssen. Es is vielleicht nur mehr Lärm an der

ganzen Sach'. Ihr wißt ja, wie alle solche Aufständ' in der ersten Zeit vergrößert werden."

„Wenn sie aber die Stadt in Brand stecken, dann ist's zu spät."

— „Das werden's schon bleiben lassen, Herr Hostal! damit drohen's auch nur. — Und dann steht ja der Galgen darauf, wenn einheimische Truppen in der Stadt, die sie verdeffendiren sollen, Rebellion anstiften. Die Offizier' werden sie schon zu Paaren treiben."

„Ich seh' keinen Ausweg aus diesem Irrsal, Hochwürdiger! Ich habe schon heut den ganzen Tag eine traurige Ahnung gehabt und das Bier hat mir gleich von Anfang wie Galle geschmeckt."

— „Und ich hoff' zu Gott, daß bevor die Nacht einbricht, unsere Bestürzung verschwunden ist und Ihr einen geruhsamen Schlaf haben werdet. Der Herr tröstet ja immer nach jeder Calamität wieder." — —

Nach einer geraumen Zeit kehrte athemlos der Fleischer wieder. Er trug sein scharf geschliffenes Schlachtbeil im Arme, mit dem er sich vor seinem Gange bewaffnet hatte. —

„Erst Bier her," donnerte er, sich in den Stuhl werfend, „dann kann ich erzählen. — Du — Gevatter! kannst ruhig sein. Dein Haus sieht g'rad so aus, wie es am gestrigen Tag ausgesehen hat. Beim ersten Lärmen hat Deine Einquartirung ihr Losament verlassen, ohne weiter etwas zu zerstören, und hat sich an die Rotten angeschlossen. — Es ist vielleicht ein Glück, daß Du nicht zu Hause warst. — Nun, der Spectakel wird bald ein Ende haben." —

„Erzähle weiter, sag' Alles, wie steht's?" drängte der Kürschner.

— „Erst trinken, dann reden. Wahr ist's, daß die Schnapphähne mehrere Bürger, die sich zur Wehr gesetzt, todtgeschlagen

haben. Das ist nicht mehr zu ändern. Aber ihre Furie ist gebrochen. Der Hofkriegspräsident, unser Graf Šlick, hat die Bürger sich bewaffnen lassen, hat sich an ihre Spitze gestellt, sich mit den treu gebliebenen Truppen vereinigt und so den Rebellen die Spitze geboten. Sie sind auch schon, da sie Ernst gesehen, zum Kreuz gekrochen. Auf einen Haufen vor dem altstädter Rathhaus hat er die Kanonen richten lassen, drauf ist der auseinander gestoben. Der Rittmeister Hollik und acht gemeine Dragoner sind arretirt, weil sie die Rädelsführer der Meuterei waren. Man wird ihnen die Köpfe vor die Füße legen lassen. — Bürger, mit einer Anzahl treu gebliebener Soldaten, haben gemeinschaftlich die Wachen in den Thoren und auf den Wällen bezogen. — Die übrige Soldatesca ist auf dem Viehmarkt versammelt, um da die Nacht über und den morgigen Tag zu campiren. Die Offiziere sind bei eigener Lebensstrafe verbunden, sie daselbst im Zaume zu halten. Wenn Einer noch etwas an rückständiger Löhnung zu erhalten hat, so soll es ihm ausbezahlt werden. — Und diesmal wären wir mit dem bloßen Schrecken davon gekommen. — Freilich, wenn der Aufstand ausgebrochen wäre, als der Schwede noch vor der Stadt lag. —"

„Da hätte man," ergänzte der Kürschner, „um grenzenloses Blutvergießen und die Einäscherung der Stadt zu verhüten, auf die Forderungen der Rebellen eingehen müssen und wir wären noch mehr, wohl gar von beiden Seiten gebrandschatzt worden. Da hat uns der Kaiser ein schönes Geschenk gemacht, eine saubere Schutzmacht gegeben."

„Ja," sagte der Fleischer mit Bitterkeit, „wenn unser Heer noch aus Landessöhnen bestünde, wie sonst, wo das deutsche Reich vor uns zitterte. Das aber ist angeworbenes, hergelaufenes Gesindel aus aller Herren Ländern. Der Kern unsers Volkes dient unter den Schweden. Das ist schlimm genug; aber dahin hat man sie des Glaubens willen getrieben." — —

In der That war noch vor Einbruch der Nacht die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt.

Eine spätere Nachricht, die ein Gast in das Wirthshaus von der Altstadt herüber brachte, bestätigte die Verurtheilung der Anstifter der Meuterei. —

Am folgenden Tage sollten ihnen vor dem altstädter Rathhaus die Köpfe abgeschlagen werden.

Dies geschah auch, ohne daß sich die eingeschüchterte Besatzung zu irgend einem Widerstand oder zu Excessen hätte hinreißen lassen.

Zudem war Hatzfeld im Anzuge und Gallas erschien wieder in Prag, wo er das Kommando übernahm.

30.

Während so die kaiserliche Besatzung in Prag die Einwohner, zu deren Schutz sie doch bestellt war, plünderte, verwüsteten die Schweden das halbe Königreich, von der sächsischen Grenze bis nach Mähren hin, ungehindert.

Sie verfuhren namentlich gegen die katholische Geistlichkeit sehr unmenschlich.

Wahrscheinlich sind diese und ähnliche Ausschweifungen gegen die römische Clerisey hauptsächlich von den vertriebenen protestantischen Böhmen, deren viele Tausende unter den Schweden dienten, ausgegangen.

In dieser Zeit wurden die Städte Nymburg, Poděbrad, Königgrätz, Kuttenberg, Čáslau und Andere ausgeraubt, gebrandschatzt oder in Asche gelegt. —

Weder Hatzfeld noch Gallas, auch nicht Beide gemeinschaftlich, fühlten sich stark genug, Banner die Spitze zu bieten, und

so kam es, daß dieser bald darnach seine Völker von der Elbe über die Moldau herüberzog und sich auf dem weißen Berg lagerte.

Die Stadt gerieth von Neuem in Schrecken und Bestürzung.

Da aber der schwedische Feldherr aus Mangel an schwerem Geschütz keine förmliche Belagerung vornehmen konnte, die Stadt aber, zu deren Vertheidigung sich sämmtliche Bürger bewaffnet hatten, aus Furcht vor einem großen Verluste nicht mit Sturm einnehmen wollte, so brach er, nachdem er die Einwohner acht Tage lang geängstigt, bald wieder auf und wandte sich in den Budweiser, Pilsner und Saazer Kreis. Sein Versuch auf Pilsen und Budweis mißlang, dagegen verbrannte er Beraun, Schlan und Welwarn, und einige andere Orte. Der gleichzeitige Geschichtsschreiber Balbin sagt: „Der dritte Theil von Böhmen stand in Flammen: sechszehn Meilen von Prag lag Alles wüst, Niemand baute das Land. Im Saazer Kreise allein lagen vierhundert Flecken und Dörfer in Asche. Die Unmenschlichkeit des Feindes hatte keine Grenzen, in Saaz und Laun wurden die Stadtvorsteher mit dem Strang hingerichtet, weil sie die ungeheure Brandschatzung nicht zu bezahlen vermochten.“ —

Endlich langte eine Truppenverstärkung aus Westphalen an und stieß zu Hatzfeld's Fahnen. Gallas wagte einen Ausfall aus Prag, rückte bis Brandeis vor und erlangte einige Vortheile über den Feind. Palfy war mit einem Haufen Ungarn im Anzuge. —

— Aufgeregt und nicht ohne Bestürzung erschien der Pater Xaver bei der Gräfin Terzky.

„Gnädige Frau,“ sagte er, „macht Euch auf eine Botschaft gefaßt, die Euch kränken, verletzen, in Trauer versetzen wird!“

„Ich bin auf Alles gefaßt,“ versetzte die Gräfin, sich erhebend, „ist einer unserer Feinde dem Garn entwischt, einer unsrer Pläne, den wir schon für abgeschlossen hielten, vernichtet?“

— „Das nicht, gnädigste Frau; Eure Feinde liegen bis auf Piccolomini für immer zu Boden.“

„Den geb' ich auf. Er hat des Herben genug erfahren, ich kann und mag ihm weiter nichts anhaben. Was ist es sonst, Pater Xaver?"

— „Vorläufig nur ein Gerücht, das man mir nicht verbürgen konnte. General Banner hat in Valdic die Gruft des Herzogs öffnen lassen."

„Die Gruft des Herzogs? — Und —?"

— „Was ich gesagt, ist in der That geschehen. Aber das Gerücht setzt hinzu, er habe das Haupt und die rechte Hand von der Leiche des Herzogs ablösen lassen, und Beides in einer silbernen Urne nach Schweden geschickt."

„Das ist abscheulich," rief die Gräfin erbebend und sank in den Stuhl zurück, „sie schänden, sie verstümmeln die Leiche, — im Leben haben sie vor ihm gezittert!" —

— „Ich wiederhole, gnädigste Frau, daß Letzteres bis jetzt nur Gerücht ist, daß ich noch keinen Bürgen für die Wahrheit desselben habe. — Banner ließ sich von den Mönchen, die er — so waren seine Worte — aus Achtung für den seligen Herzog, den Stifter der Karthause, schonend behandelt, die Gruft öffnen. Er und seine ersten Generale stiegen hinab und besahen den Leichnam. — Was weiter geschehen sein soll, habt Ihr erfahren."

Die Gräfin drückte die Hand in die Stirne und versank in ein langes Schweigen, nur manchmal athmete die Brust unter dem neuen Eindrucke beklommen auf. —

„Armer Albrecht!" sagte sie endlich mit weicher Stimme und es war, als wollte diesem wehmüthigen, schmerzgepreßten Tone ein Thränenstrom folgen; aber sie raffte sich wieder auf, erhob das Haupt und sagte fest:

— „Und doch liegt in dieser soldatischen Rohheit, dieser Leichenschändung, eine Art Bewunderung, ein Zoll der Achtung. Der Schwede wußte des Herzogs Kopf und Arm höher zu schätzen als das Haus Oestreich. Dies will das barbarische Verfahren aus-

drücken, nichts Anderes. — Sie haben Böhmens Schätze geraubt; diese Reliquien des Herzogs dünken ihnen auch ein kostbar Gut. — Ich mag sie darum schelten, — verachten kann ich sie nicht. — Die Huldigung ist entsetzlich, aber doch eine Huldigung!"

„Ich muß wiederholen, gnädigste Frau, daß dies nur eine unverbürgte Sage, deren Bestätigung ich erst abwarten muß, und —"

„Ich muß fort," rief Frau von Terzky, sich rasch erhebend, „ich muß mich selbst überzeugen. Ich verbinde damit die traurige Pilgerfahrt. — Rüstet Alles zu meiner Abreise, Hochwürdiger! Ich würde Euch bitten, mich zu begleiten, sähe ich nicht lieber meine Kinder während meiner Abwesenheit unter Eurem Schutze. — Basil und Madlena und ein Diener Rafael's können mir folgen; das genügt." —

„Dies aber ist jetzt unmöglich, gnädige Frau. Im Bunzlauer und Königgrätzer Kreise liegen noch jetzt schwedische Völker und wirthschaften abscheulich. Bedenkt, welchen Gefahren, ja welchen Erniedrigungen Ihr, eine schutzlose Dame, ausgesetzt sein würdet." —

„Glaubt Ihr, der schwedische Feldherr, der der Leiche des Herzogs, der seiner Stiftung, der Karthause, Achtung bewiesen, würde seiner Schwäherin, der Witwe Terzky's, Schutz und Schonung versagen?"

„Der Feldherr gewiß nicht; doch die wüthende, grausame Soldateska, wenn er fern. — Ihr müßt Euch darum in Geduld fassen, gnädigste Frau!"

— „In Geduld fassen! — während hier unter mir jetzt der Boden glüht und brennt? — Ich muß Gewißheit haben."

„Die suche ich zu erlangen. Hradecký ist aufgebrochen, er soll an Ort und Stelle Erkundigungen einziehen, soll sich überzeugen."

— „Was er unternimmt, kann ich für die geliebte Leiche auch wagen."

„Er ist ein Mann, der Gefahr gewachsen, kühn, unternehmend, listig."

— „Und schlägt sein Leben in die Schanze, für — klingenden Lohn! Was ist's, wenn ich das Leben d'ran wage: mir ist es Ruhm und Pflicht! Sie werden doch meine letzte Bitte erfüllen und mich neben dem Herzog betten. So grausam ist kein Feind, daß er die Bitte des Sterbenden um eine Bestattung
cht erhörte."

„Ich weiß, gnädige Frau, Ihr fürchtet den Tod nicht und fändet wohl in diesem Opfertode eine Art wollüstiger Befriedigung. Aber ich fürchte für Euch eine Beleidigung, Schmach, Entehrung von dem rohen Kriegerhaufen. Ihr dürft jetzt nicht reisen, Frau Gräfin!"

— „Und wann denn?"

„Bald vielleicht. Der Kaiser hat in Ungarn, Oestreich und Böhmen neue Rüstungen befohlen. Tabor ist zum Sammelplatz bestimmt. Binnen wenigen Monaten sollen dreißigtausend Mann frischer Truppen angeworben sein. Der Erzherzog Leopold, des Kaisers Bruder, ist zum Generalissimus ernannt. Ihm werden die Feldherren Götz, Melchior Hatzfeld, Colloredo und Zahradecký beigegeben. Der Fürst Piccolomini ist aus den Niederlanden deshalb zurückgerufen worden. — Man will den Schweden mit aller Macht angreifen und Böhmen für immer vom Feinde säubern."

„Piccolomini, sagt Ihr, kehrt zurück?" rief die Gräfin neu aufgeregt, „so könnte ich ihm mit einem Abschiedswort der Vernichtung entgegentreten. — Aber, Pater Xaver! das kann noch lange währen für meine Ungeduld und für die ungestüme Hoffnung meiner Kinder."

— „Könnte Don Rafael mit seiner Gemahlin sich nicht im Voraus nach Spanien begeben, und Ihr ihnen folgen, wenn hier Alles zu Ende gebracht?" —

„Das wollen sie nicht; nur mit mir, — und ich selbst möchte gern in ihrer Gesellschaft reisen. Der weite Weg ist nicht ohne Gefahren, — ich würde für sie zittern. Sie mögen aus

Liebe zu mir ihre Wünsche zügeln. — Ja, jetzt wünsche ich dem Kaiser einen baldigen Sieg." —

— „Graf Buttler, — ich darf dies zu berichten nicht unterlassen — hat die Uebernahme eines Kommando's abgelehnt. Er sei alt, krank und abgelebt. — Gewiß ist, daß er seit seinem unersetzlichen Verlust und der Enthüllung, die Ihr ihm gegeben, tiefsinnig geworden. — Er ist nach seiner Herrschaft abgereist, die im Gebirge liegt — und vom Kriegsgetümmel bis jetzt noch nicht berührt worden ist. — Dort weilt er, wie man mir meldet, einsam, ohne Gesellschaft, menschenscheu, schweigsam, gebeugt und hinfällig. Er sucht die Oede des Waldes und der Felsenschluchten auf, wo er oft tagelang, des Wetters nicht achtend, herumirrt. Man glaubt, er wird's nicht lange treiben. Auch seine Körperkraft ist vom Wurme angenagt und droht zu brechen."

„Buttler!" wiederholte freudig die Gräfin, „so hat es ihn doch noch hier erreicht, wie ich gewünscht. Dies läßt mich in der Todesstunde beruhigter auf mein Werk sehen."

„Und Leßly ist noch in demselben Zustande. Die Aerzte verzweifeln an seiner Herstellung. So wird er wahrscheinlich auch enden. — Die junge Gräfin ist schon bei seinen Lebzeiten Witwe. — Sie hat die Gemächer des zweiten Stockwerkes bezogen, um nicht in seiner Nähe zu sein. Ein unüberwindliches Grauen heißt sie ihn meiden. — Buttler scheint seine Entdeckung für sich behalten zu haben; wenigstens weiß niemand im Dietrichstein'schen Hause von seiner Unterredung mit Euch und Eurem Wiedererscheinen. Sonst hätte man dasselbe in Verbindung mit jener Erscheinung Leßly's gebracht und der Verdacht gegen die Dienerschaft hätte Bestätigung gefunden. So aber ist man immer noch geneigt, Eure Erscheinung für ein Traumbild von des Feldmarschalls zerrüttetem Gehirn zu halten. — Die Nachforschungen über das Vorkommen des Teppichs haben auch zu keinem Erfolge geführt; der Schloßverwalter von Neustadt hat geschrieben, derselbe sei zugleich mit

den silbernen Geräthschaften bei jenem räuberischen Ueberfall verschwunden. Die Räuber und der Raub selbst konnten nicht ermittelt werden. Auf Mac Fergus' Einflüsterung — dem ich solche schlaue Auslegung kaum getraut, — hat man angenommen, jene schreckliche Ueberraschung in der Brautnacht sei das Werk der Rache einer unbekannten Dame, der vielleicht Graf Leßly vordem seine Hand zugesagt, der er aber treulos geworden." —

„Laßt sie im Finstern wandeln, Pater Xaver; es fördert sie in keinem Ding, sähen sie heller. — Ich wäre am Schluß — nachdem ich der Pflicht meines Herzens werde genug gethan haben; wenn mir nicht vielleicht zu seinem eigenen Unheil Fürst Piccolomini in den Weg tritt." —

„Laßt, Pater" — sagte die Gräfin nach einer Unterbrechung, und als sich Xaver zum Fortgehen anschickte, „meine Kinder nichts von jenem Leichenraub erfahren. Rafael besonders darf nicht wissen, daß man seines Vaters Leiche verstümmelt hat. Er soll nur dies Bild hier in seiner Erinnerung behalten, — den Herzog in seiner Größe, Macht und Gesundheitsfülle, — nicht wie ihn jetzt der Sarg birgt. Muß ich mich doch selbst auf diesen Anblick mit Muth wappnen." —

31.

Erzherzog Leopold kam nach Böhmen und stellte sich an die Spitze des Heeres. Er eröffnete den Feldzug mit der Belagerung von Kolin. — Die Stadt wurde mit Sturm genommen und die schwedische Besatzung darin niedergemacht. Hierauf gieng die kaiserliche Armee mit sechzig schweren Geschützen über die Elbe und nahm den Schweden Chlumec und Königgrätz weg. — Banner hatte indessen zu seiner Unterstützung den Ge-

neral Königsmark mit seiner Heeresabtheilung an sich gezogen; hierdurch verstärkt setzte er sich bei Bunzlau fest.

Als aber der Erzherzog mit der ganzen Macht seiner frischen Truppen heranrückte, und ihm eine Schlacht anbot, zog er sich gegen Leitmeritz zurück, nachdem er zuvor Brandeis, Kostelec und Melnik ausgeplündert hatte. Hierauf ließ er die Brücke bei Leitmeritz wieder herstellen, und schickte sich an, in den Saazer Kreis aufzubrechen und nach Eger zu ziehen.

Der Erzherzog aber schickte den General Zahradecký mit einer Abtheilung Reiterei dahin, um den Ort zu decken. Hierauf räumte Banner Leitmeritz, und zog sich in das Gebirge, wo er, ungeachtet daß ihn die Kaiserlichen ohne Unterlaß beunruhigten, so lange stehen blieb, bis sein Geschütz und einige hundert mit Beute beladene Wagen, unter einer starken Bedeckung, Meißen erreicht hatten, worauf er dann mit seiner Hauptmacht Böhmen verließ. —

Er verlor auf diesem Rückzuge viel Volk, welches die Kroaten und Hußaren im Nachsetzen niederhieben. Böhmen war nunmehr bis auf die drei festen Schlösser, Tetschen an der Elbe, Doubravská Hora bei Teplitz und Hauenstein, von den Schweden geräumt. Diese hatte Banner mit beträchtlichen Besatzungen und hinlänglichen Lebensmitteln versehen, in der Hoffnung, dem Erzherzog eine Schlacht zu liefern und nach deren günstigem Ausgange wieder in Böhmen einzurücken. Als die Befehlshaber dieser Schlösser jedoch sahen, daß sie von aller Hilfe abgeschnitten, ergaben sie sich, Einer nach dem Andern, an den Erzherzog Leopold. —

Ein Theil des kaiserlichen Heeres gieng hierauf, unter Anführung des Generals Goltz, nach Schlesien und der Lausitz und vertrieb die Schweden eben so schnell aus diesen Provinzen, als es in Böhmen geschehen war.

Die Landleute, welche sich vor den Schweden in die Wälder

verkrochen hatten, kamen nunmehr wieder zum Vorschein, um ihre Felder anzubauen; da sie aber weder Ochsen noch Pferde hatten, mußten sie sich wechselseitig selbst vor den Pflug spannen, um auf diese Art ihre Aecker zu bearbeiten.

Im folgenden Jahre starb Banner und an seiner Statt wurde Leonhard Torstensohn, Graf zu Ortala, ein eben so unternehmender, aber nicht so grausamer Krieger, zum Feldherrn über das schwedische Heer in Deutschland gesetzt. — Sein Auftreten auf dem Kriegstheater, so wie seine späteren glücklichen Erfolge gehören nicht mehr in das Bereich unserer Erzählung. —

Es war nunmehr der Zeitpunkt gekommen, wo, in Folge der Bestimmung des Pater Xaver, die Gräfin Terzky ihre Reise nach Jičin und Valdic gefahrlos unternehmen konnte. —

Der kurze Abschied von Rafael und Bohumila wurde ihr unendlich schwer, ein unbekanntes Vorgefühl preßte ihr die Brust und drängte die Thräuen in ihre Augen; doch widerstand sie auf das Hartnäckigste den Bitten ihrer Kinder, welche sie auf der wehmuthvollen Pilgerfahrt geleiten wollten. Nur mühsam entwand sie sich der Umarmung der weinenden Bohumila und schied mit einem Blicke von der heißgeliebten Tochter, als wollte sie sich deren Bild für eine lange, lange Zeit einprägen. Rafael tröstete die Geliebte mit der baldigen Wiederkehr der Mutter — ihre Abwesenheit sollte nur acht Tage währen — und mit der Hinweisung auf die nunmehr rasch erfolgende Abreise nach Spanien oder in die neue Welt, wo sich ihnen ein neuer und schönerer, hoffnungsreicher Lebenskreis öffnen sollte. —

Nur Madlena und Basil begleiteten die Gräfin. —

Das vom Herzog von Friedland prachtvoll erbaute Karthäuserkloster Valdic — auch Valdic-Karthaus genannt, liegt drei Viertel Stunden nordöstlich bei Jičin, auf einer kleinen Anhöhe in reizender Umgebung.

Als die Gräfin mit ihrer Begleitung hier anlangte, säumte gerade die Abendsonne mit ihrem Purpur die Waldkronen ringsum und hüllte die Abtei in magisches Silberlicht, von goldigen Streifen durchschossen. In den Fenstern der hohen Stiftskirche brannte flammender Schein und vom Thurm erschallte harmonisches Avemariageläute.

Basil zog an der Klosterpforte, die ein Laienbruder unter dem feststehenden Gruße: „Memento mori!" öffnete. Der Diener ließ dem Prior seine Gebieterin melden, ohne ihren Namen zu nennen.

Dies geschah erst im Innern des Klosters, wo sie der Vorsteher der Karthäuser, der vom Herzog eingesetzte, erste Prior des Stiftes, Philipp Buček aus Prag, in einer dunklen Halle empfing. —

Der würdige, greise Mönch erkannte die erlauchte Frau wieder, die an Wallenstein's und Terzky's Seite der Einweihung des Klosters beigewohnt und der Kirche reiche Geschenke an Meßgewändern und Opfergeräthschaften verehrt hatte, und vernahm mit Staunen aus ihrer Erzählung, daß und durch welche Fügung sie noch unter den Lebenden wandle.

Er vernahm ihren Wunsch, dem er bereitwillige Gewähr leistete, und erklärte auf Befragen nach der Verstümmelung der herzoglichen Leiche durch Banner dieselbe für ein Märchen. Wohl hatte der schwedische General Gruft und Sarg des Herzogs öffnen lassen, doch weilte er nur in Ehrfurcht, unbedeckten Hauptes und ein stilles Gebet sprechend, geraume Zeit betrachtend vor dem unversehrten Körper des gewaltigen Gegners seines Königs. Ein Gleiches thaten auch die Offiziere, die mit ihm gekommen. —

Der Prior geleitete in eigener Person die Gräfin in die Gruft, von deren Eingang vier Laienbrüder den schweren Stein

wälzten. Sie stieg an der Seite des greisen Mönchs hinab, der eine Lampe trug, welche er in eine Nische stellte.

Dann öffnete er den zinnernen Sarg zur Rechten, worin der Herzog ruhte. Jener zur Linken barg die Ueberreste seiner ersten Gemahlin Lucretia Nekeš von Landeck, wie die Inschrift in böhmischer Sprache besagte. —

Der Herzog war fast unverändert, er schien nur zu schlummern nach einer gewaltigen Anstrengung. Um den Mund spielte noch wie ehedem der sanfte, oft mit Bitterkeit gemischte Zug, auf der Stirne herrschte derselbe Ernst und dieselbe Hoheit, wie im Leben. —

Es lag eine ganze Welt des Schmerzes in dem Blicke, mit welchem die Gräfin die theuren Ueberreste betrachtete, dann drängten sich die Thränen gewaltsam hervor und die Brust schluchzte unter dem gewaltigen Eindruck dieses tiefsten Wehes.

„Albrecht," sagten kaum hörbar bebend die Lippen, „ich habe nur Dich allein geliebt auf dieser Welt mit meiner ganzen Liebe!"

Sie schwankte näher zum Sarge, neigte sich über denselben und drückte ihren Mund auf die bleichen Lippen der Leiche.

„Requiescat in pace, et lux aeterna luceat ei!" sprach der Prior, der den ergreifenden Auftritt abzukürzen wünschte, und verschloß den Sarg wieder.

„Laßt mich, Hochwürdiger," bat die weinende Gräfin, „kurze Frist allein, — damit ich beten kann." —

Der Prior stieg aus der Gruft, trat in die Kirche zurück und kniete vor den Hochaltar, um ebenfalls ein Gebet zu sprechen. —

Die Gräfin warf sich über den Sarg, und jetzt allein, gestattete sie ihrem gewaltigen Schmerz den vollsten Ausbruch.

Sie lag so hingegossen, die hohe dunkle Gestalt, nur matt und schaurig von dem blassen Schimmer der Ampel in dem mächtigen Gewölbe beleuchtet; nur die schneeweißen Hände über die Sargdecke gebreitet, leuchteten erkennbar durch die Finsterniß.

Sie sprach kein Gebet; aber was in ihrer Seele vorgieng, war gewaltiger, als jedes Gebet, es riß sich die Seele vom Körper los im Sturm der Zerknirschung und ihrer vernichtenden Gefühle. —

So fand sie der Prior, als er nach geraumer Zeit zurückkehrte.

Er spendete ihr einige liebevolle Trostesworte.

„Euer großer Schmerz, edle Frau!“ sagte er, „zeugt von Eurer großen Liebe und diese ist dem Verklärten auch jenseits ein theures Opfer. — Memento mori!“ setzte er den üblichen Spruch der Karthäuser zu.

Er bat sie ihm zu folgen, da die Nacht bereits hereinbrach.

Auf seinen Arm gestützt verließ sie die Gruft und schritt durch den Kreuzgang, wo verhüllte Mönchgestalten ihr begegneten mit dem einzig ihnen gestatteten Gruße: Memento mori! und zur Vesper in den Chor eilten. —

Die Gräfin kehrte mit ihrer Dienerschaft in das Dorf zurück, wo sie ihre Wohnung genommen. —

Sie verharrte den Abend, schweigsam gegen ihre Dienerschaft, allein in der niedrigen Bauernstube, welche man ihr eingeräumt, ihre Seele blieb dem gewaltigen Eindruck hingegeben und athmete nur von ihm. Schlummerlos durchwachte sie die Nacht. —

Am folgenden Morgen besuchte sie den Sarg ihres Gatten und jenen Kinsky's in der Kirche zu Jičin.

Der Abend aber fand sie wieder im Grabgewölbe des Herzogs, trauernd und weinend wie das erste Mal. Diesmal hatte sie Basil begleitet, der während ihrer Andachtsverrichtung in der Kirche auf ihre Rückkunft wartete. —

Erst als er nach langer Zeit besorgt in die Gruft niederstieg, trennte sie sich auf sein wiederholtes Bitten von der theuren Leiche.

Und abermals kam in diesem Zeitraume bis zum folgenden Abend kein Wort über ihre Lippen. Sie verschmähte Speise und Trank; die Welt und jede Lebensregung schien in ihrem wehmüthigen Schmerz aufgegangen.

Bekümmert theilte die treue Dienerschaft einander ihre Wahrnehmungen mit und Beide begegneten sich in dem Wunsche: „Wäre doch Pater Xaver mitgekommen, — er vermochte allein Etwas über die Gebieterin.“ —

Doch tröstete sie die Voraussicht, daß der nächste dritte Tag der letzte ihrer Trauer — dieses schauerlichen Todesopfers sein sollte. —

Der Abend kam, das Sonnenroth verdämmerte in den hohen Fenstern der Kirche, Dunkelheit legte sich zwischen Pfeiler und Wölbung, als die Gräfin abermals an Basil's Seite hereintrat und nach dem Grabgewölbe schritt. Sie nahm dem Diener die Lampe aus der Hand und stieg langsam in die Gruft hinab. —

Diesmal währte ihr Bleiben überaus lange. Aber es war das letzte Mal — sie wollte für immer Abschied nehmen. Konnte sie sich so bald trennen auf Niewiedersehen? Durfte er sie in den letzten, heiligsten Momenten stören? —

Er harrte noch lange —; da hallte ein tiefer, langauszitternder Seufzer an sein Ohr. Jetzt wagte er's mit schwankenden Schritten in die Gruft hinabzusteigen. —

Die Gräfin war neben den Sarg auf den Marmorboden gesunken.

Basil ergriff ihren Arm und versuchte die Ohnmächtige zu erheben.

— Sie war eine Leiche. —

Das Auge geschlossen — das Antlitz bleich und kalt; — nur um den Mund spielte es wie weicher Schmerz, wie ein sanftes Lächeln nach mühevoller Errungenschaft.

Mit zitternden Knieen eilte der greise Diener die Stufen hinauf. — Ihm trat der Prior entgegen, der an der Spitze der Mönche in den Chor gieng.

Weinend meldete ihm Basil den Vorfall. Der Mönch stieg mit ihm in die Gruft hinab. —

Bald darnach trugen die Trappistenbrüder auf einer Bahre unter schauerlichem Todtengesange die Verblichene durch die Kirche in die Leichenkammer.

Basil brach noch in derselben Nacht mit der Trauerbotschaft nach Prag auf. —

— Zwei Laienbrüder wachten und beteten während der Nacht bei der Leiche der Gräfin. Der treuen Kammerdienerin wurde dies wegen der strengen Klosterobservanz nicht gestattet. —

32.

In Prag angekommen eilte Basil zuerst zu Pater Xaver.

Mit sichtbarer Erschütterung nahm dieser die Trauerbotschaft auf; er befahl dem Haushofmeister bei ihm zu bleiben und eilte selbst auf den Hradčin zu Don Rafael.

Es gelang ihm diesen allein zu sprechen.

Ein unsäglicher Schmerz durchzitterte des jungen Mannes Brust und drängte die Thränen in sein Auge.

„Bohumila!“ seufzte er, krampfhaft des Jesuiten Hand fassend, „wird sie es überdauern?“ —

„Wir müssen ihr,“ versetzte Xaver, „vor der Hand die Schmerzenskunde noch verschweigen. Sie würde darauf bestehen, nach Baldic zu eilen, um die todte Gräfin noch einmal zu sehen. Dann wäre das Aeußerste zu besorgen, und Ihr, gnädigster Herr! dürft Eure Gemahlin nicht verlassen. Laßt daher mich allein dahin aufbrechen: es gilt jetzt nur noch, die erlauchte Frau zu bestatten und ihrem unbezweifelten Wunsche gemäß ihr den Ruheplatz an der Seite des Herzogs anzuweisen. Die Zukunft wird uns lehren, auf welche schonende Weise wir den Todesfall der jungen Frau zur Kennt-

niß bringen. Ich eile, mich auf den Weg zu machen und nehme auch Basil mit; Eure Gemahlin darf ihn nicht sehen, sein gebrochenes, verstörtes Wesen würde das Unglück ihr vorschnell verrathen."

Don Rafael billigte die Maßregeln des Jesuiten und drängte zur Abreise.

Er mußte sich selbst beherrschen und den gewaltigen Eindruck in seinem Aeußern verwischen, um vor seiner Gemahlin durch seine Niedergeschlagenheit nicht unfreiwillig zum Verräther des Trauerfalls zu werden. —

Xaver langte in Valdic an und sprach den Prior des Karthäuserklosters. Dieser gewährte auf das bereitwilligste die Bestattung der letzten Gräfin Terzky in der Gruft des Herzogs.

Die Leiche der Gräfin wurde in demselben schwarzen Gewande, welches sie im Leben trug, in einen zierlichen Sarg von Eichenholz gelegt. Bevor sich der Deckel desselben für ewig schloß, ward es den treuen Dienern Basil und Madlena gestattet, ihre heißgeliebte Herrin noch einmal zu sehen.

In der fünften Nacht nach ihrem Tode wurde der Sarg von den verhüllten Mönchen, welche Fackeln trugen, deren Schein die schwarze Nacht der hohen Kirchenwölbung schauerlich erhellte, und unter dem herzergreifenden Gesang des Miserere in die Gruft gebracht und zur Rechten des Herzogs beigesetzt. —

Basil und Madlena sprachen den Wunsch gegen Pater Xaver aus, den Rest ihrer Tage im Dorfe Valdic in der Nähe des Grabes ihrer Herrin zubringen zu dürfen. Zwar betrübte sie die Trennung von Bohumila, aber alle ihre Zukunft und Hoffnung war hier in die Gruft gesunken, sie taugten nicht für ein neues Leben in einem fernen fremden Lande.

Der Jesuit gewährte im Sinne der verstorbenen Gräfin ihren Wunsch und sorgte reichlich für ihre künftigen Bedürfnisse. —

Drei entsetzlich lange Wochen waren für Bohumila vergangen und die Mutter kehrte noch immer nicht zurück; auch kam keine Nachricht von ihr oder man verheimlichte ihr dieselbe absichtlich, — denn auf ihre dringendsten Fragen antwortete Rafael ausbeugend oder durch neue Vertröstungen.

Eine bange Ahnung lagerte sich auf ihre Brust; diese zu nähren und walten zu lassen, war des Jesuiten Plan; sie sollte das seelenvolle, weiche und empfindsame Wesen auf den gewaltigen Schmerz vorbereiten. —

An einem Abend, als die junge Frau abermals vergebens auf die Rückkehr der Mutter geharrt, versammelten sich in ihrem Gemache Don Rafael, Pater Xaver und der freundliche Kapuzinermönch.

Rafael war bleich, sichtbar niedergedrückt und beklommen. —

Nach einer bangen, angstvollen Stille nahm Pater Pankraz das Wort mit zitternder Stimme:

„Gnädigste Frau, es steht Euch halt noch zu allerletzt ein großer Schmerz bevor — der letzte Tropfen aus dem Kelch des Erdentrübsals. —"

— „Wehe mir!" kreischte Bohumila auf und erbleichte zur Lilie, „die Mutter ist — ich wußte es ja — im Traum —!"

Sie sank ohnmächtig in Rafael's Arme.

Man gewährte die Frist, daß sich der Schmerz austobe, daß sie sich ausweinen konnte.

— Als sie sich erholt, bat sie, ihr nichts zu verschweigen — sie wollte Alles wissen, den ganzen Umfang ihres Verlustes kennen lernen.

Unter leise strömenden Thränen hörte sie den Bericht des Pater Xaver.

„Ich muß zu ihr," rief sie dann flehend, „führt mich zu ihr, — ich muß das theure Angesicht noch einmal sehen; ich

schwöre es Euch — ich werde stark sein, selbst in meinem ungeheuren Schmerze! Ich werde sie wieder erwecken."

„Es ist vergebens, Theure, Geliebte," beschwichtigte Rafael, „die Gruft öffnet sich keinem sterblichen Auge mehr. — Ihre Schmerzen sind gestillt, sie ruht an der Seite dessen, den sie über Alles geliebt im Leben."

— „Ja," hauchte Bohumila, „sie hat ihn mehr geliebt selbst als mich. Ihr Schmerz und ihr Zorn war nur die Liebe zu ihm. — Und wo sind Madlena und Basil geblieben?"

„Als treue Wächter in der Nähe ihres Grabes. Der Rest ihres Daseins gehört dem Gebete und der Erinnerung. Gönn' ihnen die Einsamkeit und das trauernde Angedenken."

— „O, sie sind treuer als ich; — sie konnten sich selbst im Tode nicht von ihr trennen." —

„Und werden, Geliebte! unsere Seelen nicht immer ihrer Seele nahe sein!? Ob Land und Meer uns von ihrem Staube trennen, ihr Bild lebt in unseren Herzen in ewiger Klarheit und Liebe." —

„So nenne ich auf dieser Erde Niemanden mehr mein!" sagte sie dumpf vor sich hin.

„Mich — mich!" rief Rafael und schloß sie an seine Brust, „und meine Liebe, die ewig an Dauer ist."

„Und das Kind unter meinem Herzen," flüsterte sie ihm leise zu, und ihre Wange färbte sich bei diesem ersten Geständniß: — „das hält mich noch aufrecht und gibt mir Kraft. — Wann starb sie?"

„Am dritten Tag nach ihrer Ankunft; über dem Sarge des Herzogs endete sie leicht und schmerzlos. Ihr letzter Seufzer galt noch Dir. — Der Tod war ihr ein freundlicher Friedensbote."

— „Wohl, wohl! Sie zog ihn grausam der Liebe des Lebens, unserer Liebe vor. — Ich ahnte ihr Scheiden, ein Traum

sagte mir's in derselben Nacht, — und wenn ich ihm glaube, ist sie sanft und friedenreich in die ewige Nacht gegangen."

„Hinter der aber," fiel Pankraz ein, „ein schönerer, lichterer Morgen aufgeht mit einem glänzendern Himmel, den tausend ungekannte Sonnen erhellen." —

— „Ich sah sie im Traume vor mir, — mild, freundlich, lächelnd, wie selten sonst; sie saß auf einer lichten Wolke, und streute Rosen auf mich hinab, während ich die Arme verlangend nach ihr ausstreckte, — und da zog sie abwärts, nach Mittag hin, ich deutete es, nach unserer neuen Heimath; sie winkte mir dorthin, aber die Thränen überströmten doch mein Angesicht und in die Brust zog mir ein ungeheures Weh des Abschieds. — Jetzt hab' ich des Traumes Lösung." —

„Bohumila, der Frieden, der bald sich über Deine Seele senken wird: er ist die Frucht ihres Segens. Nur Liebe ist's, die sie Dir jenseits bewahrt und ihr verklärter Geist wird Dir den Lebenspfad fortan mit Blumen schmücken, wie sie es ja auch nur auf Erden gewollt."

— „Aber Rafael," bat Bohumila, „nun scheiden wir bald, recht bald von diesem Lande, das mir nichts Theures mehr einschließt, als ihre unbekannte Gruft. — Und folgt uns Keines von Denen, die ich sonst gewohnt war in meiner Nähe zu sehen?"

„Verkümmere die treue Hingebung des alten treuen Dienerpaares nicht; — uns folgt hier ein neuer, aber bewährter Freund, der auch Dir am Rande des Grabes eine tröstende Erscheinung war, Pater Pankraz!" —

— „Ja, Hochwürdiger, Ihr geht mit uns. Habt Dank dafür. Was hier noch mild und friedlich an Erinnerungen, das bewahrt ihr in Euch. — Ja, sie wollte nicht länger leben; sie wußte es, daß dort ihr Herz brechen müsse, wo all ihre Liebe, ihr Stolz und ihre Hochheit begraben liegt. — Und ich wähnte sie durch meine armselige Zärtlichkeit an diese Erde, an ein neues

Dasein zu fesseln, das ich ihr mit frischen Blüten nach hartem Wintersturme ausschmückte. — Aber die Keime alle waren erstarrt. Sie knospen nur wieder in einer andern Luft.“ —

„Ihr Angedenken wird uns ewig gesegnet sein. So hohen Geistes wandeln wenig Frauen über diese Erde!“ sprach Rafael.

— „Und wenn sie nicht verzeihen konnte in ihrer stolzen Brust,“ sagte Bohumila, „so wird ihr dort vor dem Throne des Allmächtigen Verzeihung werden, um ihrer unsäglichen Leiden willen.“

„Selig sind nur die zu preisen,“ stimmte Pater Pankraz ein, „die den Frieden gefunden. Der Herr nimmt sie auf in seinen Schoß und bei ihm ist Beständigkeit; — hier aber Alles nur Uebergang. Amen.“ —

— Pater Xaver, den Verpflichtungen, welche ihn an die Gräfin gefesselt, noch immer getreu, traf alle Vorkehrungen zur Abreise des jungen Paares nach Spanien. —

Auch Pater Pankraz rüstete sich zu seiner Pilgerfahrt nach Rom. —

In einer bestimmten Zeit wollte er Don Rafael und seine Gemahlin in Sevilla finden; und sollte dort es sich entscheiden, — ob sie von nun an Spanien oder den neuen Welttheil zu ihrem künftigen Aufenthalte wählen würden.

33.

„So werd' ich halt,“ sagte Pankraz zu seinen Freunden, ihnen die Hände reichend, „den nächsten Montag den Pilgerstab ergreifen, und weil's so schönes Herbstwetter is, kann ich eine angenehme Reise haben. Bin erst im Lombardischen und weiter, so ist dort der Herbst noch schöner und länger. Es ist so zu sagen gar kein Winter, der Herbst geht gleich in den Frühling über.“

— „Ihr wollt doch nicht heut schon Abschied nehmen, Pater?“ fragte theilnahmvoll der Fleischer, „das gienge durchaus nicht an; wir müssen Euch doch noch ein kleines Abschiedsfest und dann eine Strecke weit das Geleite geben. Wenn's Scheiden auch etwas Bittres ist, so müssen Freunde doch bis zum letzten Augenblick beisammen bleiben.“

„I bewahr', meine Herren, so dringend is es nicht. Es sind ja bis dahin noch fünf Tag' und ich hab' schon noch Manches hier zu verrichten: obgleich ich selbst froh wär', wenn ich schon Alles abgemacht hätt', da's nun schon einmal sein muß.“

— „Ich habe es bis jetzt immer nicht ordentlich glauben wollen,“ sagte Hostal, „daß Ihr wirklich fortgehen und uns verlassen wollt. — Wär' ich jünger: bei Gott! ich zöge mit Euch und finge meine Wanderschaft vom Neuen an. In diesem unglücklichen Lande ist so kein Segen mehr. — Ja, ich thäte es jetzt noch, wenn ich nicht das verwünschte Haus hätte.“

„Nun so verkauf' doch dieses Haus Deiner Pein und Unzufriedenheit.“

— „Ja — verkaufen! In jetziger Zeit! Ich glaube, wenn man's Jemand schenkte, er nähm' es nicht, weil er sich dadurch eine Last auflabet.“

„Einer fände sich schon, Gevatter, der Dir gern die Last abnähme; aber vom Verschenken warst Du nie ein großer Freund. Nun, jeder nach seiner Art. — Aber, weil mich's wirklich traurig stimmt, so wollen wir nichts mehr vom Abschied sprechen, als bis den letzten Augenblick, und weil die Zeiten jetzt doch wieder ruhig und besser sind, so wollen wir die letzten Tage noch fröhlich sein.“

„Und dem Himmel danken,“ fiel der Mönch ein, „weil er es hat besser werden lassen.“

— In diesem Augenblick trat die schöne Marinka, in ihrem Sonntagskleid, das mit Silberborden reichgeschmückt war, am Halse den Schmuck von gehenkelten Ducaten und die langen schwar-

zen Haarflechten mit rothen Bändern durchflochten, an den Tisch und vor Pater Pankraz.

Sie hielt in der rechten Hand ein großes geschliffenes Glas voll schäumenden Bieres — am linken Arme aber führte sie einen schmucken, hochgewachsenen, schwarzäugigen Burschen, den Obergesellen aus der Brauerei.

Schamhaft erröthend wandte sie sich zu Pankraz und sagte mit stockender Stimme:

„Ich bring' Euch's zu Eurer Gesundheit, hochwürdiger Herr! — und bitt' Euch, es anzunehmen, — und weil Ihr es selbst gesagt habt und mir anempfohlen, — und weil ich schon immer freundlich lachen werde, — und weil's doch einmal sein muß, so möchte ich Euch bitten, — daß Ihr — uns vor Eurer Abreise noch copulirt; denn — der Hynek ist mein Bräutigam, — die Base hat's erlaubt und gibt mir eine Aussteuer, — und, wir gehören freilich zur Thomaskirche, aber wir haben die Erlaubniß und Ihr könnt uns schon copuliren.“ —

Sie endigte tief aufathmend, als wäre ihr eine große Last von der Brust gefallen. —

Pater Pankraz nahm den Krug, den sie ihm vorgetrunken und sagte mit freundlich strahlenden Blicken:

„Schau, schau! da ist mir zu guter Letzt doch noch eine große Freud' widerfahren, und was ich vorausgesagt, ist eingetroffen. Du schwarzäugiger Spitzbub hast Dir einen recht hübschen Menschen ausg'sucht, und gut is er gewiß auch; ich les' es in seinen Augen. Und er hat auch einen ganz richtigen G'schmack; denn die Marinka is halt das hübscheste Madel in der Brückengassen.“ —

Er reichte den Krug jetzt dem Bräutigam, aus dessen Hand der Trank an den Fleischer und Kürschner zum Bescheidgeben übergieng, und fuhr fort:

„Es wird mir freilich eine große Ehr' sein, Euch für den

heiligen Ehestand einzusegnen und wenn der Himmel meine Wünsch' und mein Gebet erhört, so wird er Euch lauter Glück bescheeren. Brauchst Dich gar nicht zu schämen, Marinka! es is einmal Dein Beruf und die Welt muß bevölkert werden, besonders in jetziger Kriegszeit, wo so viele Menschen umkommen. Und —"

„Ei, ei, Marinka Du!" rief lachend der Fleischer und streichelte ihr den glänzenden Scheitel, „also wirst Du uns untreu werden. Das ist nicht schön, daß Du Deine alten Anbeter verlassen willst, und Ihr, Hynek, seid also der Schelm, der sie uns entführt. Freilich, die Jugend hat dazu ein besonderes Vorrecht. — Und was ich Euch sagen wollte: ich muß jetzt den Verräther spielen, damit Ihr den Hasen nicht im Sacke kauft: sie hat mir einen Kuß gegeben, oder vielmehr, ich hab' mir ihn genommen, und wer einmal unter meine Fäuste kommt, dem hilft das Widerstreben nichts. — Und Grund und Boden ist Euch doch geblieben, Hynek; die Lippen sind eben noch so frisch."

„Es war ein Kuß in Ehren, Herr Meister," sagte lachend der fröhliche Bursche, und drückte das verlegene Mädchen an sich, „von nun an aber besitze ich allein die Gerechtigkeit darauf."

— „Nicht nur, sondern auf's ganze Mädchen," jubelte der Fleischer; „und weil das denn heut der Marinka ihr Ehrentag ist, so wollen wir auch extra fröhlich sein. — Schafft Bier her, Frau Wirthin, — der Knecht soll uns bedienen, — einen ganzen Eimer; wer durstig hereinkommt, der soll trinken, den halte ich frei. Und die Marinka soll heut nicht einschenken, sie soll ein Gast sein und soll mit ihrem Bräutigam hier an unserem Tisch sitzen. — Und wenn Ihr Bratwürste bei der Hand habt, so werft sie in die Pfanne und schafft Koláče*) an; — es soll einen ordentlichen Schmaus geben."

„Nun in des Teufels Namen," rief auf den Tisch schlagend

---

*) Runde Kuchen mit einer süßen Füllung: ein Nationalgericht.

und die Mütze verschiebend, der Kürschner, — „verzeiht, Hochwürdiger, den Fluch, — weil's nun heut einmal ist, so will ich auch fröhlich sein und mein verwünschtes Haus und die Einquartirung und die Schnapphähne von Soldaten vergessen. — Den zweiten Eimer Bier bezahle ich — Sojka."

„So — nun wird es gut werden," stimmte der Fleischer ein, „und die ersten guten Musikanten, die vorüber gehen, ruft herein: sie sollen uns den Rejdovák und den Chalupák aufspielen."

Freundlich lächelnd hatte Pankraz die Hände des Brautpaars gefaßt und sagte:

„Also, wann wollt's denn copulirt werden, Ihr guten und hübschen Leut'? Es muß bald sein; denn Montag reis' ich halt ab." —

„Morgen, morgen, Hochwürdiger," sagte einstimmig das Brautpaar.

„Das is gut; da kommt um neun Uhr auf den Hradčin hinauf, — ich werd' Euch in dem neuen schönen Meßgewand trauen, das mir die spanische Gräfin, meine zukünftige Herrin, verehrt hat, und für die Braut hier werd' ich schon für einen schönen Rosmarinkranz sorgen aus unserm Garten, den ich recht andächtig weihen will."

„Und wir Anderen," sagte der Fleischer, „Hostal und ich werden der Ceremonie beiwohnen, und wenn Ihr nicht schon versorgt seid, Hynek, so will ich den Brautführer abgeben."

— Bald auch dampfte die Schüssel mit den Lieblingsgerichten auf dem Tische, das granatfarbige Bier schäumte in den Krügen und Gläsern, die Musik rauschte und lärmte, und als sich die Lustigkeit steigerte und in der Mitte der Stube Raum geschafft worden war, schwenkte der ausgelassen fröhliche Fleischer die schmucke Braut im wilden Rejdovák herum. — Pater Pankraz aber sah dem Jubel aus der Ecke fröhlich lächelnd zu, bis seine Stunde schlug und er sich heimlich entfernte.

„Ich werd' es halt doch nicht über's Herz bringen," sagte

er auf dem Heimweg zu sich; „mich von diesen guten Menschen ohne Abschied zu trennen, wie das mein Beschluß war, weil's gar zu bitter is. Ich hab' mein Gewissen mit der Lüg' beschweren wollen und g'sagt, daß ich wiederkomm', und hab' nicht wiederkommen wollen. Jetzt aber muß ich — und der Montag soll der letzte Tag sein und sie sollen mir's Geleit geben, bis zur Wohrada hinaus, weil auf der Wiener Straßen, wo wir gemeinschaftlich den letzten Trunk thun wollen." —

34.

Buttler verschwand oft tagelang vom Schlosse zu Šaclér, wo er sich aufhielt, und irrte in den Feldern und Gebirgen der Umgegend herum.

Endlich kehrte er nicht wieder. Weidende Hirten wollten ihn in der Gegend von Adersbach gesehen haben; in den merkwürdigen gigantischen Felslabyrinthen, die noch nicht gänzlich erforscht sind, soll er verschwunden sein. Man forschte nach ihm, soweit diese steinerne Welt damals zugänglich war, und wurde endlich zu der Annahme gezwungen, er sei in einen jener zahlreichen Abgründe gestürzt, die vor Jahrtausenden etwa ungeheure Wasserfluthen ausgehöhlt, daß ihre Tiefe nicht zu ergründen. —

Es war vier Wochen nach der Bestattung der Gräfin in der Gruft zu Baldic.

Der Spätherbst entlaubte bereits die Bäume und Sträucher, Nebel lagerten sich über Berg und Thal und der Reif umsäumte die Felder, glanzlos und matt nur wärmend beschrieb die Sonne engere Kreise am Himmel — da in dunkler Abendstunde zog es an der Klosterpforte von Karthaus und als der Bruder Pförtner öffnete, sah er vor sich knieend einen alten Mann in nasser, zer-

rissener Kleidung, mit verstörten Mienen, irrem Blick, das graue Haar wild um die Stirne hängend.

Er faltete die Hände und stöhnte den Spruch: Memento mori! —

Dann gab er in unzusammenhängenden Lauten den Wunsch zu erkennen, vor den Prior gebracht zu werden. —

Der Bruder Pförtner geleitete ihn stumm in's Kloster und meldete ihn dem Prior. —

Bei diesem verweilte er lange in dessen Zelle. Kein menschliches Ohr hat je vernommen, was er dem Vorsteher der Karthause anvertraut. —

Am folgenden Morgen ward der Fremde als Laienbruder eingekleidet, man wies ihm seine Zelle und sein Gärtchen an.

Mit fanatischem Eifer gab er sich den vorgeschriebenen Andachtsübungen und Kasteiungen hin und grub mit emsigem Fleiß, das Wort: Memento mori! immerdar auf den Lippen, an seinem Grabe. —

Er lebte noch drei Jahre, dann versenkten ihn die Klosterbrüder unter dem schauerlichen Gesange des Miserere in den kühlen Raum, welchen er sich selbst bereitet.

Keiner von ihnen erfuhr, wer und welches die frühern Lebensschicksale des Fremden gewesen, der hier still und unerkannt und fern von der Welt geendet. — —

— — Die Regenzeit war vorüber und die tropische Sonne lag über Hispaniola's Bergen und Wäldern wie ein glühender Demant und ihr Strahl lockte das üppigste Grün aus dem jungfräulichen, von Kraftfülle strotzenden Boden. —

An der Bucht von Gonave, links vom Cap St. Nicolas, dehnte sich eine reiche Pflanzung, von der Yuna bewässert, aus. Inmitten der Plantagehütten erhob sich weit hin leuchtend ein weißes Gebäude, der Wohnsitz des Herrn der Besitzung, des Don

Rafael Cogollos und seiner Gattin Bohumila, dem blonden Wunder der Insel.

Hier weilte das junge Paar bereits seit einem Jahre in ungetrübter, seliger, von den wehmüthigen Erinnerungen der Vergangenheit nur mild angehauchter Freudigkeit. —

— Schon während des ganzen Tages hatte man ein spanisches Schiff im Angesichte der Bai wahrgenommen, das aber der heftigen Brandung wegen und des Windes, der von Nordwest wehte, nicht einlaufen konnte.

Gegen Abend versuchte der Kauffahrer die Schaluppe, mit etwa zehn Personen bemannt, an's Ufer zu setzen.

Aber eine heftige Brise legte das Fahrzeug um und begrub die Mannschaft in den Wellen — Angesichts der Bai. —

Sogleich kam man den Schiffbrüchigen vom Ufer aus zu Hilfe und es gelang sie sämmtlich nach großer Anstrengung zu retten und an's Land zu bringen.

Rafael und seine Gemahlin waren hilfreich mit an den Strand geeilt; da sahen sie im Schimmer der untergehenden Sonne auf der Düne einen knieenden Kapuzinermönch, der sichtbar dem Himmel für seine Rettung dankte.

Sie näherten sich demselben, nachdem er sich erhoben und von einem Arbeiter beschieden landeinwärts die Schritte gegen die Niederlassung lenkte. —

Welche freudige Ueberraschung aber, als sie in dem Geretteten den Pater Pankraz erkannten.

Ein gleichzeitiger Jubelruf ertönte von ihrem Munde und der Pater lag, trotzdem daß seine Kutte von Seewasser triefte, in Rafael's Umarmung. —

„Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er nach dem ersten Freudensturme, während Bohumila zärtlich seine Hand gefaßt hatte und ihn liebevoll anblickte, „ich hab' schon geglaubt, daß ich heut eine Mahlzeit für die Fisch' abgeben sollt'; besonders

für den Hai, der nichts verschont, — das is gar ein kurioser Patron —; aber der liebe Herrgott hatt's nit haben wollen, daß ich so nah an meinem Ziel, unter Euren Augen so zu sagen, meinen Lebenslauf schon beschließen sollt'." —

„Ihr seid also doch gekommen!" rief freudig Don Rafael, „und wir hatten schon an Eurem Erscheinen verzweifelt. Ihr ließet uns ohne Nachricht. Vergebens harrten wir Euer die doppelte Zeit von der ausbedungenen in Sevilla —."

— „Und hielten Euch," stimmte Bohumila ein, „für verloren oder todt. Das hat uns tiefbekümmert, Hochwürdiger, Ihr seid uns ja der letzte Freund, und das einzige Erbe aus der alten Welt. — Aber wo weiltet Ihr so lange?" —

„Ja, theurer Freund!" sagte Rafael, die Hand des Mönchs an sein Herz drückend, „wir glaubten uns vergessen; — nein! wir glaubten Euch todt, — und Euer Verlust war es, der uns oft mit bittrer Wehmuth erfüllte. Und wie innig hat sich Bohumila nach Euch gesehnt!"

„Ja, da bin ich halt," versetzte Pankraz gerührt, „um Euch nie wieder zu verlassen. Denn auf das Wasser geh' ich nicht mehr; und so is mir halt der Rückweg abgeschnitten. — Ach, ich wär' gern früher gekommen; aber was passirt mir in Rom, wo ich nach meiner langen Fußwanderung angelangt bin!? — Eben stirbt der General unsers Ordens, der mir halt allein die Erlaubniß geben kann, daß ich dem Convent auf Cuba zugetheilt und hier auf Hispaniola stationirt bin. Und gleich darnach ist auch der heilige Vater g'storben, — und so hat's denn über neun Monat gedauert, bis wieder ein neuer General gewählt und vom Papst bestätigt worden ist. — Ich hab' Euch freilich g'schrieben: aber Ihr habt, wie ich schon seh', den Brief nicht bekommen. — Und so hab' ich denn erst in Sevilla auf meine Anfrag' erfahren, wo Ihr hin seid, gnädige Herrschaft, und hab' mich in Cadix eing'schifft, und die Ueberfahrt hat über vier

Monat gedauert, auch hab' ich bereits in Cuba gelandet und mich dem Provinzial dort vorg'stellt. — Jetzt wär' aber halt Alles überstanden und meine Seele dankt dem Herrn in Psalmen und Gebeten. — Nachrichten und Neuigkeiten aus Europa, und aus Böhmen, bring' ich keine, als daß, wie ich bei meiner Abreise erfahren, der unglückselige Krieg immer noch kein End' hat. Daß Gott erbarm!" —

Das junge Paar beeilte sich nun den Pater in ihr Haus zu geleiten, wo er seine nasse Kleidung mit trockener vertauschen und sich an Speise und Trank laben mußte.

Dann tauschten die drei glücklichen, frohen Menschen ihre seitherigen Erlebnisse und Erfahrungen aus und gedachten auch mit wehmüthiger Rührung der theuren Geschiedenen. —

Als die Nacht aber hereinbrach, die tropische Nacht mit ihren Millionen funkelnder Sterne und der Mond aufgieng in einer Pracht und Klarheit, wie sie des Paters Auge noch nie gesehen, da geleiteten sie gemeinsam den theuren Gast in ein nahes Wäldchen, welches mit der Pflanzung zusammenhing.

Hier unter den Kronen hoher Palmen und umkränzt von dunklen Cypressen erhob sich auf einem freien Raume ein schwarzer Stein in Gestalt eines Sarkophages, worauf die Inschrift zu lesen:

Maximiliana, die letzte Gräfin Trčka von Lipa.

„Hier," sagte Rafael zum Pater, der ehrfurchtsvoll seine Hände über dem Rosenkranz gefaltet hielt, „ist der Tempel unserer Erinnerung."

In Bohumila's Auge glänzte eine Thräne, sie sank in die Arme ihres Gatten.

„Friede den Todten im Grabe," betete der Mönch, „und uns Allen ein freudiges Auferstehen und Wiedersehen in der himmlischen Glorie!" —

— Sie wandelten schweigend in das Haus wieder zurück.

An der Thüre faßte Bohumila des Paters Hand und geleitete ihn in ein Nebengemach.

„Neidisch habe ich Euch bisher," sagte sie schnell erröthend, „den Schlußstein meines Glückes verborgen", und sie zog die grüne Decke von einer Wiege, in der ein engelschönes schlummerndes Kind mit blonden Locken lag, „hier — Hochwürdiger! segnet meinen Sohn. Er hat das Licht der neuen Welt erblickt, möge er die Nacht der alten nie kennen lernen."

„Amen!" betete Pater Pankraz. —

* * *

Im Jahre 1782 wurde auf Befehl Kaiser Josef II., nebst vielen andern Klöstern in Böhmen, auch die Karthause von Valdic aufgehoben und geschlossen.

Der letzte Abt, Rupertus — der nunmehr wie sämmtliche Mönche in den Weltpriesterstand treten mußte, übergab dem kaiserlichen Commissarius die Schlüssel des Convents und der Kirche, dann führte er ihn in den Garten, wo die Gräber der Mönche, zu einem einfachen Stein, und sagte — denn jetzt war seine Zunge gelöst: „Hier, Herr Kreishauptmann, ruht die Asche des ehemaligen kaiserlichen Feldherrn aus dem dreißigjährigen Kriege, des Generals Grafen Buttler. — Schon unter dem ersten Abt Philipp hat er hier vor des Lebens Stürmen Zuflucht gesucht und ist früh eingegangen zur Ruhe. Den Brüdern blieb sein Name und Stand ein Geheimniß, so wie der Welt sein Ende in diesen Mauern. Nur jedesmal der Prior hat es auf dem Sterbebette seinem Nachfolger oder dem ältesten Bruder anvertraut. — Macht, wenn es Euch beliebt, Gebrauch von dieser Mittheilung für die Nachwelt." —

1783 wurde das prachtvolle Gebäude der Karthause öffentlich feil geboten. Da sich aber kein Käufer fand, so bestimmte es die Regierung zu einem Militärmagazin. Im Jahre 1791 aber

wurde es wieder zur Civilverwendung zurückgenommen und zu Wohnungen für die Beamten der Herrschaft Radim eingerichtet.

Der vormalige k. k. Staatsgüter-Administrator, Graf Prokop Hartmann von Klarstein, ließ als antiquarische Merkwürdigkeit eine von den ehemaligen sechszehn Zellen nebst dem dazu gehörigen Gärtchen in der Art, wie sie sonst bestanden, wieder herstellen. Sie enthält das Bildniß des ersten Priors der hiesigen Karthäuser, Philipp Buček aus Prag. Im Vordertheile des Gebäudes der ehemaligen Prälatur befinden sich jetzt zwei Wollzeugfabriken. Die ehemalige Bibliothek dient als Getreideschüttboden und das Refectorium als Obstniederlage. — —

Die ehemalige Stiftskirche zu St. Joseph ist gegenwärtig eine Filialkirche und nach Radim eingepfarrt. —

Bis zum Jahre 1785 befanden sich in der Gruft unter der Kirche die Leichen des Grafen Albrecht von Waldstein, Herzogs von Friedland, seiner ersten Gemahlin Lucretia, Freifrau Nekeš von Landeck, und — der Gräfin von Terzky.

Die ersten zwei wurden aber mit allerhöchster Genehmigung vom 30. November 1784 im obengenannten Jahre durch den Grafen Vincenz von Waldstein nach Münchengräz in die dortige Kirche zu St. Anna übertragen, wo sie sich jetzt befinden.

Bei dieser Gelegenheit erwies sich auch die von Pelzl und nach ihm von Schaller mitgetheilte Nachricht von der Beraubung der herzoglichen Leiche durch den schwedischen General Banner als ein Mährchen. —



Druck von J. L. Kober in Prag 1865.